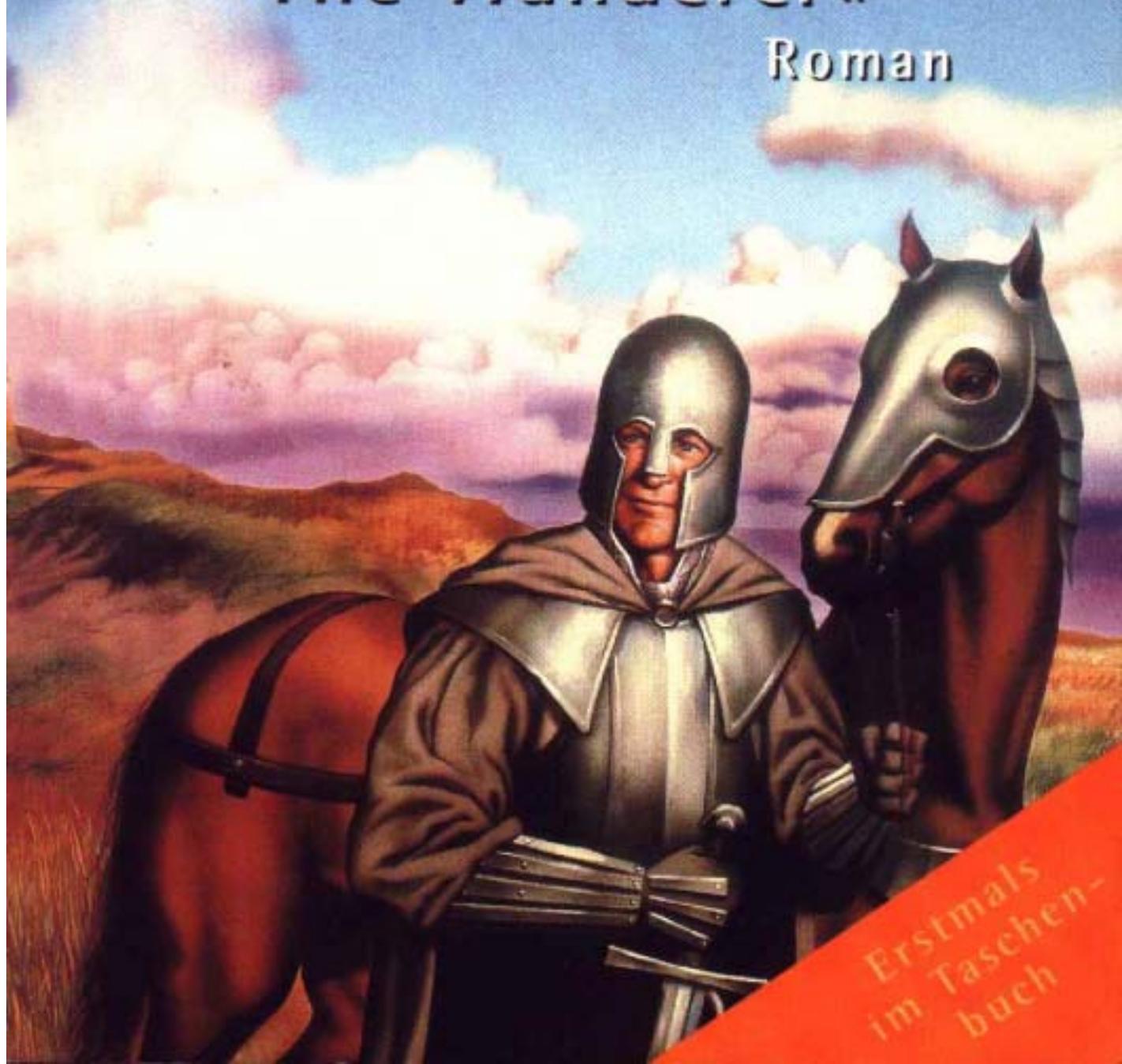


HEYNE
BÜCHER

Wolfgang
Hohlbein

Wiedergeburt
»The Wanderer«

Roman



Erstmals
im Taschen-
buch

WOLFGANG HOHLBEIN

**WIEDERGEBURT
›THE WANDERER‹**

Roman

Ebook by »Zerwas«



WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

1

Er hatte einmal gelesen, daß ein Mensch im Augenblick des Wissens um seinen unmittelbar bevorstehenden Tod sein gesamtes Leben noch einmal an sich vorbeiziehen sieht; in einem einzigen zeitlosen Moment, der weniger als eine Sekunde währt, weniger als die nicht meßbare Dauer eines Gedankens, und vielleicht nicht einmal dies, und in dem doch eine komplette Lebensspanne noch einmal Revue passiert.

Das war eine Lüge!

Es mußte eine Lüge sein, denn wenn es die Wahrheit gewesen wäre, hätte er nicht das Leben gelebt, an das er sich erinnerte, in diesem Moment, der dem vollkommen zweifelsfreien Begreifen seines bevorstehenden Todes folgte und der vielleicht tatsächlich zeitlos und dennoch auch endlos schien, eine nicht enden wollende Spanne unbeschreiblicher Qual und nie bekannter Pein, seelischer, aber auch durch und durch körperlicher Natur.

Er hatte unvorstellbare Schmerzen. Mehr noch: er war Schmerz, reine, rote Qual, die ihr Zentrum irgendwo dicht unterhalb jener Stelle hatte, an der einst sein Herz gewesen war, zu jener anderen, Äonen zurückliegenden Zeit, als er noch einen Körper besessen und nicht nur aus materieigewordener Pein bestanden hatte.

Schlimmer als alles, was er je erlebt hatte.

Schlimmer als alles, wovon er je gehört hatte.

Schlimmer als alles, was er sich je vorgestellt hatte, denn im Gegensatz zu seiner Fantasie kannte die Wirklichkeit kein Unvorstellbar, sondern immer nur ein Mehr. Er trieb durch einen Ozean aus Feuer, dessen prasselnde Wogen über einem wirbelnden schwarzen Sog aus Vergessen und dunkler Leere tobten, und alles, was er empfand, waren Qualen, die schlimmer und schlimmer wurden und einfach kein Ende nahmen. Nicht einmal die Erleichterung, seinen Schmerz hinauszuschreien, war ihm geblieben, denn der schneidende Stahl, der seinen Körper durch-

bohrt hatte, nahm ihm zugleich auch den Atem.

Aber da war noch mehr.

In all diesem Chaos aus Leid, Qual und Pein, über dem Ozean aus rotem Schmerz und Entsetzen erklang eine Stimme, schwebten Bilder...

Eine Stimme, die fremd und doch vertraut war und die in einer Sprache redete, die er nie gehört hatte und doch verstand, und Bilder eines Ortes, an dem er nie zuvor gewesen war und den er doch erkannte, so sicher und jenseits aller Zweifel, als hätte er sein ganzes Leben - oder doch zumindest einen großen Teil davon - genau dort verbracht.

Nichts davon hatte Substanz oder war gar real.

Eine Halluzination, ein Trugbild, ein letztes, verzweifeltes Aufflackern seines Bewußtseins, das sich noch einmal an das schwindende Leben klammerte, wie das berühmte weiße Licht, das einem angeblich im Moment des Sterbens erscheint und alles Leid und alle Qual beenden soll und auf das er so verzweifelt wartete; das Leben, das an seinem inneren Auge vorbeizog, war zu kurz, um ein ganzes Leben, und zu fremd und bizarr, um ein Teil seiner Erinnerung zu sein. Und obwohl er dies wußte, klammerte er sich mit aller Kraft an diese Bilder, ganz gleich, was sie zeigten und wie erschreckend sie waren, denn nichts konnte schlimmer sein als die nicht enden wollende Qual, die ihm der stählerne Pfeil unter seinem Herzen bereitete.

Er sah ...

... eine Ebene, endlos und leer wie die große Ödnis, aus der das Universum hervorgegangen war; vielleicht auch nur ein Raum, der so groß war, daß man seine Wände nicht mehr erkennen konnte, und von einer Dunkelheit erfüllt, deren Tiefe Zeugnis davon ablegte, daß sie sich vom Anbeginn der Zeiten herübergerettet hatte. Nur im Zentrum dieser gewaltigen Leere gab es einen kleinen Kreis blendender Helligkeit, der so weiß und klar auf der einen, wie die Dunkelheit schwarz und allumfassend auf der anderen Seite war; eine einfache Symbolik, an deren Aussage es nichts zu deuten und noch weniger zu zweifeln gab: Licht

und Dunkelheit, Sein und Nichtsein, Gut und Böse ... vielleicht war jener Platz, an den ihn sein verlöschendes Bewußtsein führte, der Geburtsort des Universums selbst, der Ort, an dem die Mächte des Lichts mit denen der Finsternis zusammentrafen und an dem sie vielleicht eins waren.

*Das Leuchten teilte sich. Aus der blendenden, weißen Helligkeit, die aus dem Nichts kam und auch wieder dorthin ging, wurden zwei schimmern-
de Säulen aus Licht, in deren Schein ein steinernes Monument erschien,
ein gewaltiger Altar aus schwarzem Granit, flankiert von zwei manns-
hohen Säulen aus dem gleichen Material, und auf denen zwei gewaltige
schwarze Kugeln thronten; die Symbole der Welt, des Universums und
vielleicht der Urkraft der Schöpfung selbst. Die Vision war nicht real;
sie zeigte, was sie bedeutete, nicht, was sie abbildete. Trotzdem haftete
ihr eine bedrückende Wirklichkeit an; eine Wahrhaftigkeit, die keinen
Zweifel zuließ und sich selbst über das Chaos aus Qual und Schmerzen
erhob, in dem er noch immer trieb.*

*Vielleicht waren diese Bilder real, vielleicht nichts als ein Trug; es war
gleich. Jedes Quentchen seines Bewußtseins, das er nicht auf den ent-
setzlichen körperlichen Schmerz konzentrierte, war ein Gewinn.*

*Er sah zwei weitere, neue Details: eine Gestalt in einer dunkelvioletten,
vielleicht schwarzen Robe, die zwischen den leuchtenden Pfeilern aus
Licht erschien, und eine Treppe, die zu ihr hinaufführte, dann hörte er
einen Laut, ähnlich dem Schlagen einer Glocke, aber zugleich auch
anders, machtvoller und stärker als jeder Laut, den er jemals vernom-
men hätte. Und dann eine Stimme, die körperlos über dem Chaos
schwebte und Worte sprach, die im gleichen Moment, in dem er sie
hörte, zu Erinnerungen an etwas niemals selbst Erlebtes wurden:*

*»Vor langer Zeit, gegen Ende des ersten Jahrhunderts, wurden Zwi-
llingsbrüder geboren. Äußerlich waren sie in jeder Hinsicht identisch.
Aber im Wesen ähnelten sie sich nicht im geringsten.«*

Am Fuße der Treppe erschienen zwei Gestalten - groß, schimmernd und

so hell, daß sie im ersten Augenblick selbst aus nichts anderem als Licht zu bestehen schienen. Aber dann bewegten sie sich weiter, und er sah, daß sie in Wahrheit weiße Gewänder trugen, die nur zum Teil aus Stoff und zum Teil aus Metall gefertigt waren; glitzernde Kettenhemden und -hosen, die ihre Körper umflossen wie die Panzer riesiger, sonderbar geformter Insekten. Er konnte ihre Gesichter nicht erkennen, denn sie verbargen sich hinter den Visieren schwerer Helme, die ihre gewappnete Erscheinung vervollständigten, doch er wußte, daß dies die Brüder waren, von denen die Stimme sprach. Sie ähnelten sich in Statur und Auftreten so sehr, als betrachte er zwei identische Spiegelbilder, so gleich, daß es unmöglich war zu sagen, welches das Original war und welches die Kopie. Mit gemessenen Schritten bewegten sie sich die Treppe hinauf und auf die Gestalt zwischen den Lichtstelen zu. Die körperlose Stimme fuhr fort:

»Als sie die Schwelle zum Mannesalter überschritten hatten, erhielt jeder Zwilling einen magischen Stein, eingelassen in das Heft eines glänzenden Schwertes. Es hieß, sie besäßen außergewöhnliche Macht.« *Die beiden Gepanzerten hatten sich dem Priester nun genähert und traten nun in entgegengesetzten Richtungen auseinander. Der alte Mann, dessen Gesicht unter der Kapuze seines dunkel bestickten Mantels nur als angedeutete Landschaft aus Linien und Furchen zu erkennen war, blickte aufmerksam von einem zum anderen, und was seine Miene nicht verriet, das war überdeutlich in seinen Augen zu lesen; Augen, die so alt sein mußten wie diese Welt, vielleicht älter: eine verzweifelte, gewaltige Hoffnung, aber auch eine ebenso tiefe, bange Furcht, das Vertrauen in die Mächte der Ordnung und des Werdens, aber auch das Wissen um die Schwäche jeder sterblichen Kreatur und die düstere Verlockung, die von der Macht der Zerstörung und des Vergehens ausging.*

Langsam, mit Bewegungen, die das Gewicht seines Tuns unendlich mehr verdeutlichte als alles, was er hätte sagen können, zog er ein

schimmerndes Breitschwert unter seiner Robe hervor und reichte es dem Mann zu seiner Rechten. In das Heft der Klinge war ein ovaler Stein von der Farbe geschmolzenen Honigs eingelassen, dessen Oberfläche eine verschlungene, fast unheimliche Gravur zeigte; einer der beiden Steine, von denen die Stimme gesprochen hatte.

Der weiße Ritter ergriff die Klinge ehrfurchtvoll mit beiden Händen, hielt sie einen Moment lang reglos vor sich und trat dann zurück. Die Blicke des Alten folgten ihm, wach, aufmerksam und auf eine Art, die das scheinbare Alter seines Gesichts Lügen strafte. Sie ruhten sehr lange auf diesem Mann, und als sie sich schließlich von ihm lösten und sich seinem identischen Gegenpart auf der anderen Seite zuwandten, da waren die Anteile von Hoffnung und Furcht darin um eine Winzigkeit zugunsten der Hoffnung verschoben.

Langsam zog er ein zweites, vollkommen gleichartiges Schwert unter seiner Robe hervor und reichte es dem anderen Ritter. Auch dieser griff danach, aber seine Bewegungen waren anders; schneller, fordernder, vielleicht ... gieriger. Der Alte sah auch diesen Mann lange schweigend an, und wieder änderte sich etwas im Ausdruck seiner großen, beunruhigend wissenden Augen. Diesmal war es keine gute Veränderung. Noch keine Furcht, aber etwas, das daran grenzte.

»Der Stein offenbart den Mann«, sagte er, und die Stimme aus dem Nichts, die vielleicht die eines Gottes, vielleicht auch die von etwas ganz, ganz anderem war, fügte hinzu:

»Eine Macht, die die Seele dessen enthüllt, der ihn besitzt.«

»Der Stein offenbart den Mann«, sagte der Alte noch einmal, nun an den zweiten Ritter gewandt, ehe er sich wieder dem Mann zu seiner Rechten zuwandte und mit einer auffordernden Geste seiner schmalen rechten Hand hinzufügte:

»Adam ... entscheide, wie du die Macht nutzen wirst, die nun dein ist.«

Der Ritter ließ einige Augenblicke verstreichen, in denen er den Alten schweigend ansah, dann drehte er sich um und trat an die steinerne

Säule heran, die den Bereich ewiger Dunkelheit jenseits des Altares markierte. In einer fließenden, trotz des enormen Gewichts der Waffe scheinbar vollkommen mühelosen Bewegung schwang er die Klinge und ließ sie hart gegen die Kugel am oberen Ende der Säule prallen. Ein heller, vibrierender Ton erklang, nicht als hätte Stahl gegen Stein, sondern als hätte Licht gegen Schwärze geschlagen, und für den Bruchteil einer Sekunde war es dem sterbenden Mann, der diese Bilder aus einem fremden Leben betrachtete, als ginge ein gewaltiges Beben durch die Wirklichkeit, eine Erschütterung auf einer Ebene, die so tief unter der des Sicht- und Fühlbaren lag, daß kaum ein sterblicher Mensch auch nur von ihrer Existenz wußte. Aber es war kein zerstörerisches Beben. Die Kräfte, die diese Erschütterung freisetzten, waren nicht destruktiv, sondern ließen werden.

Die Kugel zerbrach.

Sie zerbarst in einer Flut aus Licht und davonfliegenden Trümmern, und aus dem Chaos heraus erhob sich ein Schwärm strahlend weißer, leuchtender Tauben, deren Flügelschläge Fluten von heiligem, reinem Licht verströmten, das die lauernde Dunkelheit ringsum zurücktrieb.

Der alte Mann lächelte. Nicht wirklich. Seine Miene blieb unbewegt wie zuvor, aber in seinen greisen Zügen spiegelte sich die Hoffnung auf eine vorsichtige, bange Erleichterung wider, die wirklich zu empfinden er sich noch immer nicht gestattete. Langsam wandte er sich dem Mann zu seiner Linken zu und sprach:

»Zachary - entscheide, wie du die Macht -«

Er kam nicht dazu, seine Worte zu beenden. Auch der zweite Ritter schwang sein Schwert, in einer Bewegung, die ebenso mühelos und kraftvoll war wie die seines Bruders, und doch vollkommen anders; ein zorniger Hieb, der keinem anderen Ziel galt als zu zerstören und zu vernichten und hinter dem der absolute Wille zum Töten stand. Die Klinge zischte nur eine Handbreit über dem Kopf des Alten hinweg, traf eine der fliegenden Tauben und zerteilte sie in der Luft ... Etwas im Blick des

alten Mannes erlosch. In seinen Augen war kein Zorn oder Erschrecken, aber eine tiefe, unendlich schmerzerfüllte Trauer, und das Wissen um große und düstere Dinge, die nun kommen würden und die durch nichts und niemanden mehr aufzuhalten waren.

Er sagte nichts. Langsam wandte er sich wieder um und trat auf Adam zu, und noch während er dies tat, begann die Rüstung Zacharys ihren schimmernden weißen Glanz zu verlieren und färbte sich schwarz ...

... und im gleichen Augenblick geriet die Vision vollends zum Alptraum. Zachary, Adam und der alte Mann verschwanden, und für eine Million Ewigkeiten fand er sich wieder gefangen in diesem Meer der Qual, die noch zugenommen zu haben schien, während er sich in die Sicherheit jener bizarren Vision geflüchtet hatte. Sie war immer noch da, aber nun vollkommen anders ... Statt eines rettenden Schutzschildes, hinter dem er sich vor den unerträglichen Qualen verbergen konnte, die ihm der Stahl in seinem Körper bereitete, quälte sie ihn zusätzlich mit zusammenhanglosen Bildern und aufblitzenden Erinnerungen: vorbeihuschende Bäume und flackerndes Grün, der vertraute Geruch seines Pferdes und das monotone Trommeln der Hufe auf dem weichen Waldboden, aber auch immer wieder Schmerz, Furcht und jähes Erschrecken, und der Anblick eines Gesichtes, das ihm auf schreckliche Weise vertraut war, aber das zu erkennen er sich einfach weigerte, weil das, was dieses Erkennen bedeutet hätte, vielleicht schlimmer gewesen wäre als alle Qual, die er jetzt empfand ... eine furchtbare Kraft, die ihn packte und gegen etwas Hartes, Unnachgiebiges schleuderte ... blitzender Stahl und ein reißender, auf unheimliche Weise vertrauter Laut, und immer wieder Schmerz, Schmerz, Schmerz ...

Er wollte sterben. *Großer Gott, warum lässt du mich nicht endlich sterben?!*

Aber Gott schwieg.

Godbold trat so kräftig in die Pedale, wie er nur konnte. Er war kein

sehr geübter Radfahrer. Zum größten Teil aus Überzeugung, zu einem nicht geringen Teil jedoch auch, weil er wegen dem, wer - und vor allem was - er war, einen gewissen Ruf zu verteidigen hatte, vermied er es normalerweise, jegliche Art von technischem Beförderungsmittel zu benutzen. Vielmehr bevorzugte er die altmodische, wenn auch zugegebenermaßen etwas langsamere Methode, von einem Punkt zum anderen zu gelangen: auf den beiden gesunden Beinen, die ihm Gott der Herr in seiner Güte geschenkt hatte; allenfalls noch auf dem Rücken eines Pferdes oder eines Esels. Manchmal jedoch kam er nicht umhin, ein etwas zeitgemäßeres Vehikel zu benutzen, und so hatte er sich - widerwillig - vor etlichen Jahren diesen Drahtesel zugelegt, mit dem er allerdings insgesamt kaum mehr als fünfzig Meilen zurückgelegt hatte, so daß er alles andere als ein guter Radfahrer war.

Um so erstaunlicher mutete das Tempo an, in dem er nun auf geradezu halsbrecherische Art und Weise die abschüssigen Straßen hinunterjagte und um die Kurven schoß. Zwei, drei Fußgänger hatten sich schon mit entsetzten Sprüngen in Sicherheit gebracht, um von der martialisch anmutenden Gestalt auf dem rostigen Fahrrad nicht einfach über den Haufen gefahren zu werden, und aus der Querstraße, aus der er gerade herausschoß, erklang noch immer das zornige Hupen eines Autofahrers, der seinen Wagen in einem grandprixreifen Powerslide herumgerissen hatte, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Daß er bisher noch in keinen Unfall verwickelt oder wenigstens gestürzt war, kam einem Wunder gleich, denn Godbold war nicht nur ein außergewöhnlich untalenter Radfahrer, die stark abschüssige Straße bestand auch noch aus Kopfsteinpflaster, das seit zwei- oder dreihundert Jahren von geduldigen Füßen und seit fünfzig Jahren von etwas weniger geduldigen Autoreifen glattpoliert worden war. Und als sei das alles noch nicht genug, hatte es bis vor einer Stunde in Strömen geregnet - kurzum: die Fahrbahn war so glatt wie eine mit Schmierseife eingeriebene Eis-schnellbahn, so daß Godbolds Chancen, sich den Hals zu brechen, in

ungefähr umgekehrtem Verhältnis zu einem Sechser im Lotto standen. Ganz vorsichtig geschätzt.

Trotzdem trat er immer heftiger in die Pedale und beschleunigte das Tempo. Als er auf die Kreuzung am unteren Ende der Hauptstraße zuschoß, hätte er jede Radarfalle der Polizei ausgelöst. Die Bäume flogen an ihm vorüber,

und der Himmel war zu einem vorbeirasenden Puzzle aus kristallklarem Blau und hineingesprengelten Tupfern von Grün und Weiß geworden, auf dem längst keine Einzelheiten mehr zu erkennen waren. Es hatte den ganzen Morgen über geschneit, aber hier, so tief im Wald, standen die Bäume dicht genug, um mit ihren Wipfeln ein nahezu undurchdringliches Dach zu bilden, so daß er den erfrischenden Schneegeruch und die reinigende Kälte genießen konnte, ohne daß sich der Weg bereits in unpassierbaren Morast verwandelt hätte. Obwohl er bereits sehr schnell ritt, ließ er die Zügel noch einmal knallen, um das Pferd zu einer noch rascheren Gangart anzutreiben.

Godbold preßte die Kiefer aufeinander, bis es weh tat und feurige Blitze vor seinen Augen erschienen. Er stöhnte leise, aber der Schmerz tat seinen Dienst und vertrieb die verwirrenden Bilder, die ihn quälten, und holte ihn wenigstens für einen Moment wieder in die Wirklichkeit zurück.

Gerade noch zurecht, um einem altersschwachen, dreirädrigen Lastwagen auszuweichen, dessen kaum weniger altersschwacher Fahrer dem vorbeischließenden Schemen aus aufgerissenen Augen nachstarrte, ohne auch nur den Versuch zu machen, auf die Bremse zu treten.

Godbold schickte ein Stoßgebet zum Himmel - und gleich noch eines in eine etwas vertikalere Richtung, um sich bei seinem Schutzengel zu bedanken, der im Augenblick garantiert alle Hände voll damit zu tun hatte, ihn irgendwie am Leben zu erhalten. In unvermindert halsbrecherischem Tempo jagte er weiter, bog ohne abzubremsen - absurderweise aber mit ordnungsgemäß herausgestrecktem Arm und einem Blick über die

Schulter, der ihm allerdings, hätte irgend jemand das Pech gehabt, seinen Weg zu kreuzen, rein gar nichts genutzt hätte - um die letzte Straßenkreuzung und jagte, weit über den Lenker gebeugt und mit all seiner nicht eben geringen Körperkraft noch einmal in die Pedale tretend, auf das verwitterte Gebäude auf der anderen Straßenseite zu.

Er fühlte, wie sich irgend etwas im hämmерnden Takt der Pferdehufe auf dem Waldboden änderte. Das Tier kam nicht aus dem Tritt, aber es schien ein wenig von seiner gewohnten Geschmeidigkeit verloren zu haben, als wäre da plötzlich irgend etwas, das seine Konzentration störte; ein fremder Einfluß, der nicht in diese friedliche Bergwelt paßte und doch auf fast furchteinflößende Weise vertraut erschien, so als ...

Er brachte das Fahrrad im buchstäblich allerletzten Moment zum Stehen; im wahrsten Sinne des Wortes um Haaresbreite vor der untersten der drei Treppenstufen, die zum Eingang des Polizeireviers hinaufführten. Vom Schwung seiner eigenen Bewegung noch ein Stück vorwärts gerissen, sprang Godbold aus dem Sattel, fing den drohenden Sturz in einem reinen Reflex ab und brachte sogar noch das Kunststück fertig, das Fahrrad festzuhalten. Noch immer, ohne zu zögern, hetzte er die kurze Treppe hinauf und öffnete die Tür. Alles drehte sich um ihn. In der ersten Sekunde hatte er Mühe, Wirklichkeit und Vision auseinanderzuhalten. Nach dem hellen Sonnenlicht draußen erschien ihm das Innere des Polizeireviers ungewöhnlich düster und kalt. Trotz des offenstehenden Fensters stank die Luft fast unerträglich nach kaltem Zigarettenrauch und dem billigen Rasierwasser seiner Besatzung, und er sah eigentlich nur Schatten. Zugleich aber hatte er das Gefühl, *frisch gefallenen Schnee zu riechen, nasses Winterlaub und den stechenden Schweißgeruch des Pferdes, das ...*

Schluß!

Unter der offenstehenden Tür verharrte Godbold ein paar Sekunden, atmete tief und hörbar aus und trieb die Visionen, die hinter seiner Stirn tobten, mit aller Macht zurück. Er mußte sie loswerden, wenigstens für

einen Moment, aber es wollte ihm kaum gelingen. Die Bilder verblaßten ein wenig, aber sie waren immer noch da, und die Gefühle, die sie begleiteten, diese sinnverwirrende Flut fremder Empfindungen und Gedanken, nahmen eher noch zu. Es war nicht das erste Mal, daß er eine Vision hatte, aber er hatte sie niemals mit solcher Intensität erlebt. Und mit solcher Angst.

Er holte noch einmal tief Luft und spürte erst jetzt, wie sehr ihn die rasende Fahrt hierher erschöpft hatte. Ein flüchtiger Blick auf das Zifferblatt der Uhr, die hinter dem Empfang an der Wand hing, erklärte ihm auch, warum: Er hatte die fünf Meilen von seinem Haus nördlich der Stadt bis hierher in weniger als zwanzig Minuten zurückgelegt.

Und offensichtlich sah man ihm seine Erschöpfung auch deutlich an, denn der junge Polizeibeamte, der hinter dem Tresen auf der anderen Seite des kleinen Raumes stand und telefonierte, verzog bei seinem Eintreten erstaunt das Gesicht und bedachte ihn mit einem Blick, den Godbold nur zu gut kannte. Normalerweise reagierte er ziemlich allergisch auf diese Art von Blicken, und erst recht auf die Bemerkungen, die sie manchmal begleiteten. Die Tatsache, ein Mann der Kirche zu sein, bedeutete für Godbold nicht zwingend, auch ein duldsamer Mensch zu sein oder allzu große Toleranz zu üben (schon gar nicht, wenn es um seine Person ging), aber in Anbetracht seines momentanen Zustandes konnte er den jungen Burschen fast verstehen: Was der Beamte da vor sich hatte, das war eine hünenhafte, bärtige Gestalt mit kurzem Stoppelhaarschnitt und derber Kleidung, die schweißgebadet und völlig atemlos in sein Revier gestolpert kam.

Trotzdem war er diplomatisch - oder vorsichtig - genug, sich sein Befremden nicht anmerken zu lassen, sondern seinen Besucher mit einer entsprechenden Geste zum Näherreten aufzufordern und sein Telefongespräch mit unbewegt-freundlicher Stimme zu beenden, ehe er sich mit einem höflichen »Guten Morgen, Sir. Was kann ich für Sie tun?« an ihn wandte.

Das Pferd sprengte noch immer über den Waldweg, aber es war nun ohne Reiter, und in den scharfen Stall- und Schweißgeruch hatte sich das süßliche Aroma des Todes gemischt, das von einem schmierigen roten Fleck auf seinem Sattel ausging.

Godbolt blinzelte, drängte die Bilder mit einer fast verzweifelten Anstrengung zurück und gewann zwei oder drei weitere Sekunden, indem er sich hastig umwandte und sein Fahrrad an die Wand neben der Tür lehnte. Der Polizist beobachtete sein Tun mit einem vielsagenden Heben der linken Augenbraue, sagte aber immer noch nichts dazu.

Als Godbold sich wieder zu ihm umdrehte, hatte er sich wenigstens weit genug in der Gewalt, um so etwas wie ein Lächeln auf seine groben Züge zu zwingen. Hastig griff er in die Jackentasche, zog seine Visitenkarte heraus und reichte sie dem jungen Beamten über die Theke hinweg.

Der Polizist griff danach und las laut vor: »Godbolt, der Einsiedler von Leeds.«

Seine Stimme blieb dabei so höflich und distanziert, wie man es von einem britischen Polizeibeamten erwartete - allerdings machte der Blick, mit dem er abwechselnd Godbold und das kleine Pappkärtchen in seiner Hand musterte, ziemlich deutlich klar, was er von einem Einsiedler mit einer Visitenkarte hielt.

Godbolt war mittlerweile so weit zu Atem gekommen, um zu sagen: »Ich bin ein Mann Gottes.«

Es waren die ersten Worte, die er sprach, seit er das Polizeirevier betreten hatte, und zumindest seine Stimme schien den jungen Beamten zu beeindrucken. Godbold war ein sehr großer Mann; kein wirklicher Riese, aber doch eine beeindruckende Erscheinung mit einer noch beeindruckenderen Stimme, die, obwohl volltönend und dunkel, doch nicht so recht zu seiner hünenhaften Gestalt passen wollte, denn sie schien irgendwie zu sanft. Vielleicht überraschte sie den Beamten so sehr, weil sie bisher das einzige zu sein schien, das seine Behauptung,

ein Mann Gottes zu sein, zu beweisen schien. Es war eine Stimme, bei der man sich gut vorstellen konnte, daß sie die Beichte abnahm, Trost spendete und die Absolution erteilte. Sonderbar nur, daß sie einem Mann gehörte, der aussah, als bestünde sein liebster Zeitvertreib darin, Eichenholztüren mit bloßen Fäusten einzuschlagen.

»Mit einem Fahrrad?« fragte der Polizist schließlich, während er die Karte aus der Hand legte und mit offenkundiger Mißbilligung Godbolds Vehikel musterte, das einen sichtbaren Kratzer im Wandverputz neben der Tür hinterlassen hatte.

Godbold seufzte. »Mit einem Problem«, sagte er langsam.

»Nun, Sir, dazu sind wir da«, antwortete der Beamte geduldig, aber Godbold argwöhnte trotzdem, daß der Polizist das Problem wohl eher in der Person seines Gegenübers wähnte als in dem, was dieser ihm zu berichten hatte.

Das Pferd war am Ende seiner Kräfte. Sein Atem ging unregelmäßig und schwer, und es geriet immer öfter aus dem Takt; zwei- oder dreimal in den letzten Minuten wäre es fast gestürzt, und von seinen Nüstern tropfte weißer Schaum. Trotzdem hielt es nicht an und wurde auch nicht langsamer. Es mußte etwas gesehen - vielleicht auch gespürt - haben, das es zu Tode erschreckt hatte und ...

Godbold preßte mit aller Gewalt die Augenlider aufeinander und ballte die Hände zu Fäusten. Der Trick funktionierte auch diesmal, und auch diesmal wieder nicht ganz so gut wie das letzte Mal. Die Bilder kamen jetzt in immer kürzeren Abständen und mit immer größerer Intensität. Er fragte sich, wann der Moment erreicht sein würde, in denen er ihrer nicht mehr Herr wurde und die Vision ihn überwältigte ...

»Sir?«

Die Stimme des jungen Polizisten klang ein wenig besorgt. Godbold öffnete die Augen und las einen Ausdruck plötzlich angespannter Nervosität in den Zügen des Mannes. Vielleicht eine Spur von Angst.

»Sie sprachen von einem ... äh ... Problem?« fuhr der Beamte fort. Nach

einer halben Sekunde fügte er hinzu: »Ist Ihnen nicht gut?« »Doch, doch«, antwortete Godbold hastig. »Das Problem liegt nicht bei mir. Es ...« Er fuhr sich nervös mit der Hand über das Kinn und setzte dann neu und in hörbar ruhigerem Ton an: »Das Problem besteht darin, daß Sie mir das, was ich gleich erzählen werde, in Ihrer Kleingläubigkeit als notorisch-zynischer Zweifler wahrscheinlich nicht abnehmen werden.«

Etwas im Blick des Polizisten änderte sich. »Das nehme ich Ihnen sofort ab«, sagte er kühl. Er wich ein ganz kleines Stückchen von der Theke zurück; nicht einmal einen halben Schritt, aber doch weit genug, um Godbold endgültig klar zu machen, daß er mittlerweile zu einer Einschätzung der Situation gekommen war. Godbold begriff, daß er sich im Grunde alle weiteren Erklärungen sparen konnte. Was immer er auch sagen würde, für den anderen war einzig und allein er das Problem.

Trotzdem fuhr er fort: »Es wird demnächst ein Mordversuch unternommen - oder es ist bereits geschehen. Schreckliche Sache.«

Der Polizist nickte eifrig. »Ja. Schrecklich. Und wer ... soll umgebracht werden?«

»Jüngerer Kerl... kenne seinen Namen nicht.«

Der Polizist hatte mittlerweile Mühe, ein mitleidiges Lächeln zu unterdrücken, versuchte aber, seiner Aufgabe weiter gerecht zu werden. »Also, ein unbekannter Mann ... schwebt in Lebensgefahr«, resümierte er. »Leider wissen Sie nur nicht wer, durch wen oder gar wo. Ist das soweit richtig?«

»Sie haben's erfaßt«, sagte Godbold bissig. »Wirklich ausgezeichnet. Für einen Polizeibeamten.«

Der junge Mann zog es vor, diese letzte Bemerkung zu ignorieren. »Und verraten Sie mir auch noch, woher Sie das wissen ... Sir?«

Godbold atmete hörbar aus. »Ich hatte eine Vision«, sagte er schließlich. Was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er hatte sie noch. Und es würde vermutlich nicht mehr sehr lange dauern, bis die Vision ihn hatte.

Was immer es war, was er da sah - es begann ihm mehr und mehr angst zu machen.

»Eine ... Vision ...« Der Beamte maß Godbold mit einem langen Blick. Als er fortfuhr, klang seine Stimme so sanft und nachsichtig, als spräche er zu einem Kind. Oder mit einem komplett Schwachsinnigen. »Sie haben recht... Sie haben ein Glaubwürdigkeitsproblem.«

Godbold resignierte. Es war sinnlos, mit diesem Kleingläubigen reden zu wollen. »Ich möchte Ihren Vorgesetzten sprechen, Sir«, sagte er.

»Ich fürchte, das wird nicht gehen«, antwortete der Polizist. »Er ist im Moment... leider unabkömmlich.«

»Sie haben mich nicht verstanden, scheint mir«, erwiderte Godbold.

»Ich muß ihn sprechen. Sofort.«

»Wie gesagt: Er ist leider im Moment nicht abkömmlich«, beharrte der Beamte. »Und ich fürchte, es hat auch wenig Sinn, wenn Sie auf ihn warten wollen.«

»Dazu ist keine Zeit«, sagte Godbold, der Verzweiflung nahe. Die Bilder kamen wieder.

Das Pferd hatte den Waldrand erreicht; da war der Hang, und tief unten im Tal und nur als winziger weißer Tupfer sichtbar lag das vertraute Haus, in dem es seinen Stall wußte. Obwohl es mit seinen Kräften am Ende war, wandte es sich dorthin, scheute dann aber plötzlich zurück. Ein fremder Geruch lag in der Luft: Schweiß von Wesen seiner Art, aber auch die Witterung von Menschen, und nach dem gerade Erlebten war dieser Geruch und die Angst, die er mit sich brachte, schlimmer als der Drang, in den vertrauten Stall zu kommen. Das Tier scheute, trat einen Moment unschlüssig auf der Stelle und fuhr dann abrupt herum, um auf rasenden Hufen wieder in den Wald zurückzusprengen ...

»Sie müssen mir glauben«, sagte Godbold eindringlich. »Und wenn nicht Sie, dann -«

»Hören Sie, Sir«, unterbrach ihn der Beamte, immer noch halbwegs freundlich, aber auch in sehr entschlossenem, keinen Widerspruch mehr

geltendem lassendem Tonfall. »Ich sagte Ihnen doch, es geht nicht. Sie können meinen Vorgesetzten nicht sprechen, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen.«

Vielleicht hätte er gerade das nicht sagen sollen, denn es war genau diese Formulierung, die Godbold endgültig zu dem Schluß brachte, daß dies wohl eine der ungewöhnlichen Situationen war, die auch ungewöhnliche Lösungen erforderte. Er hatte nicht vor, sich auf den Kopf zu stellen. Aber vielleicht half es ja, wenn er ...

Mit einer Behendigkeit, die den Polizisten angesichts der Größe und Masse seines Gegenübers vollkommen überrumpelte, flankte Godbold über die Theke, packte den Burschen kurzerhand bei der Hüfte und hob ihn in die Höhe. Der Beamte fand nicht einmal Zeit, einen überraschten Ruf auszustoßen, ehe Godbold ihn einmal um seine Achse gedreht hatte und an den Fußgelenken festhielt. Obwohl er ein Stück kleiner war als der Polizist, pendelte dessen Kopf nun eine Handbreit über dem Boden. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich hätte die Sache gerne auf andere Weise gelöst, aber mein Anliegen ist wirklich wichtig.«

»Lassen Sie ... mich los!« keuchte der Beamte und ruderte hilflos mit den Armen in der Luft herum. »Sind Sie wahnsinnig geworden! Sie können doch nicht -«

Die Tür wurde geöffnet, energische Schritte näherten sich - und brachen abrupt ab. Ein halb ungläubiger, halb erschrockener Laut erklang, und als Godbold sich umwandte, sah er gerade noch den Rücken eines weiteren Polizeibeamten, der offensichtlich hereingeplatzt und fast ebenso schnell wieder verschwunden war, nachdem er die Lage mit einem einzigen Blick erfaßt hatte. Godbold konnte ihn draußen auf der Straße lamentieren hören.

»Tja, es sieht so aus, als ob ich jetzt doch mit jemandem reden könnte, der ein bißchen kompetenter ist«, sagte er.

Der Polizist, der in seiner unglücklichen Lage offenbar Mühe hatte, auch nur zu atmen, krächzte: »Sir, bitte! Seien Sie vernünftig! Wenn Sie

mich herunterlassen, dann verspreche ich Ihnen, daß Ihnen nichts geschieht. Wir vergessen die Angelegenheit einfach, okay?«

Draußen auf der Straße quietschten Bremsen, dann wurden drei oder vier Autotüren zugeworfen. Godbold sah hastig zum Eingang. Unter der offenstehenden Tür rührte sich nichts, aber das würde nicht mehr lange so bleiben.

Er beging nicht den Fehler, die Kollegen des jungen Beamten zu unterschätzen. Daß englische Streifenpolizisten im allgemeinen nicht bewaffnet waren, hatte nichts zu bedeuten. Englische Polizisten reagierten nicht anders als ihre Berufsgenossen überall auf der Welt, wenn man Hand an einen ihrer Kameraden legte. Vermutlich würde es in wenigen Augenblicken hier drinnen von Beamten nur so wimmeln. Godbolds Gedanken rasten. Er mußte mit jemandem reden, der ihm zuhören würde. Draußen waren die Schritte lauter geworden, und sie kamen jetzt rasch näher.

»Sir, seien Sie vernünf...«, begann der junge Polizist noch einmal, aber der Rest seines ebenso verzweifelten wie sinnlosen Versuches, seinen Besucher zur Räson zu bringen, ging in einem erstickten Keuchen unter, als Godbold herumfuhr und auf die schmale Tür hinter der Theke zustürmte - wobei er sich seine zappelnde Last kurzerhand über die Schulter warf. Er betete, daß seine Annahme sich als richtig erwies - schließlich hatte er das Polizeirevier nicht einer eingehenden Inspektion unterzogen - und die Tür ihn tatsächlich dorthin führte, wohin er vermutete.

Als er die Klinke herunterdrückte, erscholl hinter ihm ein wütender Ausruf, gefolgt von dem gebrüllten Befehl, sofort stehenzubleiben und den Beamten herunterzulassen. Godbold ignorierte beides, warf die Tür mit einem Knall hinter sich ins Schloß und schickte ein kurzes Dankesgebet zum Himmel, als er tatsächlich eine schmale, steil nach oben führende Treppe gewahrte. Mehrere Stufen auf einmal nehmend und scheinbar ohne das Gewicht des Polizeibeamten auf seiner Schulter

auch nur zu spüren, raste er die Treppe hinauf und schickte ein zweites, noch innigeres Dankesgebet zum Himmel: Die Treppe führte tatsächlich auf das von einer brusthohen Mauer umgebene Flachdach des Gebäudes hinauf. Der Herr meinte es gut mit ihm.

»Sir, um Gottes Willen!« keuchte der Polizist. »Was haben Sie vor?!« »Nichts, was dich beunruhigen müßte, mein Sohn«, antwortete Godbold fröhlich. »Ich sorge nur dafür, daß man mir zuhört.«

Hinter ihm polterten Schritte die Treppe hinauf. Godbold warf die Tür ins Schloß, suchte einen Moment lang vergeblich nach einem Riegel und löste schließlich das Problem auf seine eigene Weise: Er brach die Türklinke ab. Dann war er mit zwei, drei schnellen Schritten bei der Brüstung und spähte hinüber.

Das Bild auf der Straße unter ihm entsprach ziemlich genau dem, das er erwartet hatte: Obwohl seit dem ersten Schrei erst Augenblicke vergangen waren, hatte sich bereits eine kleine Menschenmenge vor dem Polizeirevier versammelt, die aus allen Richtungen Zulauf bekam. Zwei Streifenwagen standen quer auf der Fahrbahn, und die Hälfte ihrer Besatzung versuchte mit weitaus mehr gutem Willen als Erfolg die Menge der Neugierigen zurückzuhalten. Zwei weitere Polizisten standen heftig gestikulierend diesseits der notdürftigen Absperrung. Obwohl Godbold ihre Worte nicht verstehen konnte, war leicht zu erkennen, daß sie ziemlich ratlos zu sein schienen.

»Ist das Ihr Vorgesetzter?« fragte er.

»Ja, Sir, aber er -«

»Gut«, sagte Godbold grimmig. »Jetzt wird er mir zuhören.«

Der junge Beamte schrie vor Furcht auf und begann wie besessen um sich zu schlagen - und erstarrte dann zur Salzsäule, als Godbold ihn ohne die mindeste Anstrengung über die Brüstung schwang und mit nur einer Hand kopfunter in die Tiefe hielt. Unten auf der Straße antwortete zuerst ein einzelner und dann ein ganzer Chor erschrockener Rufe auf den Schrei des Beamten, und endlich schauten auch die beiden Polizi-

sten zu ihm herauf. Trotz der großen Entfernung konnte Godbold sehen, wie sich ihre Augen ungläubig weiteten.

»Hallo, da unten!« rief Godbold. »Ist einer von Ihnen zufällig der Vorgesetzte dieses störrischen jungen Kerls?«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis die Beamten ihre Fassungslosigkeit so weit überwunden hatten, um überhaupt zu reagieren, und dann noch einmal eine kleine Weile, ehe sie für genug Ruhe gesorgt hatten, damit eine Verständigung überhaupt möglich war. Der ältere der beiden bildete mit den Händen vor dem Mund einen Trichter und schrie etwas zu Godbold herauf, aber das Rufen und Lärm der Menschenmenge übertönte seine Worte noch immer. Mit einer hastigen Bewegung wandte er sich um, ging zu einem der Streifenwagen und nahm ein Megafon vom Rücksitz.

Das Pferd raste den Weg zurück, den es gekommen war, aber es war jetzt nicht mehr allein. Hinter ihm sprengten zwei weitere Reiter heran, anders gekleidet als der erste: in Reitstiefeln, dazu passenden, roten Jacken und schwarzen Käppis. Sie schienen geübte Reiter zu sein, aber ihnen fehlte die natürliche Eleganz des Mannes, der zuvor in dem blutigen Sattel gesessen hatte; die Eleganz eines Mannes, der ein halbes Leben auf dem Rücken eines Pferdes verbracht hatte. Vielleicht mehr.

Godbold wankte. Für einen Moment wurde die Vision so übermächtig, daß er die Kontrolle über sich zu verlieren drohte. Sein Griff lockerte sich. Der Polizeibeamte stieß ein erschrockenes Keuchen aus, und Godbold packte rasch wieder fester zu, wobei er die Ellbogen auf der Mauerbrüstung abstützte. Er hatte die Kraft eines Ochsen, aber auch seine Stärke war begrenzt. Er spürte, daß er den Mann nicht mehr allzu lange würde halten können.

»Sie da oben!« Der Polizist hatte mittlerweile das Megafon eingeschaltet. Seine Stimme hallte elektrisch verstärkt über die Straße und übertönte sogar den Lärm der Menschenmenge. »Was tun Sie da? Sind Sie verrückt geworden?«

Godbold blinzelte ein paarmal, um die immer heftiger heraufdrängenden Bilder zurückzuscheuchen, und beugte sich vor. »Sind Sie zufällig der Vorgesetzte dieses Beamten?« fragte er. »Jemand, der kompetent genug ist, um mir zuzuhören?«

»Ich bin Inspektor Hendricks«, antwortete die Megafonstimme. »Ja, man könnte mich als seinen Vorgesetzten bezeichnen. Lassen Sie den Beamten herunter! Auf der Stelle!«

»Das werde ich tun!« antwortete Godbold. »Wenn Sie mir versprechen, mir zuzuhören! Ich muß mit jemandem reden, haben Sie das verstanden?« Er zögerte eine Sekunde und fuhr dann fort: »Und Sie sollten sich vielleicht beeilen. Der junge Mann hier hat ein kleines Gewichtsproblem, fürchte ich. Ich weiß nicht, wie lange ich ihn noch halten kann!« Hendricks wechselte einen kurzen Blick mit dem Mann neben sich. Aber seine Stimme klang erstaunlich ruhig, als er antwortete: »Okay, wir haben verstanden. Lassen Sie meinen Beamten herunter, dann setzen wir uns zusammen und reden über alles. Was wollen Sie?«

Godbold verlagerte sein Körpergewicht ein wenig, um nicht den Halt zu verlieren. Hinter ihm wurde immer heftiger gegen die Tür gehämmert, aber das ignorierte er. Selbst wenn sie die Tür aufbrachen, würden sie es nicht wagen, ihm zu nahe zu kommen, so lange das Leben des Polisten in seinen Händen lang - im wahrsten Sinne des Wortes.

»Ich will nichts weiter, als einen Mord an einem Diener Gottes verhindern«, schrie er.

»Was?!« keuchte Hendricks. :

»Jemand soll ermordet werden!« antwortete Godbold. »Jemand, der im Auftrag des Herrn handelt, genau wie ich.«

»Und wo soll das passieren?« fragte Hendricks.

Godbold überlegte einen Moment. Er war fast sicher, daß ihm die Vision hätte verraten können, wo der Mordanschlag stattfand, aber er wagte es nicht, zu intensiv in seinem Inneren zu forschen. Er hatte Angst, dann endgültig die Kontrolle über sich zu verlieren, was

zumindest für den Polizeibeamten, dessen Bein er noch immer mit der Kraft eines Schraubstockes umklammert hielt, fatale Folgen gehabt hätte. Und das Letzte, was er wollte, war, jemandem Schaden zuzufügen.

»Irgendwo in ... in den Bergen vermutlich.«

»In den Bergen.« Hendricks schüttelte den Kopf. »Das ist nicht besonders hilfreich. Wo genau?«

»Hören Sie, Schlaumeier«, keuchte Godbold. »Mein Wissen basiert auf Visionen. Da gibt's keine Längen- und Breitengrade und sowas. Versuchen Sie's, sagen wir, in Österreich.«

»Österreich?!« Dem schrillen Unterton in der Stimme des Inspektors nach zu schließen, hatte er soeben Hendricks letzte Zweifel an seiner geistigen Gesundheit beseitigt. Doch Godbold hatte weder die Kraft noch die Zeit für eine weitere Erklärung. Die Bilder kamen nun immer schneller und mit solcher Macht, daß er sie fast körperlich heranrollen fühlte, wie ein Schwimmer eine Flutwelle, die das Meer rings um ihn herum vibrieren ließ, kurz bevor sie heranrollte und ihn verschlang. Ihm blieb gerade noch Zeit, den Polizisten zu sich auf das Dach hinauf zu ziehen, ehe aus der Vision etwas von der Intensität und Eindringlichkeit eines traumatischen Erlebnisses wurde. Ziemlich unsanft ließ er den Mann fallen, taumelte neben ihm gegen die Brüstung und brach selbst in die Knie. Er sah

wie das Pferd plötzlich scheute und auf die Hinterbeine stieg. Seine wirbelnden Hufe schlügen nach allem, was ihm zu nahe kam. Es war halb wahnsinnig vor Angst, denn es war wieder jenem Ort nahe, an dem es diese furchtbare Begegnung gehabt hatte: eine Begegnung mit etwas, das schlimmer war als der Tod, schlimmer als jeder Feind, den es jemals zuvor gesehen hatte ...

Godbold stöhnte. Er ballte die Fäuste so heftig, daß sich seine Fingernägel in die Handflächen gruben und er blutete, aber es half nicht mehr. Er spürte den Schmerz, doch diesmal reichte er nicht, die furchtbaren

Bilder zu vertreiben. Er wußte nicht, was dieses Tier gesehen hatte, aber er spürte seine Angst, eine Angst, die alles überstieg, dem er je begegnet war. Er wollte das, was dieses Tier so sehr erschreckt hatte, nicht sehen, um keinen Preis der Welt. Aber er mußte. Welche Kraft auch immer es war, die ihm diese Bilder schickte, sie ließ ihn nicht los.

Die beiden Reiter - eine junge Frau und ein junger Mann irgendwo in den Zwanzigern - waren stehengeblieben, als der Hengst zu scheuen begann. Auch ihre Pferde tänzelten, denn sie spürten die Furcht des anderen Tieres und drohten für einen Moment in Panik zu geraten, so daß die beiden Reiter sekundenlang all ihre Geschicklichkeit aufwenden mußten, um sie zu beruhigen. Als es ihnen gelungen war, war das Pferd bereits weitergaloppiert. Der junge Mann wollte ihm folgen, aber seine Begleiterin fiel ihm mit einer erschrockenen Bewegung in die Zügel.

»Sei vorsichtig, Anton«, sagte sie. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

»Hast du den Sattel nicht gesehen?« antwortete der Mann, schob die Hand seiner Begleiterin mit sanfter Gewalt beiseite und gestikulierte in die Richtung, in der das Pferd davongaloppiert war. »Das war Blut! Wahrscheinlich ist der Reiter verletzt und braucht dringend Hilfe. Los!« Er wartete die Antwort seiner Begleiterin nicht ab, sondern ließ die Zügel knallen und folgte dem flüchtenden Hengst. Nach einer letzten Sekunde des Zögerns folgte ihm die junge Frau; wenn auch etwas langsamer und in größer werdendem Abstand ...

»Stehen Sie auf! Los, Mann! Hoch!« Jemand rüttelte an Godbolds Schulter, zuerst fast sanft, aber dann um so heftiger, beinahe schon brutal. Godbold regte sich schwach und versuchte, die Hand abzuschütteln, aber seine Kraft reichte nicht mehr. Er war hilflos in den Bildern gefangen, die sein Bewußtsein erfüllten, und es schien nun gerade umgekehrt als sonst zu sein: Er registrierte das, was um ihn herum und mit ihm geschah, nur noch wie einen schon halb vergessenen Traum, nebelhaft und eigentlich irrelevant, und die Vision mit einer Intensität, die die Wirklichkeit überstieg. Trotzdem begannen die Bilder

in seinem Kopf jetzt bruchstückhaft zu werden; aus der Geschichte, die sie erzählten, wurde eine Aneinanderreihung einzelner Impressionen, deren zeitliches und räumliches Aufeinanderfolgen so vielleicht nicht einmal mehr stimmte. Er fühlte

Schmerz. Einen unvorstellbaren, grauenhaften Schmerz, der von einem feurigen Zentrum dicht unterhalb seines Herzens ausging und seinen Körper durchbohrte, als wäre er gepfählt worden, und er sah etwas wie eine gigantische leere Unendlichkeit, von Flammen und Chaos und wirbelnden Lichtfetzen durchwoben, dann wieder den Anblick des fliehenden Pferdes. Der Abstand zwischen ihm und seinen Verfolgern war kleiner geworden. Es konnte nicht zurück, denn der schmale Waldweg bot nur Platz für ein Pferd, aber der Ort, den es so sehr fürchtete, war nun ganz nahe. Schließlich blieb es stehen und begann nervös mit den Hufen im Boden zu scharren. Seine Ohren bewegten sich unablässig hin und her, und sein Blick irrte unablässig über die Schatten, die die Zwischenräume zwischen den Bäumen erfüllten. Es zitterte am ganzen Leib, aber nicht nur vor Erschöpfung.

Auch die beiden Reiter, die das Tier verfolgt hatten, hatten angehalten. Der junge Mann stieg aus dem Sattel, während seine Begleiterin noch zögerte, ihm zu folgen. Auch ihr Blick irrte unstet zwischen den Bäumen umher und schien irgendwie keinen rechten Halt zu finden, ihre Haltung war verkrampt. Sie hielt die Zügel viel fester als nötig. Vielleicht spürte auch sie das Fremde, Gefährliche, dessen Gegenwart das Pferd fast an den Rand des Wahnsinns trieb ...

Godbold wurde unsanft auf die Füße gezerrt. Etwas klatschte in sein Gesicht, auf eine Art und Weise und mit einem Geräusch, das ihm klar machte, daß er geohrfeigt wurde. Sonderbarerweise spürte er überhaupt keinen Schmerz.

»Constabler - was tun Sie da? Hören Sie sofort damit auf!«

»Der spielt doch nur den Bewußtlosen, Inspektor. Der Kerl -«

Auch die junge Frau war abgesessen und folgte ihrem Begleiter, wenn

such langsam und in furchtsamem Abstand. Das Pferd, das sie hierhergelockt hatte, tänzelte unruhig auf der Stelle. Es zitterte immer stärker, aber zugleich schien es auch von irgend etwas gelähmt zu sein, so daß es dem Ruf der Panik nicht nachgeben und einfach wieder davongaloppieren konnte. Rückwärts gehend bewegte es sich von dem jungen Mann fort, aber nicht annähernd so schnell, wie es gekonnt hätte.

»Das ist verrückt!« murmelte der Reiter. »Sieh dir das an! Es ... es sieht fast so aus, als ob ... es uns hierhergeführt hätte.«

»Aber warum sollte es so etwas tun?« fragte seine Begleiterin. Die Antwort, die ihr eigentlich auf der Zunge lag, nämlich die, daß so etwas ins Reich der Fabeln und Hollywood-Filme gehörte und sie nicht an treue Pferde glaubte, die Hilfe holten, wenn ihr Reiter aus dem Sattel gestürzt oder auf andere Weise verunglückt war, verbiß sie sich. Sie wäre an jedem anderen Platz der Welt berechtigt gewesen, aber hier nicht.

Sie sah sich immer nervöser um. Irgend etwas an diesem Ort war ... unheimlich. Irgend etwas war hier, oder war zumindest hier gewesen, und es hatte Spuren hinterlassen; wie eine Art unsichtbarer Düsternis, die über dem hellen Sonnenlicht lastete und ihm irgend etwas nahm, von dem sie bisher nicht einmal gewußt hatte, daß es existierte.

»Anton, laß uns gehen«, sagte sie. »Ich ... ich habe Angst.«

Ihr Begleiter warf ihr einen raschen - wie er hoffte, beruhigenden - Blick über die Schulter hinweg zu, lächelte aufmunternd und ignorierte ihre Worte darüber hinaus. Die junge Frau konnte ihn sogar verstehen; sie benahm sich tatsächlich wie eine hysterische Jungfer beim Anblick einer Maus. Aber das Gefühl, sich etwas Verbotenem zu nähern, etwas, das sie ganz bestimmt nicht sehen wollte, wurde mit jedem Schritt stärker, den sie in den Wald eindrangen ...

Godbolt kämpfte mit aller Macht. Was er erlebte, war längst keine Illusion mehr, sondern etwas, das an Wahrhaftigkeit die Wirklichkeit

erreichte, möglicherweise sogar übertraf. Plötzlich - und vielleicht schon zu spät - begriff er, daß er nicht länger unbeteiligter Zuschauer war. Visionen und Bilder waren ihm nicht fremd, aber er hatte nie etwas wie das erlebt. Was immer diesen Menschen, die er sah, geschehen würde, würde ihm geschehen. Er war in Gefahr. Er wollte die Bilder abschütteln, aber er konnte es nicht. Nicht die Illusion, sondern die Wirklichkeit begann zu verblassen.

»Da!« *Die junge Frau deutete erschrocken auf einen Baumstumpf dicht vor Antons Füßen. Er hatte ihn bisher gar nicht zur Kenntnis genommen, sondern sich ganz auf das scheuende Pferd konzentriert, das Schritt für Schritt rückwärts gehend vor ihm zurückwich. »Was ist das?«*

Anton löste seinen Blick von dem Tier und wollte sich zu ihr herumdrehen, erstarrte aber dann für einen Sekundenbruchteil mitten in der Bewegung. Seine Begleiterin konnte sehen, wie er sich verkrampte und ein Ausdruck maßlosen Erschreckens über sein Gesicht huschte, als hätte er in den Schatten des Waldes etwas unbeschreiblich Grauenhaftes gewahrt.

Aber der Sinneseindruck verschwand, ehe aus dem Schrecken Erkennen und aus diesem Erkennen gar Begreifen werden konnte. Er blinzelte, fuhr sich verwirrt mit dem Handrücken über die Augen und wandte sich dann mit einem fragenden Blick an seine Begleiterin. »Was?«

»Das da«, sagte sie noch einmal. Gleichzeitig wiederholte sie ihre deutende Geste. »Was ist das?«

Zögernd ließ sich Anton in die Hocke sinken und streckte die Hand nach dem Baumstumpf aus. Aber er wagte es nicht, ihn zu berühren. Seine Finger begannen ganz leicht zu zittern. »Ich bin nicht sicher«, murmelte er. »Aber es sieht aus wie ... wie Blut.«

Jemand zerrte Godbold herum und stieß ihn so unsanft auf einen Stuhl, daß das betagte Möbelstück hörbar ächzte. Er registrierte kaum noch, was um ihn herum vorging, geschweige denn, mit ihm. Da waren Stim-

men, Lärm, Motorengeräusch und durcheinanderhallende Rufe, und er glaubte zumindest die Stimme des Inspektors zu erkennen: »Laßt ihn in Ruhe. Das hat keinen Sinn. Er hört doch gar nicht mehr, was wir reden.«

»Der Kerl schauspielert doch nur«, widersprach eine andere Stimme; wahrscheinlich die des Mannes, der ihn geohrfeigt hatte. Godbold wollte wenigstens die Augen öffnen, um sich sein Gesicht einzuprägen, aber nicht einmal das konnte er noch. Er begann endgültig den Halt in der Wirklichkeit zu verlieren; schlimmer noch: sogar seinen Willen, sich daran festzuklammern. Aus der Vision war ein Abgrund geworden, in den er unbarmherzig hineingezogen wurde.

»Wie geht es, Mastersen?« fragte der Inspektor. »Ist er okay?«

»So ziemlich. Hat nur einen gewaltigen Schrecken bekommen - hoffe ich. Ich kann für diesen Kerl da beten, daß es nichts Schlimmeres ist.« Hendricks seufzte. »Ich fürchte, mehr als für ihn beten, können wir alle nicht ... Verdammt noch mal, wo bleibt der Krankenwagen? Und könnte mir vielleicht jemand diese idiotischen Journalisten vom Hals schaffen ...«

Hendricks Stimme begann leiser zu werden, und mit ihr verblaßten auch alle anderen Geräusche.

»Zu spät«, flüsterte Godbold. »Ich bin ... zu spät gekommen ...«

Für einen ganz kurzen Moment glaubte er, körperlos über einer gewaltigen, schwarzen Leere zu schweben, in der irgend etwas war, das er nur nicht erkennen konnte, dann wurde er endgültig in den Sog der wirbelnden Bilder hineingezogen und erlebte den letzten Akt des Dramas so plastisch mit, als stünde er zwischen den beiden jungen Leuten auf dem Waldweg.

»Es ist Blut.« Er hatte es immer noch nicht gewagt, den rot verklumpten Schnee auf dem Baumstumpf zu berühren, aber die Farbe und der süßliche Geruch ließen keinen Zweifel zu. Es war Blut; menschliches Blut. Jemand war hier verletzt worden und hatte geblutet. Sehr übel verletzt,

und er hatte sehr heftig geblutet. Und es gehörte nicht einmal viel Fantasie dazu, sich vorzustellen, was hier passiert sein mußte. Offensichtlich war der Reiter aus dem Sattel gestürzt und hatte das Pech gehabt, nicht auf dem weichen Waldboden, sondern auf den zersplitterten Kanten des einzigen Baumstumpfes weit und breit aufzuschlagen.

Für einen Moment war er fast sicher, daß sie zu spät gekommen waren. Anton bezweifelte, daß jemand eine Verletzung, die mit einem solchen Blutverlust verbunden war, überleben konnte. Wenigstens nicht sehr lange. Der Reiter mußte noch die Kraft gehabt haben, sich wegzu schleppen, aber er konnte nicht sehr weit gekommen sein. Und selbst wenn sie ihn fanden, war es vermutlich zu spät. Sie waren zehn Kilometer vom nächsten Telefon entfernt und dreißig vom nächsten Krankenhaus. Keine Chance, ihn lebend dorthin zu bekommen.

Trotzdem erhob Anton sich langsam aus der Hocke und folgte mit seinem Blick der unterbrochenen Spur aus roten Tropfen, die von dem Baumstumpf aus tiefer in den Wald hineinführte. Der Verletzte konnte nicht sehr weit gekommen sein. Eigentlich hätten sie ihn längst sehen müssen, und -

»Großer Gott!« Karins Hand krallte sich so fest in seinen Oberarm, daß ihm der Schmerz trotz der gefütterten Jacke und des dicken Pullovers, den er darunter trug, die Tränen in die Augen steigen ließ. »Anton, sieh nur!«

Instinktiv streifte er ihre Hand ab - und erstarrte mitten in der Bewegung, als sein Blick der Richtung folgte, in die Karins ausgestreckte Linke wies.

Er hatte recht gehabt. Der Reiter war tatsächlich nicht mehr sehr weit gekommen.

Tatsächlich war er gerade einmal fünf Meter von ihnen entfernt. Daß sie ihn trotzdem nicht gesehen hatten, lag einfach daran, daß sie in der falschen Richtung nach ihm Ausschau gehalten hatten.

Der Mann hing in guten drei oder auch vier Metern Höhe an einem Baum.

Nicht an einem Strick; das hätte er noch irgendwie verstanden, ja, wenn er schon an etwas wie gewaltsamen Tod dachte, beinahe erwartet.

Aber so einfach war es nicht. Ganz und gar nicht.

Der Mann hatte nicht einfach nur einen abgelegenen Ort und eine besonders bizarre Art gewählt, um Selbstmord zu begehen.

Jemand hatte ihn mit einem Speer an den Baum genagelt.

»Ist er tot?« flüsterte Karin. Ihre Stimme klang belegt, aber in Anbetracht des furchtbaren Bildes, das sich ihnen bot, erstaunlich gefaßt. Sehr viel gefaßter zumindest, als er selbst sich fühlte. Der einzige Grund, aus dem Anton noch nicht in hysterisches Gelächter ausgebrochen oder einfach auf der Stelle herumgefahren und davongerannt war, war vermutlich der, daß ihn der Anblick viel zu sehr schockierte, als daß er ihn schon wirklich verarbeitet hätte.

Der Mann war regelrecht gepfählt worden. Der Speer hatte seinen Körper nicht nur einfach durchschlagen, sondern sich dazu noch tief genug in den Baumstamm gebohrt, um das Gewicht eines ausgewachsenen - und nicht eben schwächlichen - Mannes zu tragen. Anton fragte sich, welcher Mensch genug Kraft aufbringen konnte, um so etwas zu tun.

Er fand keine Antwort. Vielleicht wollte er es auch gar nicht, denn sich damit auseinanderzusetzen hätte bedeutet, auch dem anderen, noch viel schlimmeren Gedanken Zutritt zu seinem Bewußtsein zu gewähren, den er bisher noch irgendwie hatte abwehren können: dem endgültigen Eingeständnis nämlich, daß sie am Ort eines Verbrechens waren und daß der Mann, der das dagetan hatte, vielleicht noch ganz in der Nähe war. Möglicherweise beobachtete er sie sogar, oder -

Mühsam verscheuchte er den Gedanken und ging weiter, zum Teil aus einer morbiden Faszination heraus, zu einem weitaus größeren jedoch, damit Karin seine Furcht nicht spürte. Er wollte sie nicht unnötig

verängstigen.

»Er muß tot sein«, antwortete er mit einiger Verspätung auf ihre Frage. Niemand konnte eine solche Verletzung überleben. Selbst wenn ihn der Angriff nicht unmittelbar getötet hatte, dann mit Sicherheit die inneren Verletzungen, die sich sein Körper selbst zufügen mußte, indem er mit seinem ganzen Gewicht an dem Speerschaft zerrte, der ihn durchbohrte. Ganz langsam näherten sie sich dem Baum und dem reglosen Leichnam daran. Der Anblick verlor nichts von seinem Schrecken, als sie näherkamen, aber Anton zwang sich trotzdem, den Toten genauer in Augenschein zu nehmen. Er schätzte ihn auf ungefähr einsachtzig und kräftig gebaut. Trotz der dicken Winterkleidung, die der Mann trug, konnte man sehen, daß er eine ziemlich sportliche Statur hatte, und zu Lebzeiten hatte er vermutlich recht gut ausgesehen. Sein Gesicht, das das eines jung gebliebenen Mittvierzigers sein mochte, hatte etwas schwer in Worte zu fassendes Offenes und Sympathisches. Oder hatte es einmal gehabt. Die Agonie hatte es grau werden und einfallen lassen, und seinem physischen Alter mindestens zwei Jahrzehnte des Schmerzes und der Pein hinzugefügt. Der Mann hatte keinen leichten Tod gehabt. Er mußte unvorstellbar gelitten haben. Die Vorstellung, welche Kraft dazu nötig war, einen Mann dieser Größe und Statur dort hinaufzuschaffen und auf diese Weise zu töten, überstieg Antons Fantasie. Ebenso wie die Antwort auf die Frage, warum er auf diese Weise umgebracht worden war.

Vielleicht war das das Schlimmste an dem Anblick überhaupt. Es war der erste Tote, den Anton in seinem Leben sah, und es war nicht einfach nur ein Toter, sondern ein Mensch, der gewaltsam ums Leben gebracht worden war, den man ermordet hatte, und das Gefühl war vollkommen anders als im Kino oder vor dem Fernseher, wo man allenfalls ein wohliges Schaudern verspürte und spätestens der zweite Gedanke der an den Täter war und an die Frage, wann und auf welche Weise er für sein Verbrechen bezahlen würde. Das hier war einfach nur entsetzlich, und

es war vor allem die Art dieses Mordes, die ihn so schockierte, die kompromißlose Brutalität, die nötig sein mußte, um einen Menschen mit einem zwei Meter langen Speer zu durchbohren. Es war einfach nicht ... zeitgemäß. Menschen wurden nicht so getötet, nicht heute, und nicht in diesem Land. Es war ein Bild aus einer Zeit, in der ein Menschenleben nichts galt und in der das Wort Ethik noch nicht einmal erfunden worden war. Nicht unbedingt der Anblick, wohl aber das, was er bedeutete, war das Schlimmste, was Anton jemals in seinem Leben widerfahren war.

Und trotzdem hatte er das Allerschlimmste noch vor sich.

Er wollte sich gerade umwenden und zu den Pferden zurückgehen, um ins Tal hinunter zu reiten und die Polizei zu benachrichtigen, als Karin ein zweites Mal nach seiner Hand griff und so heftig zudrückte, daß es weh tat.

Und als er den Blick hob und noch einmal zu dem Toten hinaufsaß, wußte er warum. Denn der Mann, der dort oben hing, durchbohrt von einem Speer, mit einer entsetzlichen Wunde in der Brust und seiner Kleidung, die rot und schwer von Blut war, der einfach tot sein mußte, öffnete in diesem Moment die Augen und flüsterte: »Helft mir.«

Kommissarin Menzel trat mit einem energischen Schritt aus dem Lift und praktisch im gleichen Moment - allerdings sehr viel schneller - wieder in die Kabine zurück, um nicht über den Haufen gefahren zu werden. Sie hatte die Bewegung nur aus dem Augenwinkel registriert, aber ihre blitzschnelle Reaktion bewahrte sie mit Sicherheit vor etlichen Prellungen, wenn nicht Schlimmerem. Bauer, der immer in einem halben Schritt Abstand gefolgt war und der das rasselnde, vielbeinige Ungetüm nicht hatte sehen können, das den Gang hinuntergerast kam, bescherte sie allerdings einen blauen Fleck und vermutlich für die nächsten drei oder vier Tage enorme Schwierigkeiten dabei, sich ohne Humpeln fortzubewegen. Der Grund hierfür war einfach, denn die

blonde Kommissarin wog zwar nur knappe fünfundfünfzig Kilo, aber sie trug an diesem Abend Schuhe mit hohen, spitzen Absätzen, so daß Bauer das Gefühl hatte, mit dem Fuß unter eine Panzerkette geraten zu sein. Der gekeuchte Schmerzlaut, der zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervorkam, legte diese Vermutung jedenfalls nahe.

Nicht daß es Menzel besonders leid getan hätte. Sie hatte Bauer nie ausstehen können, und daß sie vom ersten Tag an geargwöhnt hatte, dieses Gefühl beruhe auf Gegenseitigkeit, machte es nicht unbedingt besser. Trotzdem murmelte sie ein halbwegs überzeugendes »Entschuldigung«, ehe sie einen zweiten Versuch unternahm, die Liftkabine zu verlassen und die gegenüberliegende Seite des Korridores zu erreichen, ohne dabei überfahren zu werden - obwohl ein Krankenhausflur vielleicht gar kein so unpassender Ort dafür war ...

Das Gefährt, das ihr um ein Haar zu einem weitaus längeren Aufenthalt auf der Intensivstation des Salzburger Unfallspitals verholfen hätte als geplant, verschwand in rasender Eile hinter den pendelnden Milchglas-türen am Ende des Ganges; allerdings nicht so schnell, daß Menzel nicht noch hätte feststellen können, was sie da beinahe überfahren hatte: Was ihr zunächst vorgekommen war wie eine aus einem Science-fiction Film entsprungene kybernetische Kreuzung aus Stahl und wirbelnden Armen und Beinen, war ein Krankenhausbett, das von gleich drei Pflegern geschoben und von einem halben Dutzend Krankenschwestern und Ärzten flankiert wurde. Sie alle schienen sich im Laufen scheinbar gleichzeitig um die reglose Gestalt zu kümmern, die auf dem blutgetränkten Laken lag. Von dieser nahm Menzel nur einen flüchtigen Eindruck wahr, aber wenn das, was sie zu sehen glaubte, tatsächlich der Wahrheit entsprach, dann war sie auch nicht besonders scharf darauf, mehr zu sehen ...

Leider würde sie es müssen.

Und was ihren ersten, flüchtigen Eindruck betraf, der entsprach wahrscheinlich nicht nur annähernd der Wahrheit, sondern kam ihr vermut-

lich nicht einmal wirklich nahe. Sie hatte auf dem Weg ins Krankenhaus schon das eine oder andere gehört, zum Teil von Bauer - dem man allerdings wie üblich alles aus der Nase hatte ziehen müssen -, zum größeren Teil von dem völlig überforderten Beamten, der an diesem Abend Dienst am Funk tat; alles in allem ziemlich konfuses Zeug, das sich anhörte wie ein Auszug aus einer schlechten Horrorgeschichte. Wenigstens hatte sie das bis vor kurzem geglaubt.

Und sie hätte nicht geglaubt, daß sich ihre Laune noch verschlechtern könnte. Aber das war schließlich nicht der erste Irrtum, der ihr an diesem Tag unterlief ...

Sie hatte sich so auf diesen Abend gefreut. Ihr erster freier Tag seit mehr als zwei Wochen; und wenn sie es genau nahm, seit Monaten, denn die Fälle, an denen sie in den letzten Wochen gearbeitet hatte, hatten sie auch in ihrer Freizeit beschäftigt - was sie zum allergrößten Teil Bauer zu verdanken hatte, der keine Gelegenheit ausließ, zum Telefon zu greifen und sie aus dem Bett oder unter der Dusche hervorzuklingeln, sie gerade mitten in der spannendsten Lektüre oder beim Fernsehen zu stören, wenn sie einfach einmal abschalten wollte. Menzel war sich ziemlich sicher, daß der Kerl das mit Absicht tat, um sie zu ärgern. Doch heute war es so gewesen, daß sowohl sie als auch ihr ebenso unfähiger wie neidischer Assistent keine Bereitschaft hatten. Sie hatte sich den freien Abend in allen Einzelheiten ausgemalt: zuerst ein langes und ausgiebiges Bad (mit voll aufgedrehter Dusche, zugezogenem Duschvorhang und geschlossener Tür, um das Klingeln zu übertönen, sollte das Telefon sich doch melden), dann ein Kinobesuch und später vielleicht ein lang ausgedehnter Besuch in einem der kleinen Weinlokale am Stadtrand, die noch nicht von den allgegenwärtigen Touristenhorden heimgesucht wurden. Ein Umstand, unter dem Salzburg nun schon seit einigen Jahren mehr und mehr zu leiden hatte und der dazu angetan war, aus der Stadt das zu machen, was er aus Wien bereits gemacht hatte, was immerhin der Grund dafür

gewesen war, daß sie um ihre Versetzung hierher gebeten hatte. So viel zur Theorie. In der Praxis hatte das Telefon geklingelt, nicht ihres - denn das hatte sie tatsächlich überhört -, sondern das ihrer Nachbarin, die natürlich nichts Eiligeres zu tun hatte, als sie im Flur abzufangen, gerade, als sie das Haus verlassen und ihren Stadtbummel beginnen wollte, um ihr freudestrahlend mitzuteilen, daß ihr netter junger Kollege angerufen hätte, sie aber nicht erreichen konnte ... Sie haßte Bauer, und auch wenn sie sich des Gedankens gebührend schämte, ertappte sie sich doch bei der Vorstellung, eines Tages aus genau diesem Lift hier zu treten und ihn auf dieser Bahre an sich vorüberrasen zu sehen, anstelle irgendeines armen Teufels, den man aufgespießt hatte.

»Das war er«, sagte Bauer in diesem Moment, und der Klang seiner Stimme machte ihr nicht nur klar, daß er noch höchst lebendig und bei bester Gesundheit war, sondern möglicherweise einer der bisher unangenehmsten Augenblicke in ihrem Beruf als Kriminalkommissarin vor ihr lag. Sie hatte schon eine Menge Toter und Schwerverletzter gesehen, aber noch nie jemanden, den man mit einem mittelalterlichen Speer an einen Baum genagelt hatte.

»Wer?« fragte sie überflüssigerweise, und in einer Art, die Bauer eigentlich hätte warnen müssen.

»Das Opfer«, antwortete Bauer. Er trat mit einem Schritt neben sie und dann an ihr vorbei (Menzel registrierte mit unverhohlener Schadenfreude, daß er ein schmerhaftes Verziehen der Lippen nicht ganz unterdrücken konnte, als er den rechten Fuß aufsetzte) und gestikulierte mit beiden Händen in die Richtung, in der die Ärzte mit dem rollenden Krankenbett verschwunden waren.

»Haben Sie den Speer nicht gesehen? Er hatte ihn noch in der Brust. Die müssen ihn abgesägt haben, um ihn vom Baum herunterzukriegen.« Er schüttelte sich. »Wer um Gottes Willen tut so etwas?«

»Um das herauszufinden, sind wir hier«, antwortete Menzel kühl. Sie

hatte den dreißig Zentimeter langen Speerschaft gesehen, der noch immer aus der Brust des Mannes ragte, es bisher aber irgendwie geschafft, dieses Bild nicht ganz in ihr Bewußtsein dringen zu lassen. Als sie weitergingen, klaffte Bauers Mantel ein Stück weit auseinander, und sie sah, daß er darunter einen tadellos gebügelten schwarzen Anzug, Rüschenhemd und Fliege trug. Offensichtlich war sie nicht die einzige hier, die sich den Verlauf dieses Abends ein wenig anders vorgestellt hatte. Der Gedanke versöhnte sie wieder ein ganz kleines bißchen mit dem Schicksal. Allerdings längst nicht genug.

»Wieso haben sie eigentlich nicht Stecher hergeschickt«, fragte sie, während sie sich langsamer als nötig dem Ende des Korridores näherten. »Oder Baltschek? Die beiden haben doch heute Bereitschaft.«

»Stecher ist zu einem anderen Fall gerufen worden«, antwortete Bauer im Tonfall ehrlichen Bedauerns. Offensichtlich hatte er Pläne für diesen Abend gehabt. Wahrscheinlich würde er morgen eine der zahllosen Nummern aus seinem privaten Telefonbuch streichen können. Manchmal gab es doch so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit.

»Und Baltschek hätten wir eigentlich begegnen müssen - er ist hier im Krankenhaus. Irgendein Junkie hat ihm während einer Drogenrazzia ein Messer in den Arm gerammt. Nichts Schlimmes, aber er fällt für ein paar Tage aus.«

Vielleicht, überlegte Menzel, sollte sie bei ihren Vorgesetzten insistieren, daß man Bauer zur Drogenfahndung versetzte. Das schien ein abwechslungsreicher Job zu sein, bei dem man Männer mit seinen Fähigkeiten gebrauchen konnte ...

Sie verscheuchte den albernen Gedanken und beschäftigte sich statt dessen zum ersten Mal ernsthaft mit der Frage, wieso der Mann, den sie auf der Bahre gesehen hatte, eigentlich noch lebte. Wenn ihre Informationen stimmten, dann hatten sie alles in allem gute zwei Stunden gebraucht, um ihn hierherzubringen, und das mit einer Wunde in der Brust, die einen Elefanten erledigt hätte. Mit großer Wahrscheinlichkeit

waren sie umsonst hierher gekommen. Man mußte weder Arzt sein noch bei der Mordkommission arbeiten, um zu wissen, daß der arme Teufel keine Chance hatte, die Sonne noch einmal aufgehen zu sehen. Er würde wahrscheinlich nicht einmal mehr das Bewußtsein zurück-erlangen. Menzel war auch nicht sicher, ob sie ihm wünschen sollte, daß er noch einmal erwachte. Es war wahrscheinlich barmherziger, wenn er einfach einschlief.

Sie hatten die Tür zum OP-Bereich erreicht und damit die beiden uniformierten Polizeibeamten, die davor Wache standen. Ohne irgendeine Einleitung wandte sich Menzel an den jüngeren der beiden und fragte: »Hat man ihn schon identifiziert?«

Der Beamte sah sie einen Moment lang irritiert an, was vermutlich weniger an der Frage oder an ihrer Unhöflichkeit lag, als mehr an ihrer Kleidung: sie trug einen ziemlich teuren Mantel, hochhackige Schuhe und ein Cocktaillkleid, das zwar der momentanen Witterung nicht ange-messen war, ihre Figur aber ausgezeichnet zur Wirkung brachte.

Bevor sie ihre Frage wiederholen konnte, zückte Bauer seinen Dienstausweis und hielt ihn dem Polizisten hin, und der Beamte beeilte sich zu antworten. »Nein. Der Mann hatte ... keinerlei Papiere bei sich.«

Menzel seufzte. »Sehen Sie nicht ihn an, wenn Sie mit mir reden«, sagte sie. »Und ich habe auch nicht gefragt, ob er einen Reisepaß bei sich hatte oder Ihnen freundlicherweise noch seine Sozialversicherungsnummer mitteilen konnte, ehe Sie ihn vom Baum gepflückt haben, sondern ob es Ihnen schon gelungen ist, seine Identität festzustellen.«

Der junge Beamte fuhr unter ihrem scharfen Ton sichtbar zusammen und sah plötzlich sehr unglücklich aus, und Menzel gemahnte sich in Gedanken zur Mäßigung. Der arme Kerl konnte schließlich nichts dafür, daß man ihr ihren freien Abend verdorben hatte.

»Das ist Kommissarin Menzel«, sagte Bauer mit einer entsprechenden Handbewegung. »Es ist ihr Fall.«

Der Ton, in dem er das sagte, fügte ganz deutlich leider hinzu. Er tat ihr

allerdings nicht den Gefallen, das auch laut auszusprechen. Menzel schloß für einen Moment die Augen, zählte bis drei und wandte sich dann erneut an den jungen Beamten. Irgendwie brachte sie es sogar fertig zu lächeln. »Also? Was haben die Kollegen unternommen?«

»Es tut mir leid, Inspektor«, antwortete der junge Polizist nervös. »Aber er hatte nichts bei sich. Auch keinen Schlüsselbund oder ein Notizbuch oder irgend etwas. Entweder hat man ihn ausgeraubt, oder er hat alle Taschen sorgfältig geleert, ehe er losgeritten ist.«

»Ja - oder er trägt diese Kleidung ausschließlich zum Reiten«, sagte Menzel seufzend. »Was ist mit dem Pferd? Konnten Sie das identifizieren?«

»Das Pferd?!« Der junge Beamte starnte sie an, als zweifele er an ihrem Verstand. Gleichzeitig blickte er immer wieder hilfesuchend über ihre Schulter zu Bauer hoch.

»Das Pferd«, bestätigte Menzel geduldig. »Mit einem Pferd verschwinden nicht viele Leute.« Sie machte eine vage Bewegung mit beiden Händen: »Könnte das nicht bei der Identifizierung des Opfers helfen?« Der Beamte glotzte sie immer noch verständnislos an, so daß sie nach einer weiteren Sekunde erklärend hinzufügte: »Wenn Sie wissen, wem das Pferd gehört, dann kennen Sie auch bald seinen Reiter. Also, lassen Sie alle Reitställe in der Gegend überprüfen.«

Sie zögerte eine Sekunde, dann drehte sie sich halb zu Bauer herum und sagte: »Oder besser, Sie übernehmen das.«

»Ich?« Bauer blinzelte.

»Es ist im Moment unsere einzige Spur«, sagte Menzel. »Ich will sichergehen, daß nichts übersehen wird. Besser, ich setze einen guten Mann darauf an.«

»Aber wie ... wie soll ich denn ein Pferd finden?« fragte Bauer verwirrt.

»Zum Beispiel anhand des Sattels«, erklärte Menzel. »Oder der Hufisen. Ich habe gehört, daß jeder Hufschmied seine ganz eigene Art hat, sie anzufertigen. Oder noch besser, Sie nehmen sich eine Polaroidkame-

ra und machen ein paar Aufnahmen von dem Tier, die sie herumzeigen können.«

»Heute noch?« fragte Bauer. Der Ton in seiner Stimme war jetzt nicht mehr nervös, sondern grenzte eindeutig an Panik. »Es ist neun!«

Menzel sah demonstrativ auf die Armbanduhr. »Präzise ist es acht Minuten nach neun«, sagte sie. »Aber so viele Reitställe gibt es in der Umgebung von Salzburg nun auch wieder nicht. Wenn Sie sich beeilen, dann wissen wir vielleicht morgen früh schon, wer dieser Mann ist.«

Bauers Augen wurden schmal. Er sagte kein Wort, aber das war auch nicht nötig bei dem, was in seinem Blick zu lesen war. Mit ziemlicher Sicherheit hatte sie sich gerade mindestens ein Dutzend weiterer Telefonanrufe oder andere Störungen an ihren freien Abenden eingehandelt - aber das war ihr der Spaß wert. Wenigstens im Moment. Sie wartete, bis Bauer sich in Richtung Lift davongemacht hatte, dann wandte sie sich wieder an die beiden uniformierten Beamten.

»Unten in der Halle lungert mindestens ein Dutzend Reporter herum. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie es schaffen, irgendwie hierherzukommen. Sie sorgen mir dafür, daß niemand ohne meine ausdrückliche Genehmigung durch diese Tür geht, ist das klar?«

»Jawohl«, bestätigte der junge Beamte hastig.

»Auch Bauer nicht«, sagte Menzel, während sie bereits die Tür öffnete und zwischen den beiden Beamten hindurchging. »Es sei denn, er hat einen Zettel mit einer Adresse in der Hand.«

Bauer rief irgend etwas, das Menzel absichtlich nicht zu verstehen vorzog, aber immerhin bemerkte sie noch, daß seine Stimme um etliche Nuancen schriller klang als gewohnt. Offensichtlich war es ihr endlich doch einmal gelungen, ihn aus der Ruhe zu bringen. Sie glaubte sogar ihren Namen zu identifizieren, war aber nicht ganz sicher, und im nächsten Augenblick schlug die Schwingtür hinter ihr mit einem schweren Geräusch zu, das Bauers Worte abrupt abschnitt.

Was aber nicht etwa bedeutete, daß es still geworden wäre.

Ganz im Gegenteil. Von der Ruhe, die man im allgemeinen mit der Vorstellung eines Krankenhauses verband, war hier rein gar nichts zu spüren. Vielmehr tobte rings um sie herum der schiere Wahnsinn: Dutzende von Stimmen schienen gleichzeitig durcheinanderzurufen, sie hörte eilige Schritte, das elektronische Piepsen von Computern und medizinischen Gerätschaften, das Klicken von Metall und Glas und zahllose andere, hektische Geräusche, die aus allen Richtungen zugleich zu kommen schienen, so daß es Menzel schwerfiel, ihren wirklichen Ursprung zu lokalisieren. Sie beschloß, durch die nächste, doppelte Schwingtür zu gehen, hinter der sich die Quelle des Lärms befand und durch die sich ein beständiger Strom von Männern und Frauen mit grünen Kitteln, Gesichtsmasken und weißen Plastikhandschuhen in beide Richtungen ergoß. Vermutlich lag dahinter der Operationssaal, in dem die Ärzte um das Leben des geheimnisvollen Patienten kämpften. Ihre Vermutung war richtig, aber unmittelbar hinter dieser Tür endete auch schon ihr Weg. Als sie den Operationssaal betreten wollte, wurde sie von einer Krankenschwester abrupt am Arm gepackt und mit deutlich mehr als sanfter Gewalt wieder hinausgeschoben; schnell, und ohne daß ihr lautstarker Protest auch nur die allergeringste Wirkung gezeigt hätte.

Sie verzichtete darauf, ihre Dienstmarke zu zücken, um sich damit Zutritt zu verschaffen; zum einen, weil sie mit ziemlicher Sicherheit wußte, daß es nichts genutzt hätte - die Magie ihrer Polizeimarke, die ihr sonst fast immer und fast überall alle Türen öffnete, funktionierte an diesem Ort nicht -, zum anderen aber auch, weil sie wußte, daß nichts, was sie in diesem Moment sagen oder auch fragen konnte, von irgend-einer Wichtigkeit war. Die Männer und Frauen dort drinnen im OP kämpften um das Leben eines Menschen, und das war alles, was zählte. Ihre Fragen hatten Zeit bis später.

Trotzdem näherte sie sich nach einigen Augenblicken erneut der großen Schwingtür und spähte durch das darin eingelassene Fenster; eigentlich

ohne selbst genau sagen zu können, warum. Es gab hier nichts, aber auch rein gar nichts für sie zu tun oder herauszufinden. Sie konnte bestenfalls ihre Zeit verschwenden und mit viel größerer Wahrscheinlichkeit einigen Schaden anrichten, weil sie in der falschen Sekunde im Weg stand oder einfach nur lästig war. Und von dem Mann, der dort drinnen auf dem Operationstisch um sein Leben kämpfte, würde sie so oder so nichts erfahren. Selbst wenn er diese grauenhafte Verletzung überlebte, mußte es Tage dauern, bis er irgend etwas sagen konnte.

Und trotzdem ...

Irgend etwas war an diesem Fall anders. Absurd: Sie konnte nicht einmal sagen, anders als was, nur, daß sie das Gefühl hatte, mit etwas sehr Ungewöhnlichem, sehr Wichtigem in Berührung gekommen zu sein.

Menzel schüttelte leicht den Kopf und versuchte mit dieser Bewegung gleichermaßen die sonderbaren Gedanken abzuschütteln, die plötzlich da waren; Gedanken, die nicht nur an sich schon absurd erschienen, sondern bei ihr ganz und gar ungewöhnlich waren. Kommissarin Menzel als Realistin zu bezeichnen, wäre untertrieben. Sie gehörte ganz zweifellos zu jenen Menschen, die mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Tatsachen standen und die stolz darauf waren. Sie hatte schon vor langer Zeit begriffen, daß eine solche Einstellung einfach dazugehörte, wenn man sich in diesem Beruf behaupten wollte; um so mehr als Frau. Im Gegensatz zu den meisten Fernseh- und Spielfilmkommissaren und -superagenten glaubte sie weder an Eingebungen noch an einen sechsten oder siebten Sinn oder gar an die Hilfe eines gütig gestimmten Schicksals, sondern einzig und allein an Logik und gesunden Menschenverstand; eine Einstellung, mit der sie bisher sehr gut gefahren war.

Bis heute.

Jetzt ...

Nein, so sehr sie auch dagegen ankämpfte, die seltsamen Gedanken und

Gefühle blieben. Etwas an diesem Fall - etwas an diesem Mann dort drinnen - war ungewöhnlich.

Sie sah gebannt weiter zu, wie ein halbes Dutzend Ärzte und Krankenschwestern verzweifelt um das Leben des Mannes kämpften. Von ihrem Standpunkt auf der anderen Seite der Tür aus konnte sie keine Einzelheiten sehen, aber sie glaubte zu erkennen, daß es nicht gut stand. Die Bewegungen der Ärzte waren zu hektisch, ihre Kommandos zu laut, die Schwestern ein bißchen zu eifrig.

Eine der grünbekittelten Gestalten trat plötzlich vom Operationstisch zurück und eilte auf die Tür zu. Menzel machte einen Schritt zur Seite, um nicht im Weg zu stehen (und nicht von der schweren Schwingtür erschlagen zu werden). Sie sah, daß der Arzt etwas in Händen hielt: Es war eine verchromte Nierenschale, in der etwas lag, das ihr, als sie erkannte, was es war, einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ: die mehr als handlange, an ihrem hinteren Ende gute acht oder neun Zentimeter messende Spitze des antiken Speeres, der den Körper des Fremden durchbohrt hatte.

Während die Tür wieder zuschwang, drangen nicht nur das Piepsen und Zirpen elektronischer Instrumente und die typischen Geräusche hektisch-nervöser Aktivität an ihr Ohr, sondern auch Stimmen und Gesprächsfetzen:

»... Kreislauf bricht zusammen ... Tut etwas, verdammt ...« »Er hat zuviel Blut verloren.« »Aussichtslos. Das hat keinen Sinn ...« »Also, Reanimation - bei drei. Eins. Zwei. Drei.«

Sie konnte immer noch nicht erkennen, was die Ärzte da wirklich taten, doch plötzlich erklang etwas wie ein stumpfer elektrischer Schlag, und sie konnte sehen, wie sich hinter der Mauer aus grünen Kitteln und verzweifelter Bewegung irgend etwas aufbäumte. Was sie nicht sah, das fügte ihre Fantasie dem Bild unaufgefordert hinzu: das Aufbäumen eines leblosen Körpers, den ein Defibrillator noch einmal ins Leben zurückzureißen versuchte.

Der Schlag und das instinktive Zurückweichen der Ärzte und Schwestern wiederholte sich, und dann noch einmal, und dann war es vorbei. Menzel spürte es, noch bevor sie sah, wie die Anspannung aus den Gestalten vor dem Operationstisch wich. Irgend etwas, das bisher dort drinnen auf der anderen Seite der Tür gewesen war, war ... plötzlich nicht mehr da.

Einer der Ärzte trat langsam vom Tisch zurück, zog sich den Mundschutz vom Gesicht und drehte sich mit einer irgendwie kraftlos wirkenden Bewegung zur Tür herum. Aber es hätte des enttäuschten Ausdruckes auf seinen Zügen gar nicht mehr bedurft, um Menzel zu sagen, wie der verzweifelte Kampf gegen seinen alten Feind ausgegangen war.

Mehr als tausend Meilen entfernt, auf der anderen Seite des Meeres, erhob sich langsam eine Gestalt von ihrer harten Pritsche und starre die Sterne an, die durch das schmale Fenster unter der Decke der Gefängniszelle hereinschienen.

»Nein«, sagte Godbold.

Nur dieses eine Wort. Es war niemand da, der es hören konnte. Der Einsiedler von Leeds war allein in seiner Zelle, und die Polizeibeamten, die ihn hier heruntergebracht hatten, hätten sich auch gehütet, hereinzukommen und ihn zu fragen, was er damit meinte - er hatte drei von ihnen verprügelt, bis es dem Rest gelungen war, ihn zu bändigen.

Er hätte ihnen auch nicht geantwortet. Nicht einmal, wenn er es gewollt hätte. Er war nicht wirklich hier.

Was hier in dieser Zelle war, war sein Körper, die Hülle aus Fleisch und Blut, verzichtbar, und trotzdem schon so viele Male wiedergeboren, daß er sich nicht einmal mehr genau erinnern konnte, wie oft.

Sein Geist...

... war an einem anderen Ort.

»Nein! So leicht geben wir nicht auf!«

Menzel blinzelte. »Was?«

»Ich habe nichts gesagt.« Der Arzt schüttelte niedergeschlagen den Kopf, starnte einen Moment lang zu Boden und stieß dann einen halblauten Seufzer aus. Auch Menzel schwieg - obwohl sie ziemlich sicher war, daß er genau die Worte gesagt hatte, die sie hörte: Nein. So leicht geben wir nicht auf.

Er mußte es gewesen sein, denn außer ihr und dem Stationsarzt war niemand mehr im OP. Die Schwestern und die anderen Ärzte hatten den Ort ihrer Niederlage verlassen, um zu einer weiteren, vielleicht nicht ganz so aussichtslosen Schlacht zu eilen, aber dieser Mann war geblieben, und sie sah ihm an, wie nahe ihm der Tod des Fremden ging. Offenbar hatten Ärzte und Polizisten nicht nur die eine Gemeinsamkeit, im Grunde mit aller Kraft daran zu arbeiten, ihren eigenen Berufsstand überflüssig werden zu lassen, sondern auch noch eine andere, die sie fast überraschte: sie gewöhnten sich nicht an Niederlagen.

»Es ist nicht Ihre Schuld«, sagte sie. »Er war wohl zu schwer verletzt.« Der Arzt nickte noch immer, ohne sie anzusehen. »Das hätte niemand überlebt«, murmelte er. »Brutal. Ich habe schon viel gesehen, aber so etwas ...«

Diesmal antwortete Menzel nicht. Schon die bloße Erinnerung an die Speerspitze, die in der Schale gelegen hatte, machte sie frösteln. Auch sie hatte schon eine Menge Toter gesehen, und manche davon waren auf eine Art und Weise ums Leben gekommen, die sich die meisten Menschen nicht einmal vorzustellen imstande waren, und trotzdem ... Es war nicht der Tod, den diese Speerspitze gebracht hatte, der sie schaudern ließ. Es war der Gedanke an die kompromißlose Brutalität, der es bedurfte, eine solche Waffe zu benutzen. Das Wort, das der Arzt gewählt hatte, war falsch, dachte sie. Es mußte nicht heißen: brutal, die richtige Bezeichnung hierfür war unmenschlich. Eine Sekunde lang ertappte sie sich bei dem Gedanken, daß sie den Täter gar nicht stellen

wollte. Sie wußte nicht, wie sie reagieren würde, wenn sie einem Mann gegenüberstand, der willens war, eine solche Waffe zu benutzen.

Sie schüttelte den Gedanken ab und wandte sich noch einmal an den Arzt. »Ich brauche noch Ihre Aussage, Doktor.«

Sein Kopfnicken wirkte irgendwie resigniert. »Sicher. Ich wasche mir nur noch rasch die Hände, einverstanden?«

»Selbstverständlich.« Menzel zögerte einen Moment, dann deutete sie auf den Toten. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich ihn mir ... ansehe?«

»Nein.« Er ersparte sich und ihr irgendwelche Albernheiten wie die, daß sie von dem Toten kaum noch wichtige Informationen erhalten würde oder nichts anrühren sollte, sondern ging einfach, und Menzel blieb mit einem sonderbaren Gefühl zurück. Es kostete sie große Überwindung, sich dem OP-Tisch zu nähern, und noch größere, den Toten anzusehen. Die Ärzte waren barmherzig genug gewesen, ein Tuch über seiner Brust auszubreiten, so daß ihr der Anblick der fürchterlichen Wunde erspart blieb. Aber die unvorstellbare Pein, die dieser Mann in seinen letzten wachen Momenten erlebt haben mußte, hatte sich für alle Zeiten in seine Züge gegraben. Er war nicht friedlich gestorben; nicht einmal schmerzlos. Alle Medikamente und Mittel, die sie ihm verabreicht haben mochten, hatten vielleicht seinen Körper betäubt, aber er hatte gelitten, und irgend etwas sagte ihr, daß er immer noch litt. Sein Weg in die andere Welt hinüber war nicht friedlich gewesen.

Ein seltsames Gefühl ergriff von Menzel Besitz, während sie dastand und den Toten ansah. Es war nicht die erste Leiche, die sie sah. Beileibe nicht. Nicht einmal die am schlimmsten zugerichtete. Sie hatte Körper gesehen, die ungleich furchtbarer verstümmelt gewesen waren; und trotzdem: niemals war ihr der Anblick eines Toten so nahe gegangen wie in diesem Moment. Es war, als wäre dieser Mann eben mehr als ein Wildfremder für sie, nicht nur einfach eine weitere Nummer in ihrer Bilanz, ein weiterer Name auf einer Liste, sondern ...

Was? Sie wußte es nicht, aber vielleicht machte es gerade dieser Um-

stand nur noch schlimmer, denn er erfüllte sie mit dem quälenden Gefühl, daß es etwas war, was sie hätte wissen müssen, daß dieser Mann eben mehr als ein gewöhnliches Mordopfer darstellte und sein Tod eine weit größere Bedeutung hatte, als sie jetzt schon ahnte. Kriminalistischer Instinkt, der sie spüren ließ, daß sie hier einer ganz großen Sache auf der Spur war - oder vielleicht nur einfach Unsinn? Sie schien heute abend ohnehin nicht wirklich sie selbst zu sein. Seit sie das Spital betreten hatte, gingen ihr sonderbare Gedanken durch den Kopf. Nicht einmal in diesem Moment war sie ganz frei davon, obwohl sie sich Mühe gab, ihre eigenen Reaktionen zu analysieren. Es war verrückt, aber sie ... hatte das Gefühl, nicht allein mit dem Toten zu sein. Da war noch etwas, eine unsichtbare, aber sehr deutlich zu fühlende Präsenz, als wäre etwas mit ihr hier im Raum, etwas Körperloses, aber sehr Mächtiges und unglaublich Altes, und obwohl sie sich mit mittlerweile fast schon verzweifelter Kraft einzureden versuchte, daß das, was sie dachte und empfand, purer Unsinn und sonst nichts war, glaubte sie für einen Moment ganz deutlich eine Stimme zu hören: *Wir geben nicht auf! Das lasse ich nicht zu! SO LEICHT GEBEN WIR NICHT AUF!* Unsinn oder nicht, für einen kurzen Moment wurde die Stimme so deutlich, daß sie sich nicht nur automatisch herumdrehte, um sich davon zu überzeugen, daß sie auch wirklich allein in dem großen, plötzlich so kalten Raum war, sondern sogar das dazu passende Gesicht zu sehen glaubte: ein gutmütiges, trotzdem energisches Gesicht, das ebenso große Güte wie Kraft ausstrahlte ...

Natürlich war es nicht da.

Und als sie sich wieder umwandte und den Toten auf dem Operations- tisch ansah, hörte auch die Stimme zu flüstern auf.

Dafür gab eines der elektronischen Geräte, an die der Tote noch immer angeschlossen war, plötzlich ein langgezogenes, pfeifendes Geräusch von sich, und auf dem Schirm des kleinen Oszilloskopfes, der den Herzschlag des Mannes überwacht hatte, wurde aus einer klaren waagerech-

ten Linie ein hektisch auf und ab hüpfender Punkt.
Er lebt! dachte Menzel ungläubig. Aber das ist doch „unmöglich!“
Nein, es bestand kein Zweifel - der Mann lebte. Genauer gesagt: Er erwachte vor Menzels ungläubig aufgerissenen Augen wieder von den Toten. Noch während sie um Fassung rang und vergeblich versuchte, das, was sie da sah, wirklich zu verstehen, öffnete er die Augen und tat einen tiefen, seufzenden Atemzug.
Und endlich erwachte Menzel aus ihrer Erstarrung. »Er lebt!« schrie sie.
»Hören Sie?! Der Mann lebt!«
Sie fuhr auf dem Absatz herum, war mit zwei gewaltigen Schritten bei der Tür und stieß sie so wuchtig auf, daß sie um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte. Dabei schrie sie unentwegt und aus Leibeskräften.
»Er lebt! Schnell! Er lebt!«

2

Die Klinge strich beinahe liebkosend über seine Kehle. Der Druck war gerade richtig - fester als nötig, aber eben noch nicht fest genug, um die Haut zu ritzen. Sie brachte noch keinen wirklichen Schmerz, aber doch die Ahnung davon, noch nicht den realen Tod, aber doch die Gewißheit, daß nur ein Deut fehlte, um aus dem Spiel Ernst zu machen.

Vielleicht war es das; zumindest für Anson. Zachary war sicher, daß der Alte mehr als einmal mit dem Gedanken gespielt hatte, den Druck auf das Rasiermesser nur um eine Winzigkeit zu verstärken; nicht viel, eben gerade genug, um allem ein Ende zu bereiten und ihn für alles bezahlen zu lassen, was er ihm in den letzten Jahren - wie vielen eigentlich? Dreißig? Vierzig? Zachary wußte es nicht mehr - angetan hatte. Zachary wußte das. Anson haßte ihn, wie jeder, der mit ihm zu tun hatte, ihn haßte. Aber er fürchtete ihn auch, wie es ebenfalls jeder tat, der mit ihm zusammenkam, und wie bei den allermeisten war die Furcht eben doch größer als der Haß. Möglicherweise würde sich dieses Verhältnis eines Tages ändern, vielleicht nur für jenen einen, entscheidenden Moment. Zachary verbesserte sich in Gedanken. Nicht möglicherweise - mit großer Wahrscheinlichkeit sogar. Er fragte sich nur, wie lange es noch dauern würde.

Zachary liebte dieses Gefühl. Es gab nicht mehr viel, was ihn wirklich erregte. Wenn man ein so langes Leben gelebt hatte wie er, wurden die Abwechslungen seltener, und die wirklich aufregenden Dinge nahmen im gleichen Maße ab, wie die Zahl der Jahre zunahm. Vielleicht würde eines gar nicht mehr allzu fernen Tages das Spiel mit Leben und Tod tatsächlich das einzige sein, was ihn noch interessierte ...

Er hörte das Geräusch der sich öffnenden Tür und schneller, näherkommender Schritte. Die Rasierklinge löste sich von seinem Hals und wurde einen kleinen Moment später neu angesetzt, kräftiger als zuvor und auf eine Art, die Anson sich niemals erlaubt hätte. Er mußte die Augen

nicht öffnen, um zu wissen, wer jetzt vor ihm stand und mit einer rasiermesserscharfen Klinge über seine Kehle fuhr.

»Als du gegangen bist, war er noch am Leben«, sagte Beatrice. Ihre Stimme klang fast teilnahmslos, aber er spürte ihren Zorn; eine Sekunde später nicht nur im übertragenen Sinne, sondern auch sehr handfest: Das Rasiermesser ritzte seine Haut, und ein einzelner Blutstropfen lief an seinem Hals herab und vermischt sich mit dem flockigen Rasierschaum. Zachary lächelte.

»Hatte aber Schmerzen«, sagte er. »Nur der Tod ist schmerzlos.« Beatrice war offensichtlich gewillt, diese Behauptung auf der Stelle zu überprüfen, denn das Rasiermesser ritzte noch eine Winzigkeit tiefer in seine Haut. Zu dem ersten Blutstropfen gesellten sich ein zweiter und dritter, und Zachary fragte sich mit einer Mischung aus fast wissenschaftlicher Neugier und prickelnder Erregung, wie weit sie das Spiel wohl treiben würde. Sie wußte, daß er Schmerzen liebte, aber sie war ganz bestimmt nicht hier, um ihn zu verwöhnen. Sie hatte es nicht laut ausgesprochen - nicht bis zu diesem Moment -, aber sie war mit seinem Vorgehen ganz und gar nicht einverstanden. Und sie war die einzige Person in seiner unmittelbaren Nähe, die ihn möglicherweise auch haßte, ganz bestimmt aber nicht fürchtete.

»Du spielst mal wieder«, sagte sie kopfschüttelnd. »Und wieso die Fichte?«

»Er ist doch Umweltschützer. Er liebt den Kontakt zu lebendigen Dingen.« Er öffnete endlich die Augen und sah in ein Paar dunkler, sehr großer Augen, die so sehr von Zorn erfüllt waren, wie er es erwartet hatte. Vielleicht sogar noch ein bißchen mehr.

Vorsichtshalber setzte er sich auf, hob den Arm und drückte ihre Hand herunter, die das Messer hielt. Ihm war heute nicht nach Sterben zumute, und Beatrice war wirklich sehr zornig.

»Du hast die Kontrolle verloren«, sagte sie.

Ich verliere niemals die Kontrolle, Liebling, dachte Zachary. Nicht ein-

mal über dich. Laut sagte er: »Ich dachte, du magst es, wenn ich die Kontrolle verliere.«

Beatrice schüttelte den Kopf. Ihre Augen sprühten noch immer vor Zorn, aber sie gab sich zumindest Mühe, sachlich zu klingen, als sie antwortete: »Er könnte uns wieder zerstören, wenn du ihn nicht aufhältst.« »Dann bring du ihn um«, sagte Zachary. »Jetzt ist nicht die Zeit für Spielereien«, erwiderte Beatrice. »Seine Stärke wird wachsen.« Zachary nickte. »Das hast du messerscharf erkannt, Beatrice«, antwortete er. »Ängstigt es dich?«

Noch vor einer Sekunde hätte er es nicht für möglich gehalten, aber der Zorn in Beatrices Augen nahm sogar noch zu. Ihr rotes Haar schien zu flammen, und für einen winzigen, kaum merklichen Moment verzerrte sich ihr Gesicht zu einer Grimasse, die nicht mehr wirklich menschlich zu sein schien, sondern ...

Nein. Er erkannte es nicht, und wenn er ehrlich sein sollte, wollte er es auch gar nicht. Nicht jetzt. Noch nicht. »Also, meine Liebe«, sagte er. »Was schlägst du vor, sollen wir jetzt tun?«

»Er lebt wieder«, sagte Menzel. »Es ist unglaublich, aber ... er ist wieder am Leben. Er war tot, verstehen Sie? Nicht scheintot, sondern wirklich tot. Ich war dabei, als er starb.«

»Aber wie ist das möglich?« fragte Bauer. Sie gingen nebeneinander durch den langen Krankenhausflur, auf dem trotz der noch frühen Stunde bereits ein hektisches Kommen und Gehen herrschte. Menzel war müde; nicht nur körperlich, sondern auch psychisch. Sie hatte die ganze Nacht keine Sekunde Ruhe gefunden, sondern zuerst vor der Tür des Operationssaales und später vor dem verschlossenen Zimmer auf der Intensivstation gewartet, in das man den Fremden gebracht hatte. Natürlich vergebens. Dem ersten Wunder war kein zweites gefolgt, und eines solchen hätte es schon bedurft, hätte man ihr die Erlaubnis erteilt, schon in dieser Nacht mit dem Mann sprechen zu dürfen - einmal ganz davon

abgesehen, daß er das vermutlich gar nicht konnte. Er war zwar wieder am Leben, aber nicht bei Bewußtsein, und mit großer Wahrscheinlichkeit würde sich daran in den nächsten Tagen auch nicht viel ändern. Sie antwortete erst mit einiger Verspätung - und einem Achselzucken, das sehr viel mehr über ihren seelischen Zustand aussagte als ihre Worte oder der müde Ausdruck auf ihren Zügen - auf Bauers Frage. »Die Ärzte hatten ihn bereits aufgegeben. Er war tot; jedenfalls klinisch. Er atmete nicht mehr, sein Herz hatte aufgehört zu schlagen, seine Gehirnströme waren erloschen - und dann ... kam er wieder zu sich.«

Bauer stockte mitten im Schritt und sah sie zweifelnd an. Er sah so müde aus wie sie, aber nicht mehr annähernd so gepflegt. Offensichtlich hatte er ihren Befehl wörtlich genommen und sämtliche Pferdeställe in fünfzig Kilometern Umkreis abgeklappert. Zumindest roch er so.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte er.

Menzel hob abermals die Schultern. »Wenn ich das wüßte. Das alles ist ... sehr verwirrend. Hatten Sie wenigstens mehr Erfolg?«

»Immerhin wissen wir jetzt seinen Namen.« Bauer griff in die Manteltasche, zog einen Notizblock heraus und unterdrückte ein Gähnen. »Sehr viel mehr allerdings auch nicht«, fuhr er fort. »Bis jetzt kann ich Ihnen nur sagen, daß er gerne ausreitet, aktiver Umweltschützer ist und mehr Geld zu besitzen scheint als die meisten Staaten.«

Menzel nahm ihm den Block aus der Hand und warf einen Blick darauf, nur um festzustellen, daß sie Bauers Handschrift immer noch nicht entziffern konnte. »Was sonst noch?« fragte sie.

Bauer zuckte unglücklich mit den Schultern. »Geburtsort unbekannt«, sagte er. »Wuchs auf in Australien, machte dort ein Vermögen. Vervielfachte es hier.«

»Womit?«

»Dies und das«, antwortete Bauer. »Vielleicht erfahren wir mehr, wenn wir wieder im Präsidium sind und seine Personalien in den Computer eingeben. Anscheinend hat er einige sensationelle Geschäfte an der Bör-

se gemacht und sich dann zurückgezogen.«

»Bevor er in Versuchung kam, das ganze schöne Geld wieder zu verlieren«, fügte Menzel hinzu. »Gar nicht dumm.« Sie schüttelte den Kopf.

»Aber über einen solchen Mann muß man doch mehr wissen.«

»Er tritt nur selten öffentlich in Erscheinung«, sagte Bauer.

»Selten?« Menzel lachte humorlos. »Er scheint mir eher unsichtbar zu sein.«

»Nicht unsichtbar genug.« Bauer seufzte tief und ging in langsamem Tempo weiter. »Es scheint wohl mindestens einen Menschen auf der Welt zu geben, der genug über ihn weiß, um ihn zu hassen. Wer tut so etwas?«

»Jemanden umbringen?«

»Auf diese Weise«, sagte Bauer. »Das war kein normaler Mord. Das war ... das Brutalste, was ich je gesehen habe.«

»Es war überhaupt kein Mord, Bauer«, sagte Menzel. »Der Mann ist noch am Leben.« Die Erleichterung, die bei diesen Worten in ihrer Stimme mitschwang, überraschte sie selbst, und sie konnte auch Bauer nicht entgangen sein, denn er warf ihr einen schrägen Seitenblick zu, war aber klug genug, sich jeden Kommentar zu sparen. Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück.

Als sie die Halle erreichten, blieb Menzel stehen und runzelte die Stirn.

»O Gott«, seufzte sie. »Gehen die denn eigentlich nie nach Hause?«

Die Worte galten der kleinen Armee von Journalisten und Kameraleuten, die die Eingangshalle des Spitals in ein heilloses Tohuwabohu verwandelt hatte. Es mußten mehr als zwei Dutzend sein, schätzte Menzel, und es waren nicht nur entschieden zu viele, sie waren auch entschieden zu laut. Zwei hoffnungslos überforderte Krankenschwestern und eine Anzahl ebenso hilfloser Polizeibeamter versuchten zwar tapfer, wenigstens für so etwas wie den Anschein von Ordnung zu sorgen, vergrößerten damit aber das allgemeine Durcheinander noch eher.

»Was erwarten Sie?« fragte Bauer mit einem Schulterzucken. »Ein Mil-

liardär ist mit einem Speer an einen Baum genagelt worden. Wenn das keine Sensation ist...«

»Ja«, sagte Menzel säuerlich. »Offensichtlich wissen unsere Freunde von der Presse wieder einmal mehr als wir. Warum fragen Sie sie nicht, wer dieser geheimnisvolle Fremde denn nun wirklich war und warum ihn jemand so hassen könnte.«

Bauer machte ein betroffenes Gesicht. Wahrscheinlich überlegte er, ob Menzels Worte vielleicht tatsächlich ernst gemeint waren - zuzutrauen wäre es ihr jedenfalls.

Menzel war jedoch im Moment kaum in der Stimmung, sich irgendeine alberne Bosheit für ihren ungeliebten Assistenten auszudenken. Sie war müde, sie war zutiefst verunsichert, und sie wollte eigentlich nur eines: nach Hause, ein paar Stunden schlafen und diesen seltsamen und ihr zugleich auf so beunruhigende Weise vertrauten Fremden wenigstens für einige Augenblicke vergessen (obwohl ihr etwas sagte, daß sie das wahrscheinlich sowieso nicht konnte).

Sie wollte weitergehen, als ihr ein Mann auffiel, der irgendwie nicht hierher zu passen schien: Er war alt genug, um ihr Vater sein zu können, und trug einen einfachen, trotzdem aber geschmackvollen Anzug. Unter den rechten Arm hatte er eine abgewetzte Aktenmappe geklemmt, und sein Gesicht, das von einer schlichten Metallbrille beherrscht wurde, zeigte einen zugleich verschreckten wie grimmig-entschlossenen Ausdruck. Mit einer Geschicklichkeit, die man ihm auf den ersten Blick gar nicht zugetraut hätte, schlängelte er sich zwischen den Reportern ebenso unauffällig und schnell hindurch wie zwischen den Polizeibeamten und Krankenhausbediensteten, die versuchten, der drängelnden Masse irgendwie Herr zu werden. Hätte Menzel ihm nicht rein zufällig genau ins Gesicht geblickt und wäre über den Ausdruck darauf gestolpert, hätte er es vermutlich wirklich geschafft, den Teil des Spitals zu betreten, aus dem Bauer und sie gerade herauskamen. Und der so ganz nebenbei für die Öffentlichkeit - und vor allem für Journalisten - im Moment gesperrt

war.

Mit einem entschlossenen Schritt vertrat sie ihm den Weg und sagte: »Augenblick.«

Der Mann blieb tatsächlich stehen, maß zuerst sie mit einem flüchtigen Blick und dann Bauer mit einem etwas längerem. Der Ausdruck, der dabei in seinen Augen erschien, machte Menzel nicht nur klar, daß er auf dem Weg hierher schon eine Menge Schwierigkeiten hatte überwunden müssen, er weckte auch ihre Neugier. Dieser Mann war kein Reporter. Trotzdem fragte sie:

»Sind Sie Journalist?«

»Sehe ich aus wie ein Journalist?« fragte der Fremde.

»Das ... kann man nicht gerade behaupten«, antwortete Menzel.

Sehen Sie!« Er klang fast empört. Zugleich erschien ein mißtrauisches Funkeln in seinen Augen, gepaart mit einer unerwarteten Portion Kampfeslust. »Bitte lassen Sie mich durch«, sagte er. »Ich habe es eilig.«

Er machte einen Schritt, um sich zwischen Bauer und ihr hindurchzuschlängeln, und Menzel hob die Hand und ergriff ihn - vielleicht etwas fester, als nötig gewesen wäre - am Arm.

»Was soll das?« fragte der Fremde, nun eindeutig empört. Er sah sich rasch und fast hilfesuchend um. Sein Blick verharrte eine halbe Sekunde lang auf der Gestalt eines uniformierten Polizisten, der nur ein paar Schritte entfernt stand, aber dann schien er zu dem Schluß zu kommen, daß er aus dieser Richtung wahrscheinlich keine allzu große Hilfe zu erwarten hatte.

»Sind Sie Journalistin?« fragte er resigniert.

Anstelle einer direkten Antwort ließ Menzel seinen Arm wieder los, zog ihren Dienstausweis aus der Manteltasche und klappte ihn auf. Der Blick des Fremden blieb für zwei oder vielleicht auch drei Sekunden auf dem Ausweis hängen, und Menzel sah, daß er ihn mit äußerster Aufmerksamkeit - und auch einer gehörigen Portion Mißtrauen - musterte.

Schließlich aber schien er wohl zu dem Schluß zu kommen, daß der Ausweis echt war. Er straffte sich. Der streitbare Ausdruck verschwand zwar nicht ganz von seinen Zügen, aber er wirkte irgendwie ... amtlicher, fand Menzel. Es hätte sie kaum noch gewundert, wenn er strammgestanden und die Hacken vor ihr zusammengeschlagen hätte. »Wolfgang Matthias«, sagte er. »Herrn Direktors persönlicher Assistent.«

Herrn Direktors, dachte Menzel. Sie hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Das klang, als wäre Matthias um etliches älter, als er aussah. So ungefähr hundert Jahre. Oder auch zweihundert.

»Würden Sie mir Ihren Ausweis zeigen?« bat sie.

Matthias gehorchte. Menzel studierte den Ausweis aufmerksam und reichte ihn dann an Bauer weiter, damit er sich Matthias' Personalien notierte. Matthias verfolgte jede ihrer Bewegungen wortlos, aber mit sichtlich wachsender Verärgerung. Sie revidierte im Stillen ihre vielleicht etwas vorschnell gefaßte Meinung über diesen alten Mann. Sein unauffälliges Äußeres und sein etwas linkisches Benehmen waren vielleicht nur vorgetäuscht. Jemand wie dieser geheimnisumwobene Milliardär, der auf der Intensivstation hinter ihr noch immer mit dem Tode rang, würde weder einen Dummkopf noch einen Duckmäuser zu seinem persönlichen Assistenten machen, was immer sie sich auch darunter vorzustellen hatte.

»Haben Sie seine Familie benachrichtigt?« fragte sie. »Der Herr Direktor hat keine Familie«, antwortete Matthias. Erneut fiel Menzel auf, auf welch sonderbare Weise er die Worte *Herr Direktor* aussprach. Irgendwie trug er sie wie eine Waffe vor sich her oder wie etwas Heiliges.

Bauer reichte ihr Matthias' Ausweis zurück, und sie übergab ihn seinem eigentlichen Besitzer. Matthias steckte ihn mit einem gemurmelten »Danke« wieder ein und machte Anstalten, sich an ihr vorbeizudrängen, so daß sie sich abermals genötigt sah, ihm in den Weg zu treten. Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf die Aktentasche, die Matthias unter

dem rechten Arm trug. »Was ist da drin?«

»Streng vertrauliche Papiere«, antwortete Matthias. »Ich war auf dem Weg zu einer Besprechung, als mich die Nachricht erreichte.«

Ja, und ich frage mich, wie, dachte Menzel. Wenn sie Bauer glauben konnte - was sie ausnahmsweise einmal tat -, dann war er bei seinen Nachforschungen einigermaßen diskret gewesen. Er hatte herausgefunden, wem das Pferd gehörte, aber angeblich niemandem gesagt, wo und vor allem unter welchen Umständen man es gefunden hatte. Und die Zeitungen, für die all diese Journalisten arbeiteten, waren noch nicht erschienen. Woher also wußte Matthias überhaupt, daß *Herr Direktor* hier in diesem Spital lag?

Anstatt die Frage jedoch schon jetzt laut auszusprechen, deutete sie mit einer Kopfbewegung auf Matthias' Aktentasche: »Aufmachen.«

»Also das ... das finde ich nicht korrekt«, sagte Matthias.

»Vorschrift«, antwortete Menzel bedauernd. Sie machte eine einladende Handbewegung auf die Theke zur Linken, und Matthias beließ es dabei, sie noch einen oder zwei Momente mit Blicken geradezu zu durchbohren, ehe er sich mit einer übertrieben zackigen Bewegung herumdrehte und die Aktentasche auf den Tresen knallte. Er überließ es ihr, sie zu öffnen und ihren Inhalt sorgsam zu untersuchen.

Die Tasche schien genau das zu enthalten, was Matthias behauptet hatte: eine Schreibmappe, die in zwei Extra-Fächern ein superflaches Handy und einen Taschenrechner verbarg, einen winzigen Laptop samt zwei zusätzlichen Batteriepacks und etliche Kunststoffhefter mit Geschäftsunterlagen. Vielleicht wäre es eine gute Idee, sich diese Unterlagen etwas genauer anzusehen, dachte Menzel. Möglicherweise hatte sie das Mordmotiv ja schon in der Hand. Es ging um eine Menge Geld. Um viel mehr, als sie noch vor wenigen Stunden auch nur geahnt hatte. Aber das hatte Zeit. Sie würde sich später mit Matthias unterhalten. In aller Ruhe, und sehr ausführlich. Fragend hielt sie ein in Cellophan eingeschlagenes, halbes Käsesandwich hoch. »Ich glaube nicht, daß Ihr

Chef das essen darf«, sagte sie.

»Mein Lunch«, antwortete Matthias kühl.

»Er achtet auf Ihre Linie, wie?« erwiderte Menzel. Der Anblick des Sandwichs machte ihr klar, daß sie die ganze Nacht über weder etwas gegessen noch getrunken hatte. Und draußen wurde es bereits wieder hell.

»Herr Direktor ist überaus großzügig«, antwortete Matthias in nun eindeutig beleidigtem Tonfall. »Das Sandwich habe ich ausgesucht.«

»Natürlich«, sagte Menzel lächelnd.

»Was ist nun?« fragte Matthias ungeduldig. »Ich muß wirklich dringend zum Herrn Direktor. Es ist sehr wichtig.«

Menzel legte das Käsesandwich vorsichtig wieder in die Tasche zurück, klappte sie zu und begann in der Manteltasche nach Kleingeld für den Kaffeeautomaten zu kramen. Wie es aussah, würde sie jetzt wohl doch nicht so schnell von hier fortkommen.

»Ich fürchte, Sie werden ihn nicht sehen können«, sagte sie.

»Wieso nicht?« ereiferte sich Matthias. »Ich bin -«

»Es geht nicht um Sie«, unterbrach ihn Menzel. Sie hatte ein paar Münzen gefunden, drehte sich um und schlenderte auf den Kaffeeautomaten zu. Matthias riß seine Aktentasche von der Theke und folgte ihr im Stechschritt. Sie konnte seine Empörung beinahe riechen. »Ihr Herr Direktor liegt auf der Intensivstation. Sein Zustand ist immer noch überaus ernst. Ich glaube kaum, daß die Ärzte irgendeinen Besuch gestatten. Und schon gar keinen, der Arbeit mitbringt.«

»Ich möchte ihn trotzdem sehen«, beharrte Matthias. Menzel behielt ihn aus den Augenwinkeln scharf im Auge, während sie die Münzen in den Automat warf und darauf wartete, daß der Kaffee in den Becher flog. Er wirkt nicht besonders betroffen, dachte sie. Nicht einmal wirklich besorgt.

»Ich werde sehen, was ich -«

Ihr Telefon klingelte. Menzel verbrannte sich fast die Finger an dem

heißen Kaffee, während sie versuchte, gleichzeitig den Becher aus dem Automaten und ihr Handy aus der Manteltasche zu ziehen. Entsprechend ungehalten klang ihre Stimme, als sie sich meldete.

»Menzel.«

»Ich hab den Speer untersucht«, antwortete eine Stimme aus dem Hörer. Kein Gruß, keine Vorstellung, aber Menzel wußte auch so, mit wem sie sprach. Sie hatte den Speer unmittelbar nach der Operation beschlagnahmt und ins Polizeilabor geschickt, und sie hatte sich wahrscheinlich in dieser Nacht eine Menge neuer Feinde gemacht, indem sie Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, damit die Waffe noch vor dem Morgen untersucht wurde.

»Und?« fragte sie.

»Wirklich faszinierend«, antwortete der Labortechniker. »Das ist keine Imitation, wissen Sie?«

»Nein«, antwortete Menzel. »Weiß ich nicht. Woher sollte ich auch?«

»Der Speer stammt aus dem frühen Mittelalter. Eine echte Antiquität. Ich würde sagen aus dem elften Jahrhundert. Plus Minus einem Jahrhundert. Nebenbei - es ist ein ziemlich wertvolles Stück ... aber keines, mit dem ich einen Mord begehen würde.«

»Wieso?«

»Das Material ist zu weich. Die Spitze ist stumpf. Sie brauchen enorm viel Kraft, um damit einen menschlichen Körper zu durchbohren.«

Und wahrscheinlich verursacht es extrem große Schmerzen, dachte Menzel.

»Mit einer Waffe aus modernem Stahl kann man sehr viel mehr Schaden anrichten«, fuhr der Techniker fort. »Und mit viel größerer Effizienz.«

Ja - aber nicht annähernd so stilecht, dachte Menzel. Es war nur ein Gefühl, das sie noch nicht in Worte fassen konnte, nicht einmal in Gedanken, aber allmählich begann sich so etwas wie ein Bild herauszukristallisieren. »Was ist mit Fingerabdrücken« fragte sie.

»Ich habe nur die des Opfers gefunden«, antwortete der Techniker. »Aber ich stelle noch ein paar weitere Untersuchungen an. Ich halte Sie auf dem laufenden.«

Menzel bedankte sich, steckte das Telefon wieder ein und nippte an ihrem Kaffee. Matthias sah sie erwartungsvoll an, und er tat es auf eine ganz bestimmte Art, die Menzel um ein Haar dazu gebracht hätte, ihm den Inhalt ihres Gespräches zu erzählen; auch ohne daß er sie eigens dazu auffordern mußte.

Statt dessen trank sie noch einen weiteren Schluck Kaffee - er war scheußlich, aber wenigstens heiß - und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Tür zur Intensivstation. »Kommen Sie mit. Ich will sehen, was ich für Sie tun kann.«

»Danke«, sagte Matthias. Er kam allerdings nicht mit, sondern stürmte eilends voraus, so daß sich Menzel und Bauer beeilen mußten, um mit ihm Schritt zu halten, und er blieb erst stehen, als sie die Tür zu *Herrn Direktors* Zimmer erreichten und ihm der Polizist, den Menzel davor postiert hatte, den Weg verwehrte.

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Menzel, zögerte einen Moment und fügte dann hinzu: »Gehen Sie und holen Sie bitte den Oberarzt. Ich möchte ihn sprechen.«

Der Beamte entfernte sich, um ihren Befehl auszuführen, und Menzel wandte sich in bewußt beiläufigem Ton wieder an Matthias: »Ihr Herr Direktor legt großen Wert auf seine Privatsphäre, scheint mir. Niemand weiß sehr viel über ihn. Aber ich nehme an, mit so viel Geld kann man jeden verschlossen machen.«

»Verschlossen?« Matthias schüttelte energisch den Kopf. »Herr Direktor ist nicht verschlossen. Nur vorsichtig.«

»Und er hat einen starken Lebenswillen«, sagte Menzel. »Kaum ein anderer hätte eine solche Verletzung überstanden, wissen Sie?«

Matthias wirkte auch jetzt nicht besonders besorgt. Er fragte auch nicht, welche Verletzung Menzel eigentlich meinte, sondern sagte nur: »Herr

Direktor kann nicht sterben.«

Hätte irgend jemand Menzel in diesem Moment einen Kübel mit Eiswasser über den Kopf geschüttet, hätte der Schock kaum größer sein können. Sie starrte Matthias an, und ihre Finger quetschen den Plastikbecher zusammen, so daß der heiße Kaffee über ihre Hand floß und sie verbrühte. Für eine Sekunde glaubte sie sich wieder in den OP versetzt. Er war tot gewesen. Und wieder erwacht.

»Wie ... wie meinen Sie das?« fragte sie stockend.

»Es geht nicht«, antwortete Matthias. »Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß er stirbt. Es wäre viel zu kompliziert - in finanzieller Hinsicht. Er hat eine riesige Firma zu leiten. Tausende von Menschen sind von ihm abhängig.«

Er lachte leise, dann machte sich ein Ausdruck von Verwirrung auf seinen Zügen breit - vielleicht, weil er erst in diesem Moment den Ausdruck auf ihrem Gesicht richtig zur Kenntnis nahm.

»In ... finanzieller Hinsicht«, wiederholte Menzel.

»Natürlich«, bestätigte Matthias. »Was haben Sie denn gedacht?«

Menzel rettete sich in ein Lächeln - das gleich darauf zur Grimasse entgleiste, als sie endlich fühlte, wie heiß der Kaffee war, der noch immer über ihre Hand lief. Aber sie war beinahe froh über den Schmerz, denn so hatte sie wenigstens einen Vorwand, sich hastig herumzudrehen und Matthias' Frage nicht beantworten zu müssen.

Ja, dachte sie. Eine gute Frage. Was hatte sie eigentlich gedacht?

Da war ein Licht gewesen; ein warmer, weißer Schein, der Unendlichkeit und ewigen Frieden verhieß, und mit dem Versprechen auf immerwährende Geborgenheit und endloses Vergessen lockte, und für eine Zeit, deren genaue Dauer er nicht benennen konnte, war er dieser Verlockung auch fast erlegen. Er hatte ihr erliegen wollen, aber irgend etwas in ihm hatte es nicht zugelassen. Ein Teil, von dem er nicht wußte, was er war und was er bedeutete, ja, nicht einmal, ob er wirklich ein

Teil von ihm oder vielmehr die Stimme eines Bewohners dieses fremden, erschreckenden Universums war, in das ihn der Schmerz geschleudert hatte. Trotzdem war seine Stimme zu stark, um sie zu ignorieren, und die Warnung, die sie ihm zuflüsterte, zu ernst, um nicht gehört zu werden.

Er durfte der Verlockung des Lichtes nicht nachgeben. Vielleicht hätte er es trotzdem getan, denn der Schmerz hielt an, auch, nachdem sein Körper betäubt und der beißende Stahl aus seinem Fleisch gezogen worden war, denn die Verlockung, die am Ende dieses weißen Tunnels aus Licht wartete, war wahrhaftig. Das Versprechen, das das Licht brachte, würde eingelöst werden. Aber noch nicht jetzt ... Für lange Zeit noch nicht. Seine Aufgabe war noch nicht beendet.

Er wußte nicht, woraus diese Aufgabe bestand oder weshalb sie ausgegerechnet ihm übertragen worden war oder gar von wem. Er wußte nur, daß seine Zeit noch nicht gekommen war und er nicht in dieses Licht gehen durfte.

Für eine lange, lange Zeit schwebte er körperlos im Nichts, weniger noch als ein Geist, sondern purer Intellekt, der auf die bloße Idee seiner Existenz reduziert war. Dann, ganz langsam, kamen die Erinnerungen und die Bilder.

Weder das eine noch das andere ergab irgendeinen Sinn. Er hörte Stimmen, die mit ihm sprachen, aber er hätte nicht sagen können, ob sie wirklich mit oder vielleicht über ihn redeten, oder ob die Worte überhaupt irgendeinen Sinn ergaben. Er sah ... Dinge. Flammen. Galoppierende Pferde. Brennende Häuser und flüchtende Menschen, Schwärme von schwarzen Raben, die über dem Schlachtfeld kreisten, blitzenden Stahl, aber auch die Augen einer Frau, in denen ein Versprechen auf dunkle, verbotene Freuden glomm.

Schließlich, nach einer Zeit, von der er tief in sich drinnen spürte, daß sie auch in der wirklichen Welt lang gewesen war, begann sich die Dunkelheit rings um ihn zu lichten. Die Bilder, die er nun sah, stiegen

nicht aus seiner Erinnerung empor, um ihn zu quälen, aber sie waren auf ihre Weise ebenso sinnlos und erschreckend wie das, was er zuvor erblickt hatte.

Er sah einen Mann, der in einem Bett von unnatürlich weißer Farbe lag, eingesponnen in ein Netz aus Metall und dünnen, durchsichtigen Schläuchen aus einem ihm gänzlich unbekannten Material. Fremdartige, erschreckende Gebilde umgaben das Bett, und er sah, daß man dem Mann einen Schlauch in den Mund geschoben und Nadeln in seinen Körper gestochen hatte, offenbar, um ihn zu foltern.

Erst dann begriff er, daß er dieser Mann war.

Aber wo war er?

Dies war nicht mehr die Welt, in der er geboren (und gestorben) war, in der er gelebt und gekämpft hatte, sondern ...

Die Hölle?

Er konnte es nicht sagen. Wenn, so war sie anders, viel, viel fremdartiger und beunruhigender, als es die Heiligen Männer selbst in ihren düstersten Prophezeiungen vorausgesagt hatten.

Dann wurde ihm der Fehler in diesem Gedankengang klar. Wäre er in der Hölle, hätte er tot sein müssen, und der Mann dort auf diesen unnatürlich weißen Laken war eindeutig am Leben, wenn auch in keiner guten Verfassung.

Wo war er?

Er spürte, daß er bald in diesen Körper würde zurückkehren müssen, aber noch war es nicht so weit. Das unsichtbare Band, das ihn mit dieser sterblichen Hülle verband, war noch zu schwach, um ihn wirklich zu halten, und so begann er sich in der Kammer umzusehen, in die man seinen Körper gebettet hatte.

Sie war so beunruhigend und fremdartig wie das Bett und die sonderbaren Gerätschaften, die es flankierten. Vor dem Fenster war ein schwerer Laden aus einem unbekannten, aber sehr massiv aussehendem Material heruntergelassen worden, und die Tür machte einen ebenfalls äußerst

massiven Eindruck; der Griff, der sehr sonderbar geformt war, schien für einen Riesen gemacht.

Plötzlich hörte er Stimmen. Schritte, die einen lang nachhallenden, hohen Klang hatten, und andere, gänzlich unbekannte Geräusche, Er drehte sich herum, trat auf die Tür zu und glitt hindurch, ohne irgendeinen Widerstand zu fühlen. Offenbar war sein Geist in der Lage, Materie zu durchdringen, solange er außerhalb seines Körpers weilte.

Also begann er, diesen unheimlichen Ort zu erforschen.

Er war noch unendlich viel verwirrender als der Raum, in dem er erwacht war, ein Ort mit unendlich vielen Türen und endlosen, hohen Gängen, die taghell erleuchtet waren, obwohl draußen tiefste Nacht herrschte und er nirgends eine Fackel oder eine Öllampe entdecken konnte. Auch die Menschen, die ihn bevölkerten, waren seltsam: Die meisten waren weiß gekleidet, manche trugen auch grüne Röcke und Kittel, und ein paarmal sah er Männer und Frauen, die voller Blut waren, oder aufgeregt hin und her hasteten. Eingedenk dessen, was man seinem Körper angetan hatte, argwöhnte er zuerst, daß der einzige Zweck dieses ganzen riesigen Gebäudes der war, Menschen zu foltern, und er vielleicht doch in der Hölle war und die Hoffnung, noch am Leben zu sein, nur ein Teil der Qual, die man ihm zugesetzt hatte. Bald aber begriff er, daß das genaue Gegenteil der Fall war. Offensichtlich war dies ein Ort, an dem man Menschen half, die verletzt oder krank waren. Er erinnerte sich, einmal in einem Hospiz aufgewacht zu sein, in das man ihn gebracht hatte, nachdem man ihn verletzt und bewußtlos auf dem Schlachtfeld fand, ein Hospiz, in dem fromme Männer das gleiche taten wie all diese Menschen hier. Dieser Ort aber war unendlich viel größer und ... anders. Er fand keine Bezeichnung dafür, denn er war mit nichts vergleichbar, was er je gesehen hatte.

*Er war -
in Gefahr.*

Das Gefühl entstand so plötzlich und mit solcher Macht in seinem Be-

wußtsein, daß er aufgeschrien hätte, hätte er einen Körper und eine Stimme gehabt.

Etwas war hier.

Jemand.

Ein uralter, wohlbekannter Feind, den er ebenso wie das Leben, das er gelebt hatte, vergessen zu haben geglaubt hatte, und der ebenso wie die Erinnerung daran noch immer da war, unsichtbar und lautlos, aber bereit, beim kleinsten Zeichen von Unachtsamkeit wie eine Spinne aus dem Zentrum ihres Netzes herauszuspringen und seine Fänge in ihn zu schlagen ... Er wußte nicht, wer er war, oder warum er kam, aber spürte seine Nähe überdeutlich. Er war in Gefahr. Was er spürte, hatte mit dem zu tun, was man seinem Körper angetan hatte, und wer immer es war, dessen Nähe er fühlte, er war gekommen, um zu Ende zu bringen, was er begonnen hatte.

Vorsichtig bewegte er sich in die Richtung, aus der er die Gefahr nahen fühlte, glitt durch Gänge und Korridore, durch große, gläserne Hallen und leere Räume, bis er schließlich das Gebäude verließ und sich in einer fremden, unbekannten Nacht wiederfand. Sie war so erschreckend wie das Gebäude selbst, vielleicht schlimmer, denn während dieses Gebilde von Menschenhand erschaffen und vielleicht einzig deshalb so beunruhigend und falsch war, weil er diese Menschen und ihre Beweggründe nicht verstand, schien hier draußen selbst die Natur eine andere zu sein als die, die er kannte. Die Nacht war nicht still, und sie war nicht dunkel. Überall ringsum waren unbekannte, erschreckende Geräusche und Lichter, die viel zu hell und viel zu regelmäßig brannten, um von Menschen erschaffen worden zu sein. Wohin er auch sah, erblickte er Licht, ein Meer von weißen, grellen Sternen, die vom Himmel gefallen zu sein schienen und die Nacht in einen düsteren Tag verwandelten, und selbst am Firmament waren Geräusche und ... Dinge, die dort nicht hingehörten.

Das Gefühl einer Gefahr wurde immer stärker. Alarmiert sah er sich

um, darauf gefaßt, den schlimmsten Dämonen der Hölle gegenüberzustehen, doch alles, was er erblickte, war eine junge Frau, die die gleiche sonderbare Kleidung trug wie viele von denen, die er drinnen im Gebäude getroffen hatte: ein weißes Gewand, das unziemlich kurz über dem Knie endete, es war sehr kleidsam, konnte aber kaum Schutz vor Kälte oder gar Regen und Schnee bieten, und ein weißes Häubchen; offenbar die Tracht, die in diesem fremden Land üblich war.

Gerade, als er sich abwenden wollte, erschien eine zweite Gestalt auf dem Weg. Sie trat nicht etwa aus einem Schatten oder hinter irgend einem der sonderbaren Dinge hervor, die es auch hier überall gab, sondern erschien buchstäblich aus dem Nichts, wie ein Geist. Aber es hätte dieses dramatischen Auftrittes nicht einmal bedurft, um ihn erkennen zu lassen, wem er gegenüberstand.

Es war der Dämon, auf den er gewartet hatte. Er erschien in Gestalt eines ganz normalen Menschen, einer jungen Frau mit rotem Haar und einem durchaus hübschen Gesicht, das ihm vage bekannt vorkam, aber er ließ sich von dieser äußerer Erscheinung keine Sekunde lang täuschen. Diese ... Kreatur war gekommen, um ihn zu vernichten.

Aus einem uralten Reflex heraus wollte er sich zum Kampf stellen, aber es gab keine Möglichkeit dazu. Sein Körper lag hilflos und ohne Bewußtsein irgendwo in dem gewaltigen Gebäude, und er selbst war nichts als ein Beobachter, der sehen und vor allem lernen konnte.

Und es mußte, wollte er überleben.

»Verzeihung.« Die Gestalt, die aus dem Nichts gekommen war, wandte sich mit einem um Entschuldigung heischenden Lächeln an die Frau in dem weißen Gewand und hob gleichzeitig die Hand, um fragend auf das Gebäude zu deuten. »Vielleicht ... können Sie mir helfen?«

Die Angesprochene fuhr erschrocken zusammen. Ihr Blick irrte irritiert über die so jäh aufgetauchte Gestalt, tastete dann die Schatten hinter und neben ihr ab, und er konnte regelrecht sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. Vielleicht begriff sie, in welcher Gefahr sie schwiebte. Er

hoffte es. Er flehte darum, daß sie nicht zu einem weiteren, unschuldigen Opfer des Dämons wurde, denn es waren ihrer schon zu viele. »Ja?«

Die Fremde lächelte noch herzlicher und wiederholte ihre fragende Geste. »Entschuldigen Sie. Ich wollte Sie nicht erschrecken, aber ... würden Sie mir helfen? Ich suche Flügel ›B‹. Ich fürchte, ich habe mich hoffnungslos verirrt, wissen Sie?«

Die Erleichterung, die sich auf dem Gesicht der jungen Frau in Weiß breitmachte, war nicht mehr zu übersehen. Die Angst wich aus ihrem Blick, was die Gefahr für sie ein wenig minderte. Der Dämon lebte von der Angst. Er bevorzugte Opfer, die ihn fürchteten.

»Da sind Sie genau richtig«, antwortete sie. »Sie müssen nur ... ach was - Sie haben vollkommen recht. Dieser Kasten ist unübersichtlich. Kommen Sie mit. Ich bringe Sie hin.«

Er folgte ihnen, während die beiden Frauen das Haus betraten und den Weg zurückgingen, den er zuvor gekommen war. Für eine Weile schien es, als hätte Gott seine Gebete erhört oder der Alte Feind in dieser Nacht keinen Hunger auf unschuldiges Fleisch.

Keines von beidem war der Fall.

Die beiden ungleichen Frauen erreichten die Etage, in der seine Kammer lag - Flügel ›B‹, wie er sich erinnerte -, und die Frau in Weiß deutete auf eine Tür am Ende des Korridors und sagte: »Dort. Es liegt gleich hinter der nächsten Tür. Aber Sie brauchen eine ...«

Ihre Stimme versagte, als sie sich umdrehte und ins Gesicht der Kreatur blickte, die neben ihr stand. Ihre Augen weiteten sich, und jetzt waren sie von der Nahrung erfüllt, die der Dämon brauchte.

Die Bestie tötete sie mit einem einzigen, blitzartigen Hieb, fing den zusammensackenden Körper auf und schleifte ihn hinter die nächste Tür.

Er spürte die Enttäuschung des Wesens, das Festmahl nicht ausgiebiger genießen zu können. Schnelles Töten war nicht seine Art. Aber es war nicht hier, um auf die Jagd zu gehen, und es brauchte die Kleidung sei-

nes Opfers, unversehrt und ohne Blutflecken, denn es war zwar in der Lage, jede beliebige Gestalt anzunehmen, nicht jedoch, auch leblose Dinge nachzuahmen. Als es wenige Minuten später wieder hinter der Tür hervortrat, war es nicht mehr die Frau, die aus dem Nichts gekommen war, sondern eine perfekte Kopie der Frau in Weiß.

Seine Gedanken überschlügen sich. Er spürte, daß etwas mit seinem Körper geschah. Der Drang, in seine Hülle zurückzukehren, wurde immer mächtiger, aber er wußte auch, daß er sie kein zweites Mal verlassen konnte - und daß er hilflos sein würde, war er erst einmal wieder in seinen Körper zurückgekehrt. Und ein zweites Mal würde ihn das Ungeheuer nicht verschonen. Vielleicht hatte er seinen Körper auch nie wirklich verlassen, sondern erlebte nur eine bizarre Vision.

Der Gestaltwandler zog die Tür hinter sich zu, schloß die Hand um den Griff - und brach ihn mit einem kurzen, mühelosen Ruck ab; wohl, damit niemand die Leiche seines Opfers fand und Alarm schlug. Dann wandte er sich nach links und ging auf die Tür am Ende des langen Korridors zu.

Dahinter lag ein weiterer, allerdings weit kürzerer Gang, der vor einer verschlossenen Tür aus Glas endete. Mehrere andere Türen zweigten rechts und links davon ab, und vor einer saß ein Mann, der sich in Kleidung und Benehmen von allen anderen unterschied, die er bisher getroffen hatte. Er war nicht in Weiß gehüllt, sondern in ein gräuliches Blau, das irgendwie streng aussah, und er eilte nicht hektisch hin und her, sondern schien überhaupt nichts zu tun zu haben, denn er blätterte in farbig bemalten Papieren - er brauchte nur einen Moment, um zu wissen, daß er einem Posten gegenüberstand, der eine lange, einsame Nachtwache vor sich hatte und nicht wußte, wie er die Zeit herumbringen sollte. Auch wenn diese Welt und vielleicht sogar die Zeit eine gänzlich andere war als die, die er kannte, so hatte er diesen Ausdruck einfach zu oft gesehen, um ihn nicht zu erkennen.

Und er hatte zu oft erlebt, wie es endete. Gewohnheit und Langeweile

waren Verbündete des Todes, die diesem oft genug den Weg ebneten. Er hätte alles gegeben - in diesem Moment selbst sein eigenes Leben -, hätte er dem Ahnungslosen zu Hilfe eilen oder ihm wenigstens eine Warnung zuschreien können. Doch er konnte nichts von alledem, sondern war dazu verdammt, hilflos zuzusehen, wie sich der Gestaltwandler seinem nächsten Opfer näherte.

In diesem Moment erklangen Schritte, und eine der anderen Türen auf dem Gang wurde geöffnet. Der Gestaltwanderer prallte zurück und verschmolz mit den Schatten einer Nische. Nur wer jetzt noch gewußt hätte, wonach er zu suchen hatte, hätte das Geschöpf entdeckt, das sich in Farbe und Lichtbrechung seiner Umgebung so perfekt anzupassen wußte wie ein bizarres Chamäleon.

Ein alter Mann mit schütterem grauem Haar und einem sonderbaren Gesichtsschmuck aus Gold und Glas trat auf den Gang hinaus. Er gähnte ungeniert. Sein Gesicht war bleich, was von zu vielen Stunden mit zu wenig Schlaf kündete, und seine Hände zitterten leicht. Um so wacher waren die Augen, die sich hinter dem seltsamen Schmuck verbargen und denen die sicher sechzig Jahre, die sie hatten kommen und gehen sehen, nichts von ihrer Schärfe und Aufmerksamkeit hatten nehmen können.

»Eine schlimme Uhrzeit«, sagte er, wobei er ein weiteres Gähnen nur mühsam unterdrückte. »Wenn ich jetzt keinen Kaffee bekomme, schlafe ich ein. Soll ich Ihnen einen Becher mitbringen?«

Die Worte galten dem Wachtposten auf seinem Stuhl. Der Mann nickte, ohne den Blick von seinen Papieren zu heben. »Gerne.«

»Schwarz?«

»Prima«, antwortete der Wachmann. Er sah nun doch hoch, raffte sich zu einem Lächeln auf und fügte hinzu: »Vielen Dank.«

»Keine Ursache«, antwortete der alte Mann. »Die nächste Runde holen Sie.«

Er ging, aber er ließ ein sonderbares Gefühl zurück. Das Gefühl - nein: das Wissen, diesen Mann eigentlich kennen zu müssen. Er gehörte zu

dem Leben, das er gelebt und vergessen hatte, und er war trotz seiner unauffälligen Erscheinung und seiner schwächlichen Konstitution - dieser sonderbare Alte war alles, nur bestimmt kein Krieger! - ein wichtiger Bestandteil dieses vergessenen Lebens gewesen.

Möglicherweise war das der Grund, überlegte er, aus dem der Gestaltwandler darauf verzichtet hatte, ihn zu töten. Vielleicht sah er nur harmlos aus. Er mochte ein Zauberer sein oder ein Alchimist mit mächtigem Wissen. Immerhin ließen seine Worte darauf schließen, daß er in der Lage war, den Schlaf zu besiegen.

Der Gestaltwandler glitt lautlos wieder in sein menschliches Äußeres zurück und näherte sich dem Wachtposten. »Ziemlich ruhig heute Nacht, nicht wahr?« fragte er. »Langweilen Sie sich?«

Der Polizeibeamte, der vor der Verbindungstür zur Intensivstation Posten bezogen hatte und sich tatsächlich schier zu Tode langweilte, ließ seine Zeitschrift sinken und sah in das hübsche Gesicht der jungen Krankenschwester hoch. »Ich werd's überleben«, sagte er. »Aber ich habe schon interessantere Einsätze gehabt, das stimmt.«

Der Gestaltwandler erwiderte sein Lächeln; eine perfekte Maske, die niemand durchschaut hätte, nicht einmal die engsten Vertrauten der jungen Frau, in deren Aussehen er geschlüpft war. Er spürte die Gier des Wesens, seinen kaum noch im Zaum zu haltenden Hunger und den absoluten Willen zu töten. Und doch - gerade, als er glaubte, daß sich die Kreatur auch auf ihr nächstes, ahnungsloses Opfer stürzen würde, um es auf der Stelle zu zerfleischen und sich an seinem Fleisch ebenso zu weiden wie an seiner Furcht, trat sie einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, um ihren Weg fortzusetzen.

Es war der Wächter selbst, der die Katastrophe heraufbeschwore, indem er plötzlich die Hand hob und die junge Frau mit einer fast behutsamen, aber doch unmöglich verständlichen Bewegung zurückhielt. Es gab keinen Grund für ihn, mißtrauisch zu sein. Er hatte die Frau schon mehrmals gesehen, seit er seinen Dienst angetreten hatte, und allein ihre Kleidung

identifizierte sie als jemanden, der hier sein durfte. Und doch ... da war irgend etwas in ihren Augen. Etwas ... Fremdes. Gieriges. Außerdem hatte er seine Befehle. Sehr eindeutige Befehle. »Nur der Ordnung halber«, sagte er mit einem entschuldigenden Lächeln. »Aber ... kann ich vielleicht noch einmal Ihren Ausweis für den Sicherheitsbereich sehen?«

»Selbstverständlich«, sagte der Gestaltwandler. Sein Lächeln blieb unverändert. Mit beinahe sanfter Gewalt löste er die Hand des Mannes von seinem Arm, griff mit der anderen nach seiner Kehle und drückte kurz und mit furchtbarer Gewalt zu.

Es war kein Festmahl. Der Mann litt kaum, und er hatte nicht einmal ausreichend Zeit, wirkliche Angst zu empfinden. Mit Sicherheit verstand er nicht einmal, was ihn umbrachte.

Trotzdem spürte er, wie auch dieser Tod die Kräfte des Gestaltwandlers mehrte.

Er hatte lange gehungert, unendlich lange; selbst für ein Wesen, das in Dimensionen wie er dachte. Aber nun war die Zeit des Wartens vorbei. Der Jäger war erwacht, und er hatte wieder Blut geleckt.

Und er wußte, wer sein nächstes Opfer war. Er - öffnete mit einem Stöhnen die Augen und fand sich reg- und hilflos, eingesponnen in ein stählernes Spinnennetz, von Schmerzen und Übelkeit gepeinigt in seinem Zimmer wieder. Im ersten Moment hörte er nur eine Anzahl sonderbarer, allesamt unbekannter und zum größten Teil beunruhigender Laute: ein Summen und Klicken, ein Rüstern und Sirren, Schaben und Kriechen wie von unsichtbaren Tieren, die durch sein Zimmer huschten. Alles hier erschreckte und ängstigte ihn, denn seine Umgebung war ihm vollkommen fremd. Zugleich aber spürte er auch eine tiefe, fast körperliche Erleichterung.

Er konnte sich an seinen Namen erinnern.

Zumindest das.

Er hatte einen Namen und damit vielleicht den Schlüssel, der die Tür zu

seinem Gedächtnis wieder öffnen mochte.

Allerdings war er nicht sicher, ob ihm Zeit genug blieb, den Schlüssel auch im Schloß herumzudrehen und die Tür zu öffnen, denn in diesem Moment hörte er ein Geräusch, das ihm nur zu vertraut war. Schnelle, rasch näherkommende Schritte. Und obwohl er noch immer an seinen Körper gefesselt war und nicht mehr sehen konnte, was sich auf der anderen Seite der massiven Tür abspielte, war er kein bißchen überrascht, als sie geöffnet wurde und der Gestaltwandler den Raum betrat.

Matthias war verärgert. Der Polizist war nicht mehr dagewesen, als er gekommen war, um ihm seinen Kaffee zu bringen, und quasi zum Ausgleich hatte er durch die große Glasscheibe, die den Raum, den man ihm zugewiesen hatte, von Adams Krankenzimmer trennte, eine Krankenschwester gesehen - gleich zwei Verstöße gegen zwei ziemlich eindeutige Ordern, die er gegeben hatte.

Matthias war alles andere als kleinlich. Er wußte, daß er bei vielen in dem Ruf stand, genau das zu sein, und er gab sich keine Mühe, dieses Image irgendwie zu ändern, aber im Grund seines Herzens verfuhr er stets nach dem Motto: leben und leben lassen, und er hatte im allgemeinen stets die besten Erfahrungen mit dieser Philosophie gemacht. Aber das hier war keine Kleinigkeit. Immerhin hatte jemand versucht, den Herrn Direktor umzubringen, und das auf eine ebenso spektakuläre wie brutale Art und Weise, und so ganz nebenbei bezahlte er in jeder Stunde, die er hier saß, ein kleines Vermögen dafür, daß man einen ganzen Flügel des Spitals abgesperrt hatte. Der Polizeibeamte durfte seinen Platz nicht verlassen - es sei denn im Notfall (wenn etwa ein Meteor auf Graz stürzte oder der Himmel in Flammen stand) - und die Krankenschwester hätte dieses Zimmer ohne Begleitung gar nicht betreten dürfen.

Außerdem war er müde, überarbeitet und daher schlecht gelaunt, und um das Maß voll zu machen, hatte er sich an dem viel zu dünnen Pla-

stikbecher, in den der Kaffee aus dem Automaten abgefüllt wurde, die Finger verbrannte.

Er begutachtete die Schwester einen Moment lang mißtrauisch durch das Glas. Ihr Gesicht kam ihm vage bekannt vor, und sie hantierte mit routinierten Bewegungen an den Apparaten und Computern, die das Bett des Herrn Direktor flankierten. Es war wohl nicht nötig, Alarm zu schlagen. Aber er nahm sich fest vor, am nächsten Morgen eine entsprechende Meldung zu machen.

Matthias setzte sich, nippte an dem Kaffee, der zwar viel zu heiß, dafür aber auch viel zu dünn war, um wirklich etwas gegen seine Müdigkeit ausrichten zu können, und schaltete den tragbaren Computer ein, der vor ihm auf dem Tisch stand. Das Display füllte sich mit schwarzen Zahlenkolonnen und Tabellen; die kryptischen Bewohner einer Welt der Mathematik und Bilanzen, in der er sich so zu Hause fühlte wie ein Fisch im Wasser, und schon im nächsten Moment hatte er nicht nur seine Müdigkeit und den pflichtvergessenen Polizeibeamten vor der Tür, sondern auch alles andere rings um sich herum vergessen.

Beatrice.

Trotz des fremden Körpers, in den sie geschlüpft war, erinnerte er sich nun an ihren Namen. Einen Namen, der ihm einmal etwas bedeutet hatte. Über lange Zeit hinweg Furcht und Zorn und eine unendlich tiefe Enttäuschung, aber davor auch ... etwas anderes. Er hatte die Frau, der diese Augen gehörten, einmal geliebt. Aber das war lange her. Bevor ... Er wußte es nicht mehr.

»Ich sehe, du erkennst mich wieder«, sagte der Gestaltwandler. Beatrice. Das Ding, das einmal Beatrice gewesen war.

Er wollte nicken, aber nicht einmal das konnte er. Sein Körper war vollkommen gelähmt. Er war in der Lage, Schmerz zu empfinden, den Druck des Kissens in seinem Rücken zu spüren und den schweren, langsam Schlag seines Herzens zu belauschen, aber er konnte nicht

den winzigsten Muskel bewegen. Er konnte nicht einmal den Kopf drehen, sondern betrachtete das fremde Gesicht mit den auf so furchtbare Weise vertrauten Augen nur aus den Augenwinkeln heraus. Er hatte Angst. Nicht um sich. Sein Leben war unwichtig. Er war schon zuvor gestorben, mehr als einmal, und er hatte zu lange gelebt, um nicht auch die Erleichterung zu kennen, die dem Gedanken innewohnte, daß es irgendwann einmal endgültig vorbei sein mußte. Aber er hatte Angst vor dem, was geschehen mochte, wenn es ihn nicht mehr gab. Wenn niemand mehr da war, um sie aufzuhalten.

»Es ist schön, daß du dich erinnerst«, fuhr das Beatrice-Ding fort. »Ich töte nicht gerne jemanden, der nicht einmal weiß, warum er stirbt.« Sie lächelte, beugte sich über ihn und spitzte die Lippen, wie eine Frau, die ihrem Geliebten im Schlaf einen Kuß auf die Wangen haucht. Statt dessen aber richtete sie sich plötzlich wieder auf, lachte eine leises, durch und durch böses Lachen und griff in die Tasche ihres weißen Kittels. Als sie die Hand wieder herauszog, hielt sie eine winzige Spritze mit einer gelblichen Flüssigkeit.

Er wußte inzwischen wieder, was eine Spritze war, ebenso, wie er um die Natur all der Apparate und Gerätschaften wußte, an die er auf die eine oder andere Weise angeschlossen war. Die Tür hatte sich geöffnet, und seine Erinnerungen kamen zurück. Längst nicht alle auf einmal und längst nicht in der Reihenfolge, die er sich gewünscht hätte, aber sie kamen zurück.

Leider schien er die eine oder andere Kleinigkeit vollkommen vergessen zu haben. Zum Beispiel, wie man sich bewegte. Oder um Hilfe schrie. Die Kreatur neben seinem Bett spürte seine Furcht, und er konnte regelrecht sehen, wie sie Kraft daraus bezog. Selbst ihre menschliche Gestalt ... änderte sich. Sie schien aufzublühen, an Kraft und Jugend zu gewinnen und auf eine grausame Weise dadurch auch an Schönheit. Er erinnerte sich nun endgültig, diese Frau einmal geliebt zu haben. Bevor sie zu dem geworden war, wozu Zachary sie gemacht hatte.

Zachary.

Das war ein Name ohne Gesicht. Eine Erinnerung ohne Substanz, aber voller Verbitterung und Zorn. Er sah das Bild einer Taube, die mitten im Flug von einer Schwertklinge zerteilt wurde.

»Ja«, fuhr Beatrice im Plauderton fort. »So gerne ich unser Wiedersehen noch ein wenig länger genossen hätte, ich fürchte, ich kann nicht mehr bleiben.« Sie hob die Spritze, griff mit der anderen Hand nach dem Schlauch der Infusionsflasche, die neben seinem Bett stand, und stieß die dünne Nadel mit einem Ruck durch das transparente Plastikmaterial. Adam konnte sehen, wie sich die gelbe Flüssigkeit mit der Glukose-Lösung vermischt und langsam nach unten sank; in wogenden Schlieren, wie Öl, das sich mit Wasser vermengte. Wenn sie das Ende des Schlauches erreichte und in seine Blutbahn eintrat, würde er sterben. Er wußte nicht, was genau in der Spritze war, aber es gehörte nicht viel Phantasie dazu, es zu erraten.

NEIN, dachte er. NEIN!

Die Schlieren hörten auf, nach unten zu sinken.

NEIN! WIR GEBEN NICHT AUF! NICHT SO SCHNELL!

Beatrice schien überrascht und im nächsten Moment ein bißchen verärgert. Allerdings nicht sehr. Sie lachte. »So einfach gibst du wohl nicht auf, mein Schatz, wie?« fragte sie - als hätte sie seine Gedanken gelesen.

Vielleicht waren es auch nicht seine eigenen Gedanken. Die Stimme war noch immer in seinem Kopf, aber er war jetzt nicht mehr sicher, daß sie auch tatsächlich dort ihren Ursprung hatte. Es war nicht seine Stimme, aber er hatte sie schon einmal gehört; als er bereit gewesen war, in das Weiße Licht des Vergessens zu treten.

Für einen winzigen Augenblick glaubte er ein Gesicht zu sehen, aber es verblaßte, ehe er es erkennen konnte. Was blieb, war die Stimme, die mit immer suggestiverer Kraft sprach und ungleich stärker als sein eigener Wille war.

»Also wirklich, Adam«, sagte Beatrice kopfschüttelnd. »Warum machst du es dir so schwer? Du hast mich noch nie besiegen können, weißt du das denn nicht mehr?« Sie machte eine fast bedauernde Geste. »Zachary will den Stein, und ... außerdem ist es zu gefährlich, dich am Leben zu lassen.«

Sie lächelte weiter, aber etwas in ihren Augen erlosch. Die winzige Spur von Menschlichkeit, die bisher noch darin gewesen war, machte wieder dem Dämon Platz, und die gelben Schlieren wogten erneut und krochen schneller denn je auf seinen Arm zu.

NEIN! KÄMPFE! ICH BEFEHLE DIR, ZU KÄMPFEN!

Die Stimme kam nicht aus seinem Inneren, aber sie bewirkte dort etwas: Er konnte selbst nicht genau sagen, was, aber es war eine Kraft, die ganz eindeutig ihm gehörte. Er hatte nur vergessen, wie man sie nutzte; ja, selbst, daß er sie besaß.

Trotzdem wandte er jedes bißchen davon auf, um zu kämpfen.

Es war ein stummer, lautloser Kampf, und doch vielleicht der Schlimmste, den er je in seinem Leben zu bestehen hatte; ein Duell reiner Willenskräfte - dem absoluten Willen des Dämons, ihn zu vernichten, auf der einen, und seinen verzweifelten Willen zu überleben auf der anderen Seite. Die Flüssigkeit in dem Schlauch begann zu brodeln. Kleine, sprudelnde Luftblasen stiegen in der Infusionsflasche empor, und plötzlich beschlug das Glas auf der Innenseite. Einige der Geräte, die neben seinem Bett standen, begannen protestierend zu piepsen, und er konnte spüren, wie die Nadel in seinem Arm erst warm, dann glühend heiß wurde, während sich der Plastikschlauch verformte.

Ein erstaunter Ausdruck erschien in den Augen des Gestaltwandlers; irgend etwas zwischen Überraschung und Ärger - als hätte er nach einer Fliege geschlagen und überrascht festgestellt, daß sie noch immer über den Tisch krabbelte, und Adam mußte nur einen einzigen Blick in diese furchtbaren, lodernden Augen werfen, um zu begreifen, wie lächerlich sein Widerstand war. Er konnte fast körperlich spüren, wie sich eine

unvorstellbare, mörderische Macht hinter der Stirn des Wesens zusammenballte -

und schlug mit aller Gewalt zu, die er aufbringen konnte.

Beatrice taumelte. Aus dem Ausdruck von Überraschung auf ihren gestohlenen Zügen wurde Schrecken, und nur den Bruchteil einer Sekunde darauf explodierten der Plastikschlauch und die Glukoseflasche und überschütteten sie mit einem Hagel scharfkantiger Glassplitter und kochender Flüssigkeit.

Sie riß entsetzt die Hände vor das Gesicht und taumelte zurück, aber der Ausbruch war noch nicht vorbei. Irgend etwas Unsichtbares, unvorstellbar Zorniges raste durch den Raum, zertrümmerte Glas und Kunststoff und ließ die dünnen Gardinen vor den Fenstern schwelen. Mit einem gewaltigen Knall verwandelte sich die mannshohe Scheibe, die die gesamte linke Seite des Zimmers einnahm, in einen gläsernen Wasserfall aus Scherben und Splittern. Die Neonröhren unter der Decke zerbarsten, und aus den Geräten neben seinem Bett schlugten Flammen.

Beatrice wankte weiter zurück. Über ihre Stirn lief Blut, und ihr Gesicht war zu einer Grimasse aus Schmerz und Haß verzerrt. Er hatte sie verletzt, aber längst nicht besiegt, und ihr Zorn war nur noch größer geworden.

Plötzlich hörte er eine Stimme, die sich vor Schreck und Panik fast überschlug: »Wache! Schnell, da drinnen!«

Er hatte nicht die Kraft, den Kopf in die Richtung zu drehen, aus der die Rufe kamen, aber Beatrice tat es, und wieder verzerrte sich ihr Gesicht zu etwas, das kaum noch Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte. Für eine Sekunde stand sie geduckt da, die Hände halb erhoben und zu Kral len geformt, und sie sah nun wirklich aus wie das, was sie unter ihrer menschlichen Maske war: ein Raubtier, eine Kreatur, die direkt aus der Hölle kam und zu nichts anderem erschaffen war als zum Jagen und zum Töten. Sie hätte ihn in diesem Moment vernichten können, mit einem einzigen Hieb ihrer furchtbaren Klauen, aber sie zögerte. Viel-

leicht war sie nicht sicher, welches der beiden Beutestücke sie angreifen sollte. Und noch bevor sie ihre Unsicherheit überwand, wurde die Tür mit einem Knall aufgestoßen, und zwei Polizisten stürmten mit gezückten Waffen in den Raum.

»Stehenbleiben! Keine Bewegung!«

Adam bezweifelte, daß ihre Waffen in der Lage waren, Beatrice wirklich zu verletzen; geschweige denn, zu töten. Und selbst wenn, so hatte sie vorher immer noch Zeit genug, sowohl die beiden Männer als auch ihn umzubringen. Er hatte mehr als einmal gesehen, wie diese Kreatur zu kämpfen imstande war.

Aber nichts dergleichen geschah. Reglos und ohne die mindeste Spur von Angst in den Augen stand sie da und blickte den beiden Polizisten entgegen. Sie machte keine Anstalten zu fliehen oder sich zu wehren, auch nicht, als einer der beiden ihr mit einer unsanften Bewegung den Arm auf den Rücken drehte, während der andere unverwandt weiter seine Waffe auf sie gerichtet hielt.

»Diesmal hast du Glück gehabt, Schätzchen«, raunte sie ihm zu. »Aber wir sehen uns wieder, keine Sorge.«

Die Worte waren an Adam gerichtet, aber er hörte sie schon nicht mehr. Der Kampf hatte seine letzten Kräfte verbraucht, und er war erneut in einen tiefen, diesmal traumlosen Schlaf gesunken.

»Es grenzt an ein Wunder«, sagte der Arzt kopfschüttelnd, »aber er scheint wirklich unverletzt davongekommen zu sein. Nicht, daß ich das versteh...« Er seufzte, schüttelte noch einmal den Kopf und fügte, sehr viel leiser und mit einem langen, nachdenklichen Blick in die Runde hinzu: »... oder überhaupt begreife, was hier passiert ist. Sie sagen, es war eine ... ganz normale Krankenschwester?«

»Möglicherweise hätten wir uns zu einem früheren Zeitpunkt darüber unterhalten sollen, was Sie in dieser Klinik als normal bezeichnen«, antwortete Matthias kühl. »Aber mir ist nichts Außergewöhnliches auf-

gefallen, wenn Sie das meinen. Und es ging sehr schnell.« Er hätte noch eine Menge mehr dazu sagen können, und auch über andere Themen. Wie zum Beispiel darüber, was er von den Sicherheitsvorkehrungen in diesem Krankenhaus hielt oder der Wachsamkeit der österreichischen Polizei. Aber er wußte auch, daß der Arzt im Grunde ebensowenig für das konnte, was hier geschehen war, wie er oder der Polizeibeamte, der seine Wachsamkeit vor der Tür mit dem Leben bezahlt hatte. Und auch, wenn er äußerlich so ruhig und gelassen wie immer schien, stand er doch noch viel zu sehr unter dem Schock der Ereignisse, um auch nur einen klaren Gedanken fassen zu können.

»Und Sie sind sicher, daß er nicht verletzt wurde?«

»So weit ich das jetzt schon beurteilen kann, ja«, antwortete der Arzt. »Wir werden ihn gleich morgen früh gründlich untersuchen, aber es scheint, als hätte Ihr Arbeitgeber einen ganz besonders fähigen Schutzengel. Wie gesagt, ich habe zwar nicht die mindeste Ahnung, was hier passiert ist, aber ...« Er seufzte wieder, atmete dann hörbar ein und sprach dann mit veränderter, jetzt wieder sachlicherer Stimme weiter.

»Ich lasse ihn gleich in ein anderes Zimmer verlegen. Ich nehme an, Sie bleiben so lange hier?«

»Darauf können Sie Gift nehmen«, antwortete Matthias. »Und ich bitte darum, daß Sie diesmal wirklich dafür sorgen, daß niemand zu ihm hereinkommt. Ich habe bereits einige Anrufe getätigt und mich um einen privaten Sicherheitsdienst gekümmert, der Herrn Direktor beschützen wird, aber bis die Männer eintreffen, wird noch eine Weile vergehen.«

»Eine private Schutztruppe? Das wird Frau Menzel nicht besonders freuen, schätze ich.«

»Diese Kommissarin?« Matthias schürzte ärgerlich die Lippen. »Es interessiert mich nicht besonders, was -«

»Was interessiert Sie nicht besonders, Herr Matthias?« fragte eine Stimme hinter ihm.

Matthias brach mitten im Satz ab und ließ ganz bewußt eine gute Sekunde verstreichen, ehe er sich zur Tür herumdrehte und Kommissarin Menzel ansah.

»Reden Sie ruhig weiter«, sagte sie. »Ich kann Kritik vertragen.«

»Was hier geschehen ist, ist skandalös!« sagte Matthias voller gerechter Empörung. »Sie hatten mir Polizeischutz für den Herrn Direktor versprochen, wenn ich mich recht erinnere. Aber wäre ich nicht zufällig im Nebenzimmer gewesen, dann wäre er jetzt wahrscheinlich tot!«

»Ja«, sagte Menzel, während sie näherkam und sich dabei in dem vollkommen verwüsteten Krankenzimmer umsah. »Das scheint mir auch so. Was ist hier passiert? Hat unser Attentäter jetzt den Speer gegen einen Flammenwerfer eingetauscht?«

»Das ist nicht witzig«, sagte Matthias eisig.

Menzel erwiderte seinen Blick gelassen. »Das sollte es auch nicht sein«, sagte sie. »Aber ich frage gerne noch einmal: Was ist hier passiert?«

Trotz aller Empörung konnte Matthias ihre Reaktion fast verstehen. Das Zimmer bot einen Anblick, der jeden fassungslos gemacht hätte. Mit Ausnahme des Bettes, auf dem Adam lag, gab es buchstäblich keinen Quadratzentimeter, der nicht auf die eine oder andere Art in Mitleidenschaft gezogen war. Überall lagen zerbrochenes Glas und Brocken von verschmortem Kunststoff. Die Tapeten, die Vorhänge und die Papierjalousien waren angesengt, die Lampen geborsten, und die medizinischen Geräte, an die Adam angeschlossen gewesen war, hatten allenfalls noch Schrottwert.

»Eine Bombe?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Matthias.

»Ich dachte, Sie waren dabei«, erwiderte Menzel. Ihre Stimme veränderte sich nicht, aber Matthias entging keineswegs das mißtrauische Funkeln in ihren Augen.

Er hob hilflos die Schultern. »Das stimmt, aber ...«

»Aber?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er noch einmal. »Es ging alles ... unglaublich schnell. Es gab einen Knall, und dann zerbrachen alle Scheiben. Mehr weiß ich nicht.«

»Das ist ein bißchen wenig, oder?« fragte Menzel.

Matthias wollte antworten, aber der Arzt unterbrach ihn mit scharfer Stimme. »Das reicht. Wenn Sie sich streiten wollen, dann tun Sie das bitte draußen auf dem Flur. Der Patient braucht jetzt absolute Ruhe.«

»Sicher«, sagte Menzel. »Wir wollten sowieso gerade wieder gehen. Ach ... nur der Ordnung halber: hier darf nichts verändert werden. Kommen Sie also, Herr Matthias.«

Matthias starzte sie fassungslos an. Er wußte sehr wohl, was ihre aufrüttelnde Geste bedeutete, aber für eine oder zwei Sekunden weigerte er sich einfach, es zu begreifen. »Bin ich ... verhaftet?« krächzte er.

»Was dachten Sie?«

»Aber das ist ... das ist ...« Er brach verstört ab, rang einen Moment lang vergeblich um Worte und fing einen drohenden Blick des Arztes auf. Rasch trat er an Menzel vorbei auf den Flur hinaus und wartete, bis sie ihm gefolgt war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, ehe er seinen begonnenen Satz zu Ende führte: »... empörend! Wieso verhaften Sie mich? Was tun Sie überhaupt hier? Sie haben die Täterin doch! Warum verhören Sie nicht diese Frau?«

»Das werden wir selbstverständlich tun«, sagte Menzel ungerührt. »Sie ist bereits auf dem Weg zum Kommissariat. Wie ist es nun - begleiten Sie mich freiwillig, oder muß ich Ihnen Handschellen anlegen lassen?« Für einige Sekunden starzte Matthias die Polizistin mit haßerfülltem Blick an, dann drehte er sich mit einem Ruck herum und ging auf die wartenden Polizeibeamten vor dem Aufzug zu.

»Hier entlang - bitte.« Der Polizeibeamte gab sich keine Mühe, das Wort bitte irgendwie freundlich klingen zu lassen oder auch nur so etwas wie Höflichkeit zu heucheln. Als die junge Frau, deren linkes

Handgelenk er mit eiserner Faust umklammert hielt, nicht sofort gehorchte, versetzte er ihr einen unsanften Schubs, der sie mehr durch die Tür hindurchstolpern als gehen ließ, und auch das tat ihm nicht besonders leid. Er hatte niemals verstanden, was Polizisten dazu bringen mochte, Gefangene zu mißhandeln, aber seit einer Stunde wußte er es. Er sah noch immer das Gesicht seines toten Kollegen vor sich, den sie mit eingedrücktem Kehlkopf in einer Wäschekammer im Krankenhaus gefunden hatten, weggeworfen wie ein schmutziges Kleidungsstück, das man nicht mehr brauchte. Er hatte den Mann nicht einmal persönlich gekannt, aber es war ein Kollege gewesen, ein Mann, der die gleiche Uniform trug wie er, und die Vorstellung, daß er ebensogut an seiner Stelle hätte das Opfer sein können, wäre der Dienstplan an diesem Abend nur eine Kleinigkeit anders gewesen, ließ ihn nicht mehr los. Hätte er gekonnt, wie er wollte ...

... hätte er der Frau auch nichts zuleide getan. Aber die bloße Vorstellung, es zu tun, war erleichternd. Und niemand konnte ihn zwingen, höflich zu einer Polizistenmörderin zu sein.

»Was ist das hier?« fragte sie.

Der Beamte lachte humorlos und tauschte einen Blick mit seinem Kollegen, der auf der anderen Seite der Tür stand.

»Was erwarten Sie denn?« fragte er. »Die Hochzeitssuite?«

»Einen Kerker«, sagte sie.

»Wir nennen es im allgemeinen Gefängniszelle«, antwortete der Beamte. »Aber wenn Ihnen dieses Wort lieber ist ... bitte. Gehen Sie jetzt freiwillig hinein, oder muß ich nachhelfen?«

Strenggenommen konnte die junge Frau seinem Befehl gar nicht folgen, denn er hielt ihr Handgelenk noch immer fest, und zwar mit sehr viel mehr Kraft als nötig gewesen wäre. Aber sie machte auch keinen Versuch, die Zelle zu betreten, sondern drehte sich im Gegenteil so weit zu ihm und seinem Kollegen um, wie es sein Griff zuließ, und taxierte die beiden Männer abwechselnd und sehr lange.

Der Beamte verspürte ein eisiges Frösteln, als er in ihre Augen sah. Er war bisher so aufgewühlt und zornig gewesen, daß er kaum auf das Äußere seiner Gefangenen geachtet hatte, aber nun stellte er fest, daß sie eigentlich sehr hübsch war - oder, genauer gesagt: es hätte sein können, wären ihre Augen nicht gewesen. Es waren sehr große, sehr dunkle Augen, in denen ... etwas schlummerte. Etwas, das nicht menschlich war, aber unvorstellbar wild und unsagbar böse.

Unsinn! dachte der Beamte. Er mußte aufpassen, nicht von seinen eigenen Emotionen überwältigt zu werden. Er hatte eine Mörderin vor sich, aber kein Ungeheuer.

»Es ist ein Kerker«, sagte sie langsam.

»Jetzt reden Sie keinen Quatsch«, sagte er streng. »Und vor allem, machen Sie uns und sich selbst nicht noch mehr Schwierigkeiten, als Sie sowieso schon haben. Kommissarin Menzel wird Sie in Kürze verhören, und so lange bleiben Sie hier.«

»Niemand sperrt mich in einen Kerker«, sagte die Krankenschwester.

»Jetzt reicht es aber!« antwortete der Beamte. »Sie werden jetzt -« Er kam nicht weiter. Etwas Unvorstellbares geschah.

Was er bis jetzt nur zu sehen geglaubt hatte, wurde plötzlich real. Ihre Augen färbten sich schwarz, dann rot, wie die Augen eines Dämons oder Außerirdischen in schlechten Comics, und dann ...

begann ihr Gesicht zu schmelzen!

Das Haar verlor seinen Glanz und verschmolz mit der Kopfhaut. Ihre Züge verformten sich, schienen jeden Halt zu verlieren und regelrecht auseinanderzutropfen, als wäre es nichts als eine Wachsmaske, die in der Sonne lag, und darunter kam glänzender, weißer Knochen zum Vorschein. Ein bestialischer Gestank schlug dem Polizisten entgegen, und plötzlich schoß ein heißer Schmerz durch seine Hand. Hastig riß er den Arm zurück und starrte seine Finger an, auf denen sich bereits Brandblasen bildeten - als hätte er nicht den Arm dieser Frau, sondern glühendes Eisen berührt.

»Ich sagte doch, niemand sperrt mich in einen Kerker«, sagte die Frau. Aber es war nicht mehr ihre Stimme. Es war überhaupt nicht mehr die Stimme eines Menschen. Der Polizist begann zu schreien.

Menzel ließ den Telefonhörer auf die Gabel sinken, starrte den Apparat eine geschlagene halbe Minute lang an und verbarg dann mit einem erschöpften Seufzer das Gesicht zwischen den Händen. Ihr war ein wenig schwindelig, und in ihrem Mund war ein Geschmack, als hätte sie mit großer Ausdauer auf ihren Skisocken vom vergangenen Jahr gekaut.

Sie war unendlich müde. Dies war bereits die zweite Nacht, in der sie praktisch keinen Schlaf bekommen hatte, und sie hatte den schweren Verdacht, daß es nicht unbedingt die letzte bleiben würde. Was wie ein normaler - nun ja: fast normaler - Mordfall begonnen hatte, das war längst zum Alptraum geworden, und ihr ungutes Gefühl erstreckte sich auch auf diesen Umstand. Sie war ziemlich sicher, daß sie das Schlimmste noch nicht einmal hinter sich hatten.

»Irgend etwas Neues?«

In Bauers Stimme klang wenig Hoffnung, und als sie die Hände herunternahm und in sein Gesicht sah, begriff sie, daß er seine Frage für sich schon beantwortet hatte und eigentlich nur aus Höflichkeit fragte - oder Diensteifer. Bei Bauer konnte man da nie so sicher sein. Sie schüttelte müde den Kopf.

»Nein. Die ganze Stadt sucht nach dieser Frau, aber ich glaube nicht, daß wir sie so schnell Wiedersehen.«

»Ich verstehe nicht, wie sie überhaupt herausgekommen ist«, murmelte Bauer. »Niemand ist je aus dem Hochsicherheitstrakt entkommen.«

»Ja, bis heute«, antwortete Menzel. Sie unterdrückte nur noch mit Mühe ein Gähnen. »Seien Sie ein Schatz, Bauer, und holen Sie mir einen Kaffee.«

Bauer stand gehorsam auf, ging aber nicht sofort zur Tür. »Das ist dann der achte oder neunte heute Nacht«, sagte er.

»Ich weiß. Fürchten Sie um meine Gesundheit?« Sie spürte selbst, daß ihre Stimme schärfer klang, als sie beabsichtigt hatte, und fügte rasch ein Lächeln hinzu, um die Worte ein wenig zu mildern. »Und wenn Sie zurückkommen, bringen Sie diesen Matthias mit. Er wartet doch noch draußen, oder?«

»Warten ist vielleicht nicht das richtige Wort.« Bauer verzog das Gesicht. »Er ist der einzige Mensch, den ich kenne, der imstande ist zu brüllen, ohne die Stimme zu heben.«

»Dann beeilen Sie sich lieber mit dem Kaffee, bevor er ganz heiser wird«, sagte sie lächelnd, aber Bauer blieb ernst.

»Sie sollten diesen Mann nicht unterschätzen«, sagte er. »Ich glaube, er spielt nur den trotzigen Buchhalter. Er wäre kaum die rechte Hand eines Milliardärs geworden, wenn er dumm wäre oder sich nicht durchzusetzen wüßte.«

»Ich weiß«, seufzte Menzel.

Bauer schien noch etwas sagen zu wollen, aber dann zuckte er nur mit den Schultern und drehte sich um. Menzel sah ihm nach, bis er das Zimmer verlassen hatte. Er ging ein bißchen unsicher, und sein Gesicht wirkte ebenso müde und abgespannt, wie das ihre aussehen mußte, aber nicht einmal dieser Anblick vermochte sie noch mit der gewohnten Schadenfreude zu erfüllen.

Was war nur mit ihr los?

Sie traten auf der Stelle, sicher. Aber das war nichts Ungewöhnliches. So fing fast jeder Fall an, bei dem sie den Mörder nicht mit der Waffe in der Hand über sein Opfer gebeugt antrafen. Selbst das neuerliche Attentat auf Adam und die spektakuläre Flucht der mutmaßlichen Mörderin hätten sie nicht so verunsichern dürfen. Sie hatte schon Schlimmeres erlebt.

Und dennoch. Sie war verwirrt. Es gelang ihr einfach nicht, irgendein

Muster in diesen unheimlichen Vorfällen zu entdecken - und da war noch etwas.

Sie konnte Adams Gesicht nicht vergessen.

Es war immer da. Wenn sie die Augen schloß, sah sie es vor sich, so deutlich und klar, daß sie fast glaubte, es berühren zu können, wenn sie nur die Hand danach ausstreckte. Der Gedanke an diesen Mann durchdrang alles. Sie konnte tun, reden oder denken, was sie wollte, irgendwie war er immer da.

Sie hatte eine Weile sehr intensiv - und so emotionslos, wie es ihr nur möglich war (was zugegeben nicht sehr emotionslos gewesen war) - über die Frage nachgedacht, die sie sich bereits im Spital gestellt hatte, nämlich die, ob sie sich vielleicht in diesen Mann verliebt hatte. Es war möglich. Nicht sehr wahrscheinlich, aber möglich. Es wäre nicht das erstemal, daß sie sich spontan in einen Mann verliebte, den sie praktisch überhaupt nicht kannte. Allenfalls ein bißchen unpraktisch in diesem Fall, da dieser Mann so gut wie im Sterben lag, aber Gefühle nahmen im allgemeinen wenig Rücksicht auf Logik.

Trotzdem - selbst wenn sie bereit war, diese absurde Erklärung zu akzeptieren ... sie erklärte nicht alles. Was sie in Adams Nähe spürte, das war ... unheimlich. Auf eine Art, die ihr keine angst machte, aber nichtsdestotrotz unheimlich war. Dieser Mann war anders als jeder andere Mensch, dem sie jemals begegnet war. Irgend etwas sehr, sehr Seltsames ging von ihm aus, etwas, das ...

Menzel unterbrach den Gedanken mit einiger Anstrengung und zwang sich, sich wieder auf näherliegende Probleme zu konzentrieren. Sobald es ihr möglich war, würde sie nach Hause gehen, mindestens sechzehn Stunden hintereinander schlafen und dann noch einmal über Adam nachdenken. Vielleicht sah dann alles ein wenig anders aus.

Sie griff automatisch nach dem Kaffeebecher, runzelte leicht verärgert die Stirn, als ihr wieder einfiel, daß er ja leer war, und warf ihn gezielt in den Papierkorb ohne hinzusehen. Ihre andere Hand strich fahrig über

die aufgeschlagene Morgenzeitung, die vor ihr auf dem Schreibtisch lag. Bauer war immerhin nicht so müde gewesen, um der Versuchung, ihr die Schlagzeile auf dem Titelblatt als erster zu präsentieren, widerstehen zu können. Sie sah genau so aus, wie man es nach einer Nacht wie dieser erwarten konnte, und sie hatte den dazugehörigen Artikel genau so aufmerksam gelesen, wie sie solche Artikel immer las - nämlich gar nicht. Hätte man ihr für jeden Zeitungsartikel, in dem die Polizei der Unfähigkeit oder Schlamperei bezichtigt wurde, einen Schilling bezahlt, dann hätte sie sich vermutlich bereits zur Ruhe setzen können. Aber sie hatte einen anderen Artikel gefunden, der sie interessierte. Eine kleine Meldung auf der letzten Seite, der sie normalerweise keine Beachtung geschenkt hätte. Normalerweise. Dennoch hatte sie die zweispaltige Meldung mit rotem Filzstift angestrichen; und mittlerweile so oft gelesen, daß sie sie auswendig kannte. Sie war wie fast alles, was seit vorgestern Abend geschehen war: sehr sonderbar.

Bauer kam zurück. Er balancierte zwei Becher Kaffee in den Händen, die er mit spitzen Fingern hielt, und machte dabei fast grotesk große Schritte - was möglicherweise an Wolfgang Matthias lag, der ihm so dichtauf folgte, als hätte er sich fest vorgenommen, ihm in die Kniekehlen zu treten. Menzel fand, daß er fast unverschämt munter aussah. Dabei konnte er in der vergangenen Nacht kaum mehr geschlafen haben als sie und Bauer. Er hatte darum gebeten, sein Handy mit in die Zelle nehmen zu dürfen, und Menzel hatte es ihm gestattet, auch wenn es eigentlich gegen die Vorschriften verstieß. Sie verdächtigte ihn nicht wirklich, sondern betrachtete die letzten Stunden eher als eine Art Schutzhalt. Nach Auskunft des Wachhabenden mußte er in dieser Nacht mehr vertelefoniert haben, als sie in einem Monat verdiente.

»Guten Morgen, Herr Matthias«, sagte sie.

»Ich sehe nicht, was an diesem Morgen gut sein soll«, antwortete Matthias kühl. »Ich protestiere noch einmal gegen -«

»Setzen Sie sich«, unterbrach ihn Menzel. Nach einer Sekunde fügte sie

hinz: »Bitte.«

Matthias schnaubte ärgerlich, zog aber trotzdem den Stuhl zurück und ließ sich darauffallen. »Also?« fragte er.

Sie nippte an ihrem Kaffee, stellte den Becher pedantisch auf den dunklen Ring, den sein Vorgänger auf der Schreibtischplatte hinterlassen hatte, und gähnte hinter vorgehaltener Hand, ehe sie antwortete: »Also was?«

Matthias holte hörbar Luft. »Ich nahm an, Sie hätten mir etwas zu sagen, Frau Kommissarin«, sagte er.

»Und was, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel eine Entschuldigung dafür, daß man mich die halbe Nacht in eine unbequeme Zelle gesperrt hat. Ihnen ist doch klar, daß diese Sache Konsequenzen haben könnte, wenn ich das wollte, oder?«

Menzel seufzte. Sie war enttäuscht. Ohne es konkretisieren zu können, hatte sie sich Hilfe von Matthias erwartet, keine weiteren Vorwürfe.

»Was erwarten Sie eigentlich, Herr Matthias?« fragte sie. »Ich habe einen toten Polizisten, eine tote Krankenschwester und ein Zimmer auf der Intensivstation, das aussieht, als hätte es jemand als Müllverbrennungsanlage benutzt. Und ich habe zwei Personen, die am Tatort waren. Eine davon sind Sie.«

»Und die andere ist Ihnen entkommen«, sagte Matthias. In diesen Worten war keine Schadenfreude und auch kein Vorwurf. Es war eine Feststellung. Trotzdem ärgerten sie Menzel mehr, als sie zugeben wollte.

»Und die andere«, fuhr sie mit etwas schärferer Stimme fort, »ist eine Frau, die versucht hat, Ihren Arbeitgeber umzubringen. Eine Frau, die zwei Polizisten zu Tode erschreckt hat. Einer der beiden armen Kerle liegt noch im Krankenhaus und faselt etwas von Dämonen und glühenden Augen. Was erwarten Sie eigentlich von mir? Ich hätte gerne ein paar Antworten - und zwar von Ihnen.«

»Von mir?« Matthias' Erstaunen war nicht gespielt. »Wie kommen Sie

darauf, daß ich irgend etwas darüber wüßte - abgesehen von dem, was ich Ihnen bereits achtmal erzählt habe?«

Menzel beherrschte sich, allerdings nur noch mit Mühe. »Herr Matthias«, sagte sie langsam. »Sie wollen mir im Ernst erzählen, daß irgend jemand versucht, Ihren Chef umzubringen, und Sie haben nicht einmal einen Verdacht, wer es sein könnte, oder warum?«

»Genau das will ich«, sagte Matthias.

»Aber das ist doch Unsinn«, sagte Bauer. »Jeder, der so vermögend ist wie Ihr Arbeitgeber und über ein solches Firmenimperium verfügt, hat Feinde und Neider. Jeder.«

»Der Herr Direktor nicht«, behauptete Matthias.

»Und was bringt Sie zu dieser Auffassung?« fragte Menzel.

»Weil ich es wüßte. Ich arbeite schon sehr lange für den Herrn Direktor. Er kennt niemanden, der ihm gefährlich werden könnte. Und ich versichere Ihnen, daß er keine Feinde hat.«

»Natürlich«, sagte Bauer spöttisch. »Er hat nur Freunde. Tausende, wie ich vermute.«

»Keinen einzigen«, antwortete Matthias.

»Wie?« Menzel und Bauer tauschten einen überraschten Blick.

»Ich habe es Ihnen gestern schon einmal gesagt, aber Sie haben anscheinend nicht hingehört«, sagte Matthias. »Der Herr Direktor lebt sehr zurückgezogen. Und ich meine damit sehr. Er hat praktisch keinen Kontakt zu anderen Menschen. Er verläßt sein Haus so gut wie nie.«

»Vorgestern hat er es«, sagte Bauer.

»Um zu reiten, ja«, bestätigte Matthias. »Seine einzige Passion.«

»Und die Firma?«

»Die Geschäfte führe ich«, sagte Matthias. »Und ich halte auch den Kontakt zu sämtlichen Partnern und Mitarbeitern. Wenn es also ein Konkurrent oder ein Neider wäre, dann hätte er eher versucht, mich umzubringen.«

»Sind Sie schon einmal auf die Idee gekommen, daß das durchaus noch

passieren könnte?« fragte Menzel.

Matthias sah sie so verständnislos an, daß sie die Antwort auf ihre Frage gar nicht erst abwartete, sondern unmittelbar fortfuhr: »Ich meine es ernst. Wer immer versucht hat, Ihren Chef zu töten, könnte das auch mit Ihnen versuchen. Sie sind zumindest potentiell ebenfalls in Gefahr.«

»Kaum«, behauptete Matthias.

»Was macht Sie da so sicher?«

»Die Tatsache, daß ich noch lebe«, antwortete Matthias. »Ich wäre längst tot, wenn es der Mörder auf mich abgesehen hätte.«

»Vielleicht gibt es ja einen Grund dafür«, sagte Bauer.

»Und welchen?«

»Vielleicht sind Sie ja der Mörder«, antwortete Bauer. »Oder zumindest der Auftraggeber.«

Matthias lachte. Er wirkte nicht sehr überrascht. Nicht einmal sehr verärgert. Wahrscheinlich hatte er mit dieser Anschuldigung gerechnet. Menzel glaubte nicht, daß er irgend etwas mit dem Anschlag auf Adam oder der Geschichte im Krankenhaus zu tun hatte, aber sie war trotzdem neugierig auf seine Reaktion.

»Sie sind ja verrückt«, sagte er ruhig. »Ich habe keinen Grund, so etwas zu tun. Der Herr Direktor ist äußerst großzügig zu mir. Überprüfen Sie meine Finanzen, wenn Sie es möchten. Ich hätte durch seinen Tod nichts zu gewinnen.«

Das stimmte. Bauer hatte seine Finanzen bereits überprüft, und das Ergebnis hatte selbst Menzel überrascht, die einiges gewohnt war. Der unscheinbare Mann in dem Kaufhausanzug von der Stange verdiente im Monat mehr als Bauer und sie zusammen in zwei Jahren. Aber er verdiente es nur so lange, wie Adam lebte. Nach seinem Tod würde das gesamte Vermögen an eine Stiftung gehen und verschiedenen Umwelt- und Tierschutzvereinen zugute kommen.

»Aber Sie -«

»Lassen Sie es gut sein, Bauer«, sagte Menzel müde, und an Matthias

gewandt fuhr sie fort: »Nichts für ungut. Wir müssen eben jeder Spur nachgehen, auch wenn sie noch so absurd erscheint.«

Matthias bedachte Bauer noch mit einem letzten, ärgerlichen Blick, dann wandte er sich wieder Menzel zu, und jeder Zorn wich aus seinen Zügen. Er wirkte jetzt wie immer: ein kleiner, schüchterner Mann, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Daß diese graue Maus eines der größten Wirtschaftsunternehmen der Welt leitete, erschien Menzel noch immer unvorstellbar.

Fast so unvorstellbar wie die Tatsache, daß dieses Wirtschafts imperium so gut wie unbekannt war. Adam hatte seine Firmen so geschickt verteilt, daß kaum jemand herauszufinden vermochte, daß sie im Grunde alle nur Teil eines gewaltigen Ganzen waren, das einem einzigen Mann gehörte.

Vermutlich, um die Steuer zu hintergehen, dachte sie. Aber das ging sie nichts an.

»Nun, ich ... ich wünschte, ich könnte helfen«, sagte Matthias nach einer Weile.

»Das wünschte ich auch«, antwortete Menzel. »Es gibt in dieser Sache einfach nichts Greifbares ... außer einem Hellseher in England ... mit dem klangvollen Namen: Der Einsiedler von Leeds.«

»Ein Hellseher?« Matthias blinzelte.

Menzel schob ihm die Zeitung mit dem angestrichenen Artikel über den Tisch. »Ja. Er hatte die Vision von einem Mann, der mit einem Speer an einen Baum gespießt war. Seltsam, nicht?«

»Sie müssen ihn selbstverständlich vernehmen«, sagte Matthias.

»Selbstverständlich nicht«, antwortete Menzel.

»Aber warum denn nicht?«

Menzel faltete die Finger auf der Tischplatte und versuchte, Bauers Blicke zu ignorieren. Es tat ihr bereits leid, den Artikel in seiner Gegenwart erwähnt zu haben. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, was er später herumerzählen würde. »Ich arbeite mit Fakten, Herr Matthias, und Fak-

ten erhält man nicht durch Visionen. Glauben Sie ernsthaft, ich lasse jemanden einfliegen, der mit ziemlicher Sicherheit verrückt ist?« Sie schüttelte den Kopf. »Ganz davon abgesehen, daß ich die Reisekosten niemals bewilligt bekäme.«

Matthias zögerte. Er sah noch einmal auf die Zeitung hinab, blickte dann sie und Bauer und schließlich wieder sie an und sagte dann, hörbar zögernd: »Nun, wenn es Ihnen hilft, dann ... dann könnte durchaus ich die Flugkosten übernehmen. Einfach, versteht sich.«

»Warum einfach? Soll er zurück laufen?«

Matthias schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Aber hier lebt man anscheinend gefährlich. Jetzt schon einen Rückflug zu buchen wäre doch sinnlos, wenn man nicht weiß, ob man ihn braucht.«

Menzel seufzte.

3

Mit einer übertrieben langsamen, übertrieben bedächtigen Bewegung zündete sich Zachary eine Zigarre an, blickte einen Moment lang in die züngelnde Flamme des Streichholzes und dachte für die gleiche Zeitspanne angestrengt darüber nach, welches Feuer eigentlich düsterer war - das der kleinen Schwefelflamme, die langsam auf seine Fingerspitzen zukroch, oder das in Beatrices Augen.

Er blies die Flamme aus, nachdem sie seine Haut erreicht und einige Sekunden lang mit süßem Schmerz getränkt hatte, und hob den Blick wieder, um Beatrice anzusehen. Überlegungen wie diese waren müßig. Er kannte die Antwort. Kein Feuer auf dieser Welt konnte so heiß und nachhaltig brennen wie das in Beatrices Augen; und einen so großen Schaden anrichten.

Im Moment war ihm allerdings eher danach, Schaden anzurichten, und zwar sehr großen und sehr direkten. Er nahm einen Zug aus seiner Zigarre, blies Beatrice einen perfekten Rauchring ins Gesicht und drückte das glühende Ende der Havanna dann zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand aus. Es zischte hörbar. Der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen, und für einen Moment wurde ihm fast übel. Aber das war gut. Schmerz war etwas Positives, wenn man gelernt hatte, damit umzugehen.

Außerdem wäre die Alternative gewesen, die Zigarre in Beatrices Gesicht auszudrücken.

»Ist dir langweilig?« fragte Beatrice, während sie die winzigen Funken betrachtete, die zwischen seinen Fingerspitzen hindurch zu Boden fielen.

»Keineswegs«, antwortete Zachary. »Ganz im Gegenteil, mein Liebling. Mir fallen auf Anhieb eine Menge Dinge ein, die ich tun könnte, um mir die Zeit zu vertreiben.«

»Warum versuchst du es nicht?« schlug Beatrice vor.

Sie lächelte ihr gewohntes Raubtier-Lächeln, und Zachary erwiderte es auf die gewohnte, herablassende Weise. Für einige Sekunden kreuzten sich ihre Blicke, bis sie sich schließlich beide im gleichen Moment senkten. Es war ein uraltes Spiel, das sie schon so lange spielten, daß er nicht mehr sagen konnte, wer eigentlich damit angefangen hatte. Irgendwann einmal würde aus diesem Spiel ernst werden, und dann würde einer von ihnen den anderen töten. Aber nicht heute.

»Der einzige Grund, aus dem du noch lebst, ist der, daß du versagt hast«, sagte er ruhig.

»Habe ich das?«

»Er ist noch am Leben, oder?«

»Er hatte Glück«, antwortete Beatrice in trotzigem Tonfall. »Jemand ist ihm zu Hilfe gekommen.«

»Jemand, mit dem du nicht fertig geworden bist?« fragte Zachary mit perfekt geheucheltem Erstaunen. »Wer war es? Der heilige Michael? Oder fünf Hundertschaften gepanzerter Tempelritter?«

Beatrice funkelte ihn an, aber es war keine neue Herausforderung. Das Lodern in ihren Augen war jetzt nur noch Trotz. Schließlich war sie es auch, die den Blick senkte. »Ich konnte ihn nicht töten«, gestand sie.

»Er hat gegen mich angekämpft.«

»Und dich besiegt?«

»Du hast irgend etwas wiedererweckt«, sagte Beatrice. »Etwas sehr Altes.«

Zachary lachte. »Oh ja, wie konnte ich das vergessen. Es ist natürlich meine Schuld ... aber seit wann gibst du so schnell auf? Ich dachte immer, dich reizt die Herausforderung.«

»Und was reizt dich?« fragte Beatrice wütend. »Die Niederlage? Man könnte es meinen. Du -«

»Du«, unterbrach sie Zachary betont, »hast anscheinend immer noch nicht begriffen, worum es hier wirklich geht.« Plötzlich wurde seine Stimme leiser, aber so schneidend, daß selbst Beatrice ein wenig zu-

sammenfuhr.

»Ich möchte mein Schwert wiederhaben, und wenn Adam tot ist, bekomme ich es nicht. Und wenn ich mein Schwert nicht zurückbekomme, dann hätte das alles hier keinen Sinn mehr, und ich müßte dich töten.«

Beatrice starrte ihn an, und für eine Sekunde, vielleicht auch nur für die winzige Dauer eines einzelnen Gedankens, schien etwas unsagbar Altes und Mächtiges durch ihre Züge hindurchzuschimmern. Vielleicht geschah es auch nicht wirklich, und er sah es nur, weil er wußte, daß es da war.

»Manchmal könnte man glauben, daß das alles für dich nichts als ein großes Spiel ist«, sagte Beatrice.

»Aber ist es das denn nicht auch?« erwiderte Zachary.

»Adam scheint das nicht so zu sehen. Hättest du ihn so erlebt wie ich, dann wüßtest du, wovon ich rede. Du hast ihn furchtbar verwundet, aber er ist stärker, als er es jemals war.«

»Das erhöht doch den Reiz, oder?«

»Und das Risiko«, gab Beatrice zurück.

»Das Risiko?« Zachary schien einen Moment ernsthaft über die Bedeutung dieses Wortes nachzudenken. Dann zuckte er mit den Schultern.

»Davor habe ich keine Angst. Weißt du, was mir wirklich Furcht einflößt, Beatrice? Langeweile. Vielleicht ist sie der einzige Feind, den jemand wie ich wirklich fürchten muß.« Er beugte sich vor, nahm eine neue Zigarre aus der Kiste und drehte sie in den Fingern, ohne sie anzuzünden. »Du willst ihn vernichten? Dann versetze dich in ihn hinein ... finde heraus, woran sein Herz besonders hängt - und zerstöre es. Niemand kann Adam vernichten - außer er selbst. Mach ihn wütend, und er zeigt dir den Weg.«

»Du genießt dieses Spiel zu sehr«, sagte Beatrice.

»Ja, vielleicht«, sagte Zachary. »Aber ein Spiel wird um so spannender, je höher der Einsatz ist, weißt du?« Er stand auf. »Und nun sollten wir

allmählich aufbrechen.«

»Aufbrechen? Wohin?«

»Nach Wien«, antwortete Zachary. »Ich habe bereits zwei Flüge gebucht. Im Gegensatz zu dir stehen mir gewisse ... Möglichkeiten der Fortbewegung leider nicht zur Verfügung, so daß ich mit British Airways vorlieb nehmen muß. Leitest du mir Gesellschaft, oder ziehst du es vor, deine eigenen Flügel zu benutzen?«

Matthias kam sich ziemlich verloren vor, wie er mit seinem in pedantischen Druckbuchstaben beschrifteten Pappschildchen inmitten der wartenden Menge stand und dem regelmäßigen Öffnen und Schließen der Automatiktüren zusah. Er wartete schon ziemlich lange; zu lange, für seinen Geschmack. Die Maschine der British Airways war vor einer halben Stunde gelandet, und seit gut zwanzig Minuten ergoß sich ein schier unaufhörlicher Strom von Fluggästen in die Ankunftshalle. Der Mann, auf den er wartete, war bisher nicht darunter gewesen ... allerdings mußte er zugeben, daß er keine Ahnung hatte, wie dieser Mann eigentlich aussah.

Dafür wurden die Blicke, die ihm einige der anderen Wartenden zuwarf, immer schräger. Immerhin sah man nicht jeden Tag einen Mann mit dem Gesicht und der Ausstrahlung eines kleinen Buchhalters, der nervös von einem Fuß auf den anderen trat und dabei ein Schild hochhielt, auf dem **DER EINSIEDLER VON LEEDS** geschrieben stand ...

Die Tür öffnete sich erneut, um zwei oder drei weitere Fluggäste hindurchzulassen, die die Zollkontrolle hinter sich gebracht hatten - ein aufgeregtes Ehepaar, das jung und nervös genug war, um vielleicht zum ersten Mal in einem Flugzeug gesessen zu haben, und einen geschniegelten Geschäftsmann, der Matthias' Schild im Vorbeigehen mit einem Blick streifte und flüchtig die Stirn runzelte. Der, auf den Matthias wartete, war nicht dabei.

Allmählich begann er nervös zu werden. Er hatte die Männer und Frau-

en nicht gezählt, die bisher an ihm vorüberdefiliert waren, aber selbst nach seiner instinktiven Schätzung mußte das Fassungsvermögen des Flugzeuges nahezu erschöpft sein. Entweder der Engländer war nicht mitgekommen, oder er hatte irgendwelche Schwierigkeiten beim Zoll. Matthias wußte nicht, welcher Möglichkeit er den Vorzug geben sollte - abgesehen von der natürlich, daß dieser ... Hellseher einfach herumtrödelte und zu guter Letzt doch noch erscheinen mochte.

Matthias wünschte sich, gar nicht hier zu sein. Jetzt, vierundzwanzig Stunden nach dem Gespräch mit Menzel und ihrem unfreundlichen Gehilfen, kam es ihm wie eine Schnapsidee vor, hier zu stehen und auf einen Spiritisten zu warten; falls es sich überhaupt um einen solchen handelte und nicht einfach nur um einen Spinner, der sich alles mögliche zusammenfaselte und durch einen reinen Zufall ins Schwarze getroffen hatte. Er wußte selbst nicht mehr, welcher Teufel ihn geritten haben mochte, daß er ausgerechnet diesen Vorschlag gemacht hatte - ausgerechnet er, der nicht einmal der Wettervorhersage traute und dem normalerweise alles suspekt erschien, was sich nicht in Zahlen oder Statistiken ausdrücken ließ.

Vermutlich war er einfach übermüdet und nervös gewesen und wie alle Beteiligten mit seinem Latein so ziemlich am Ende. Seit gestern morgen konnte er gut verstehen, daß Unschuldige schon Morde und Schlimmeres gestanden hatten, um nur endlich ihre Ruhe zu haben.

Die Tür öffnete sich erneut, und ein wahrer Koloß von einem Mann trat heraus.

Er war nicht einmal besonders groß - vielleicht eine Handbreit größer als Matthias (was aber nun wirklich nichts Außergewöhnliches war ...) - , doch von einem solchen kompakten Körperbau, daß er einfach wie ein Riese wirkte. Und irgendwie spürte man, daß sehr wenig an dieser Körperfülle aus Fett bestand.

Außerdem sah er absolut nicht wie ein Einsiedler aus. Matthias war verwirrt. Der Mann war der einzige, der durch die Tür trat, und er hatte

gesehen, daß nach ihm niemand mehr kam. Trotzdem fiel es ihm im ersten Moment schwer zu glauben, daß dieser Bursche wirklich der Mann sein sollte, auf den er wartete.

Zögernd trat er auf ihn zu, hob sein Schild ein wenig höher und fragte: »Der Einsiedler von Leeds?«

»Ich höre auf den Namen Godbold«, antwortete der andere. Matthias kam gar nicht zu Bewußtsein, daß der Mann nicht etwa Englisch sprach oder auch nur einen hörbaren Dialekt hatte, sondern ihm perfekt in seiner Muttersprache antwortete. »Aber manchmal nennt man mich auch so, das stimmt.« Er legte den Kopf schräg und maß Matthias mit einem sehr aufmerksamen, abschätzenden Blick.

Matthias konnte nicht sagen, zu welchem Ergebnis sein Gegenüber kam. Er war immer noch sehr verwirrt. Godbold (Großer Gott, was für ein Name!) entsprach so ganz und gar nicht seinen Vorstellungen. Nicht, daß er tatsächlich eine konkrete Vorstellung gehabt hätte - aber hätte er versucht, sich einen Einsiedler vorzustellen, dann hätte er ganz bestimmt nicht wie dieser Mann ausgesehen. Godbold hatte ein gutmütiges, aber trotzdem sehr energisches Gesicht, und streichholzkopfkurz geschnittenes, fast weißes Haar; dazu einen Drei-Tage-Bart in der gleichen Farbe. Gekleidet war er in eine einfache, schwarze Jacke, wie man sie aus alten englischen Bergarbeiterfilmen kannte, und abgewetzte Cordhosen, die älter sein mußten als Matthias.

»Und wer sind Sie?« fragte Godbold. " "

»Matthias«, antwortete er hastig. »Wolfgang Matthias - Herrn Direktors persönlicher Assistent.«

»Herrn Direktor?« Godbolds linke Augenbraue hob sich argwöhnisch.

»Der Mann, um den es geht«, antwortete Matthias, dem es mittlerweile mehr als nur leid tat, hierhergekommen zu sein. Er mußte komplett den Verstand verloren haben, sich auf diesen Blödsinn nicht nur einzulassen, sondern ihn auch noch vorgeschlagen zu haben! »Aber ich fürchte, da liegt wohl ein kleines Mißverständnis -«

»Direktor, so«, sagte Godbold. »Ist er mittlerweile Direktor. Dabei hat er nie etwas von Karriere gehalten. Ich schätze, ich habe mich zu lange nicht mehr um ihn gekümmert. Es scheint, er wird anfällig für die Freuden des weltlichen Lebens.«

»Wie bitte?« fragte Matthias.

»Vergessen Sie's«, sagte Godbold. Er ließ den Rucksack, den er bisher über dem linken Arm getragen hatte, mit einer lässigen Bewegung von der Schulter rutschen und packte den Riemen im letzten Moment, ehe das Gepäckstück zu Boden fallen konnte. In dieser beiläufigen Bewegung lag eine Kraft, die Matthias erschreckte. Vielleicht war es klüger, diesem Sonderling nicht zu sagen, daß er mit der nächsten Maschine zurück nach England fliegen konnte.

Wenigstens nicht gleich.

»Ist er hier in Wien?« fragte Godbold.

»Wer?«

»Adam«, antwortete Godbold.

»Adam?« Matthias maß den Einsiedler mit einem strafenden Blick.

»Wenn Sie den Herrn Direktor meinen - nein. Er befindet sich im Spital in Graz. Aber ich bin mit dem Wagen hier.«

»Worauf warten wir dann?« fragte Godbold.

Während sie auf den Ausgang zuginnen, fragte Matthias: »Sind Ihre ... merkwürdigen - Visionen ... äh ...«

»Ja?« fragte Godbold, als Matthias nicht weitersprach, sondern sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen fuhr und dabei versuchte, den einmal angefangenen Satz möglichst elegant zu Ende zu bringen, ohne daß Godbold allzu deutlich merkte, was er von Visionen und Hellseherie wirklich hielt. »... erst kürzlich aufgetaucht, oder haben Sie die schon immer gehabt?«

»Schon immer«, antwortete Godbold. Er lächelte - auf eine Art, als spürte er ganz genau, was Matthias wirklich empfand - und amüsierte sich im stillen darüber, ihn wie einen Fisch an der Angel zappeln zu

sehen. »Aber nur sporadisch. Alles, was ich tue, mache ich nur sporadisch.«

»Aha«, sagte Matthias. »Und was tun Sie so?«

»Ich betätige mich als Handwerker«, antwortete Godbold. »Ein paar kleinere Bauarbeiten - zwischen meinen Auftritten, versteht sich.«

Matthias blieb mitten im Schritt stehen und sah Godbold fast alarmiert an. »Welche Auftritte?«

Godbold grinste, schlug die Jacke auseinander und gewährte Matthias einen Blick auf einen ansehnlichen Bierbauch, über den sich ein fast doppelt handbreiter lederner Gürtel mit einer mindestens drei Pfund schweren Schnalle spannte. »Wrestling.«

»Wrest ...« Matthias schnappte hörbar nach Luft. »Sie ... Sie meinen, Sie sind ... Catcher?«

»Ja«, sagte Godbold fröhlich. »Jedenfalls dann und wann. Bei Gelegenheit catche ich gern ein bißchen.«

»Professionell?« keuchte Matthias.

»Natürlich professionell!« antwortete Godbold empört. »Sie halten mich wohl für einen Aufschneider?«

»Ähm ... so war das nicht gemeint«, sagte Matthias hastig. Er sah sich um, als suche er nach einem Fluchtweg - was seinen wirklichen Gefühlen in diesem Moment tatsächlich nahe kam. »Aber Sie ... Sie sind doch ... ich meine, Sie sind doch der Einsiedler von Leeds, von dem ich in der Zeitung gelesen habe. Sie hatten diese ... diese Vision.«

»Ich muß gestehen, ich weiß nicht genau, was hier los ist«, antwortete Godbold. »Ich habe von der Sache noch kein vollständiges Bild.«

»Oh«, sagte Matthias. »Das ist wirklich sehr bedauerlich. »Ich habe ... Ihre Reisekosten eigentlich nur bewilligt, weil ich angenommen habe, daß Sie mehr wüßten.«

Godbold lachte. »Hier geht es um Visionen, mein Freund. Ich bekomme von oben ab und zu einen kleinen Hinweis. Ohne Ortsbestimmung. Oder Gebrauchsanweisung.«

»Aber ... aber Sie sind doch ein Mönch«, murmelte Matthias. »... oder so was.«

»So was, ja«, antwortete Godbold. »Man ... könnte es so nennen. Aber ich habe kein Keuschheitsgelübde abgelegt, wenn Sie das meinen.«

»Haben Sie nicht?« murmelte Matthias. Er klang sehr unglücklich. Und er sah auch so aus.

»Ich hatte eine Wohngemeinschaft mit einer Mrs. Ledbury«, erwiderte Godbold gutgelaunt, »die noch immer hin und wieder vorbeikommt und ... mit einem feuchten Lappen über meine Arbeitsflächen wedelt.«

Matthias zog es vor, nicht darauf zu antworten.

Aber er hatte es plötzlich sehr eilig, das Gebäude zu verlassen und in den Wagen zu steigen.

Diesmal wußte er ganz genau, daß er träumte. Er war sich seiner Umgebung und seines Schicksals vollkommen bewußt. Er spürte seinen Körper, das, was mit und an ihm getan worden war, und er hatte auch einen Teil seiner Identität zurückgewonnen. Die unmittelbare Begegnung mit dem Tod hatte ihm zumindest einen Abschnitt des Lebens zurückgegeben, den er vergessen hatte. Er erinnerte sich an seinen Namen, an vieles, was damit zu tun hatte, und er wußte auch, daß die Bilder, die er sah, nicht wirklich waren.

Trotzdem waren sie weit mehr als ein Traum.

Sie hatten eine andere Qualität. Was er sah, war eine Erinnerung, oder doch zumindest ein Teil einer Erinnerung, denn die Bilder waren trotz allem zu bizar, um etwas wirklich Erlebtes sein zu können: Er sah sich selbst, aber er war nicht mehr der Mann, an den er sich erinnerte, wenn er daran dachte, wie es war, morgens in den Spiegel zu schauen. In dieser Vision trug er eine schimmernde Rüstung aus so hellem Metall, daß es fast weiß aussah, und schwang ein gewaltiges, beidseitig geschliffenes Schwert von der gleichen Farbe. Und um die Symbolik perfekt zu machen, stand er sich selbst gegenüber - nur, daß dieses Gegenüber

vollkommen in Schwarz gehüllt war, eine schwarze Rüstung trug und ein ebenfalls schwarzes Schwert schwang.

Ein absurdes Bild. Er fragte sich, was ihm sein Unterbewußtsein damit sagen wollte, ihn mit seinem alten Ego in gerade dieser Form zu konfrontieren. Aber er folgte den Bildern, die sein Bewußtsein füllten, mit wachsendem Interesse, denn sie erzählten eine Geschichte, die so alt war wie die Welt, und doch nichts von ihrer Aktualität verloren hatte.

Die beiden ungleichen Zwillingssbrüder begannen sich zu umkreisen. Obwohl die Rüstungen und Waffen, die sie trugen, schwer wiegen mußten, bewegten sie sich mit fast tänzerischer Eleganz. Sie belauerten sich, deuteten Angriffe und Ausfälle an und zogen sich stets wieder im letzten Moment zurück, als wären diese Attacken nur eine Art Vorspiel, ein behutsames Abtasten und Suchen, um die Kräfte des jeweils anderen zu testen.

Als der Angriff dann kam, kam er unglaublich schnell und mit mörderischer Kompromißlosigkeit. Die beiden ungleichen Zwillinge sprangen im gleichen Moment vor. Funkensprühend kreuzten sich die Klingen ihrer Schwerter und federten zurück, wurden erneut geschwungen, stießen zu und parierten. Die Schläge folgten immer rascher auf einander, und in jedem einzelnen schien der aufgestaute Zorn und Haft eines ganzen Lebens zu liegen.

Trotzdem waren sie sich ebenbürtig.

Der Kampf wogte hin und her, ohne daß einer der beiden Gegner einen sichtbaren Vorteil zu erringen vermochte. Adam wußte nicht, wie lange er dauerte - vielleicht nur Sekunden, allerhöchstens Minuten, aber ihm kam es vor wie Stunden; eine Ewigkeit, in der keiner der beiden Gegner sich eine Blöße gab oder auch nur um eine Winzigkeit stärker war als der andere.

Dann, plötzlich, stolperte der Ritter in der weißen Rüstung.

Es war nur ein einziger Fehlritt, nicht einmal ein richtiges Ausgleiten, aber der andere nutzte die winzige Chance, die sich ihm bot, sofort. Er

täuschte einen Schwerthieb an, warf sich dann plötzlich vor und stieß seinen Gegner mit dem gesamten Körpergewicht nieder. Der weiße Ritter fiel, prallte schwer auf den Rücken und ließ sein Schwert los. Die Klinge schlitterte davon und blieb knapp außerhalb seiner Reichweite liegen.

In diesem Moment verlor die Vision alle Ritterlichkeit.

Der Zwilling in Schwarz wartete nicht etwa, daß sich sein Gegner aus seiner unglückseligen Lage aufraffen oder gar sein Schwert wieder ergreifen konnte, sondern schwang seine eigene Waffe mit beiden Händen hoch über den Kopf und ließ sie mit aller Gewalt niedersausen. Im buchstäblich allerletzten Moment rollte sich der andere herum. Die Klinge hieb nur Zentimeter neben seinem Kopf in den Boden und schlug Funken aus dem Stein, wurde jedoch sogleich wieder hochgerissen und zu einem zweiten, diesmal besser gezielten Hieb geschwungen.

Aber auch der andere hatte seine Chance ergriffen. Blitzschnell rollte er herum, riß sein Schwert wieder an sich und hob die Klinge in die Höhe. Das war das Ende des Kampfes. Der schwarze Ritter vermochte seine eigene Bewegung nicht mehr zu bremsen. Mit ungeheurer Wucht stürmte er heran, schwang seine Waffe - und erstarrte mitten in der Bewegung, als sich das weiße Schwert durch seinen Harnisch bohrte. Seine Augen weiteten sich, und aus dem Ausdruck mörderischer Wut auf seinen Zügen wurde für einen kurzen Moment Verblüffung, dann Schmerz. Seine Hände öffneten sich. Das schwarze Schwert fiel zu Boden. Ganz langsam brach er in die Knie, nahm irgendwoher die Kraft, sich noch einmal aufzurichten und die tödliche Schwertklinge mit beiden Händen aus seiner Brust zu ziehen - dann stürzte er schwer zur Seite.

Aber eine Sekunde, bevor er starb, vielleicht genau im zeitlosen Augenblick des Sterbens selbst, erschien etwas Neues in seinen Augen.

Schmerz und Überraschung verschwanden aus seinem Blick und machten einem Lächeln Platz und einem düsteren Versprechen: Es ist noch nicht vorbei.

In diesem Moment geriet der Traum vollends zum Alptraum, und Adam erwachte

und blickte in ein rundliches, von grauem Haar und einem ebenfalls grau gewordenen Bart beherrschtes Gesicht, aus dem ein Paar gutmütiger Augen sehr aufmerksam auf ihn herabsahen. Er kannte dieses Gesicht - das hieß, irgendwie spürte er, daß er es hätte kennen müssen. Nur konnte er sich nicht auf den dazugehörigen Namen besinnen. Obwohl das keine Rolle spielte. Namen waren so unwichtig.

»Hallo, mein Freund«, sagte der Grauhaarige. »Du siehst mitgenommen aus. Nicht viel besser als das letzte Mal - weißt du noch?«

Eine zweite Person trat in sein Gesichtsfeld; älter als die erste, nicht an nähernd so kräftig gebaut, aber mit dem gleichen Gefühl des Vertrautseins behaftet. An ihn erinnerte er sich: Es war der Mann, den er in seiner Vision gesehen hatte. Matthias. Sein Name war Wolfgang Matthias, und sein Name hatte eine Bedeutung, denn er gehörte nicht zu denen, die lange genug lebten, um mehr als einen Namen zu brauchen.

»Sie kennen den Herrn Direktor also«, sagte Matthias.

»Ich kannte ihn ... vor ziemlich langer Zeit«, erwiderte der Grauhaarige.

»Vor ziemlich langer Zeit? Was soll das heißen?«

Der Grauhaarige antwortete diesmal nicht, sondern sah Adam nur weiter und mit demselben, sonderbaren Ausdruck an.

»Godbolt?« sagte Matthias.

Als er den Namen hörte, erinnerte er sich. Früher einmal hatte der Mann anders geheißen - so wie sie alle -, aber er hatte ihn auch unter diesem Namen gekannt. Er hatte ihn sich selbst gegeben, und die feine Ironie, die hinter dieser Wahl stand, hätte ihn einmal fast auf den Scheiterhaufen gebracht.

»Godbolt!« sagte Matthias noch einmal. »Was ist los? Warum antworten Sie nicht?«

Godbolt fuhr sichtbar zusammen und wandte sich mit einem entschuldigenden Lächeln an Matthias, ließ Adam aber keine Sekunde aus den

Augen. »Verzeihen Sie. Ich war ... in Gedanken. Was haben Sie gefragt?«

»Woher Sie den Herrn Direktor kennen. Was heißt: vor ziemlich langer Zeit.«

»Vor sehr langer Zeit«, antwortete Godbold. »Länger, als Sie sich vorstellen können. Zu einer Zeit, als es noch klare Grenzen gab ... Als der Bruder dem Bruder gegenübertrat, um ein Ideal zu verteidigen.«

»Aha«, sagte Matthias. Offensichtlich verstand er kein Wort. Und wie auch?

»Zu einer Zeit, als Worte wie Tugend und Ehre noch einen festen Platz in dieser Welt hatten.«

»Das muß wirklich sehr lange her sein«, bemerkte Matthias.

»Das ist es«, bestätigte Godbold. Er trat einen halben Schritt näher an das Krankenbett heran und beugte sich tief über Adams Gesicht.

»Du hast jetzt lange genug ausgeruht«, sagte er. »Es wird Zeit, aufzuwachen und wieder der zu sein, der du warst.«

»Was tun Sie da?« fragte Matthias erschrocken. Einer der Apparate neben Adams Bett begann protestierend zu piepsen, was Matthias noch mehr beunruhigte. Er wollte etwas sagen, aber Godbold brachte ihn mit einer nur angedeuteten, aber trotzdem sehr befehlsgewohnten Geste zum Schweigen. Seine Stimme wurde leiser und zugleich eindringlicher, und wieder begannen sich Realität und Traum hinter Adams Stirn zu vermischen. Er schlief nicht ein, aber er erinnerte sich, mit einer Intensität, die einer Vision gleichkam:

Das gleiche Gesicht, der gleiche Mann, aber nicht die gleiche Zeit. Sie waren sich das erste Mal auf dem Schlachtfeld begegnet, Godbold, der schon damals ein alter Mann gewesen war, und er, ein junger Krieger, der noch an Ehre und Ruhm im Felde glaubte, wo das Leben eines Fremden kaum mehr wert gewesen war als sein eigenes.

An diesem Tage hatte er eine Menge an Ersterem gewonnen und bei nahe das Letztere verloren.

Er war verwundet gewesen. Der Axthieb hatte seine Schulter bis tief in den Knochen hinein gespalten, und das Leben war in einem roten, pulsierenden Strom aus seinem Körper herausgeschossen, seltsamerweise fast ohne Schmerz, aber unaufhaltsam. Er hatte sich mit letzter Kraft zu dem großen, hölzernen Kreuz an der Weggabelung geschleppt und war dort auf die Knie gefallen, vielleicht um zu beten, vielleicht um zu sterben - er wußte es nicht. Blutverlust und Furcht hatten ihn bereits zu sehr geschwächt. Und so war er im ersten Moment nicht einmal sicher gewesen, ob die bärtige Gestalt in dem blauen Mantel, die plötzlich neben ihm erschien, nun wirklich ein Mensch oder schon ein Bewohner der anderen Welt war, von der er bis zu diesem Moment noch nicht wußte, ob es sie überhaupt gab.

»Warum bist du hier?« fragte der Bärtige.

Er war zu schwach, um zu antworten. Aus seiner Schulter rann das Leben immer schneller aus ihm heraus, und die Gestatt begann vor seinen Augen zu verschwimmen. Er mußte ein Engel sein; vielleicht der Wächter, der darüber entschied, durch welches der beiden Tore er zu gehen hause.

»Du hast für dieses Kreuz getötet«, fuhr der Bärtige fort. »Glaubst du, daß Er, der einst daran gestorben ist, Sein Leben gegeben hat, damit du in Seinem Namen töten kannst?«

Er verstand weder die Frage, noch, warum dieser Mann überhaupt gekommen war. In seinen Gedanken begann sich eine große, allumfassende Dunkelheit breit zu machen, ein wirbelnder Schlund, mit nichts anderem gefüllt als Leere, ein Abgrund, der ihn immer schneller und schneller in seine Tiefen zu reißen versuchte.

»Wer ... bist du?« fragte er mit letzter Kraft.

Doch statt seine Frage zu beantworten, beugte sich der Bärtige vor und berührte seine Schulter.

Im ersten Moment tat es weh; furchtbar weh. Aber der Schmerz verging so schnell, wie er gekommen war, und als er den Blick senkte und auf

seine Schulter herabsah, erkannte er, daß die Wunde zu bluten aufgehört hatte. Mehr noch: Sie begann sich zu schließen.

»Aber das ist ...« Er blickte erschrocken zu dem Fremden auf, kam hastig auf die Füße und griff nach dem Schwert. »Wer bist du?« fragte er. »Ein Hexer? Oder der Teufel? Sprich, oder -«

»Oder?« fragte der Bärtige. Ein seltsamer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht; eine Mischung aus Trauer und Enttäuschung, aber auch noch etwas anderem, das er nicht zu definieren vermochte. Aber es verunsicherte ihn. Mehr noch: es machte ihm angst.

»Oder ich töte dich«, sagte er schließlich. Die Worte klangen nicht einmal in seinen eigenen Ohren überzeugend oder irgendwie einschüchternd. Sein Herz hämmerte.

Der Bärtige schüttelte nur den Kopf. Sein Blick glitt an Adams Arm herab und verharrte einen Moment auf der Hand, die auf dem Schwertgriff lag, aber er suchte vergeblich nach irgendeinem Anzeichen von Furcht oder auch Vorsicht darin.

»Töten«, sagte er leise. »Ist das denn alles, was du gelernt hast? Die Macht wurde dir nicht gegeben, um zu töten, Adam.«

»Woher kennst du meinen Namen?« fragte Adam. Plötzlich war er es, der einen Schritt vor dem anderen zurückwich, obwohl der Mann ein gutes Stück kleiner war als er, um sehr vieles älter und nicht einmal bewaffnet. »Wer bist du? Sprich endlich!«

»Du weißt, wer ich bin«, antwortete der andere. »Auch, wenn wir uns noch nie gesehen haben.« Plötzlich lachte er leise. »Und ich bin kein Hexer. Oder gar der Teufel, sondern ein ganz normaler Mensch. Nun ja ... sagen wir: fast.«

»Du lügst!« behauptete Adam. Er zog das Schwert nun doch aus der Scheide, aber die Bewegung wirkte nur hilflos. »Du mußt ein Hexenmeister sein oder ein Zauberer, der der schwarzen Magie mächtig ist. Kein Mensch auf Erden hätte meine Wunde heilen können.«

»Aber das war ich nicht«, behauptete der Bärtige.

»Wer dann?«

»Du selbst, Adam«, antwortete der andere. »Die Kraft, die du gespürt hast, war nicht die meine. Sie ist in dir. Sie war es schon immer, schon vom Tage deiner Geburt an. Ich habe dir nur gezeigt, wie man sie benutzt.«

»In ... mir?« fragte Adam zögernd. »Was soll das heißen? Das ist ... unmöglich.«

»Höre in dich hinein, und du wirst erkennen, daß ich die Wahrheit sage«, antwortete der Bärtige.

»Aber ... aber wie kann das sein?« stammelte Adam. Er stolperte einen weiteren Schritt zurück, ließ das Schwert sinken und sah sich aus aufgerissenen Augen um. Wohin er auch blickte, sah er Tote, brennende Wagen, erschlagene Pferde, verkohlten Stoff und verbranntes Holz. Die Schlacht hatte nicht lange gedauert, aber sie war mit erbarmungsloser Wut geführt worden, und plötzlich, erst jetzt, in diesem Moment, begriff er, daß tatsächlich er der einzige Überlebende des Gemetzels war. Die beiden verfeindeten Clans hatten sich gegenseitig ausgelöscht.

»Großer Gott«, flüsterte er. Seine Hand öffnete sich, und das Schwert klirrte zu Boden. Er hörte es nicht einmal. Langsam wandte er sich wieder um und blickte zu dem großen Kreuz hinauf.

»Der wird dir jetzt nicht helfen, mein Freund«, sagte der Bärtige leise. Seine Stimme war jetzt sanft, voll ehrlichem Mitgefühl und tiefer Trauer.

»Mit dem, was hier geschehen ist, mußt du ganz alleine leben.«

»Aber es war -«

»Falsch?« fragte der Grauhaarige, als Adam nicht weitersprach.

»Vielleicht. Vielleicht war es aber auch notwendig. Die Menschheit ist jung, und es scheint wohl ihr Schicksal zu sein, nur aus Fehlern zu lernen.«

»Aber es war falsch«, stöhnte Adam. »Ich ... ich habe sie umgebracht. Vollkommen grundlos!«

»Nicht du allein«, antwortete der Bärtige. »Und du hattest einen Grund.

Das, was man dich gelehrt hat, woran du geglaubt hast ... du konntest nicht anders handeln, vermute ich. Wenn es jemanden gibt, den die Schuld an dem hier trifft, dann bin ich es. Ich hätte früher kommen sollen.«

»Du?« fragte Adam verwirrt. »Aber wieso? Was hast du ...?«

»Ich kann dich vieles lehren«, sagte der Bärtige. »Die wichtigste Lektion hast du bereits gelernt, aber es gibt noch manches, was du nicht weißt. Wenn du es möchtest ...«

Die Worte klangen harmlos, aber Adam spürte, daß sie es nicht waren. Die Entscheidung, die dieser sonderbare Mann da von ihm verlangte, hatte viel weiterreichende Konsequenzen, als er in diesem Moment auch nur ahnte. Und sie würde sein Leben grundsätzlicher und tiefer verändern als alles andere zuvor.

Verwirrt blickte er auf seine Schulter herab. Die Wunde hatte sich nicht nur geschlossen, sie war spurlos verschwunden. Sein Wams und das zerrissene Kettenhemd schimmerten rot, die Farbe seines eigenen Blutes, aber auf seiner Haut war nicht einmal eine Narbe zurückgeblieben.

»In ... mir?« fragte er fassungslos.

Der Bärtige nickte. »Ja. Aber du bekommst diese Macht nicht geschenkt. Der Preis dafür ist hoch. Ich weiß nicht, ob du bereit bist, ihn zu zahlen ...«

»Ich glaube, die Antwort auf diese Frage hast du jetzt gefunden«, sagte Godbold. Die Vision verblaßte, und er fand sich wieder in seinem Krankenbett, noch immer so schwach und hilflos wie zuvor, aber endlich wieder er selbst, wenn auch noch immer nicht ganz.

»Könnte mir jemand erklären, was hier vorgeht?« fragte Matthias.
»Godbold, was tun Sie?«

»Das, weshalb ich gekommen bin«, antwortete Godbold. »Weshalb Sie mich gerufen haben. Er braucht meine Hilfe, wenigstens im Moment noch.«

»Eine schöne Hilfe!« protestierte Matthias. »Schauen Sie sich die In-

strumente an! Er ist schlimmer dran als zuvor! Sie sollten jetzt besser gehen!«

»Gleich«, antwortete Godbold. Zu Adam gewandt, fuhr er fort: »Nun weißt du genug, mein Freund. Es ist nicht gut, sich an zu viel auf einmal zu erinnern, glaube mir. Und jetzt ist es Zeit. Zeit, dich zu erheben und denen beizustehen, die dich wieder brauchen.« Seine Stimme wurde leiser, zugleich aber auch eindringlicher. »Zeit, dich selbst und die Welt zu heilen, Adam.«

Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte zum siebten oder achten Mal hintereinander, doch Bauer machte keine Anstalten, nach dem Hörer zu greifen. Er war dem Apparat viel näher, und außerdem war er nicht in das Studium einer Akte vertieft, wie Menzel, sondern blätterte sichtlich gelangweilt in einem Stapel großformatiger Schwarz-Weiß Fotos, die den Tatort und seine unmittelbare Umgebung zeigten - und die sie so ganz nebenbei schon mindestens hundertmal angesehen hatten, ohne darauf irgend etwas Neues zu entdecken. »Der Mörder muß mit einem Pferd gekommen sein«, sagte er. Das Telefon schrillte zustimmend, und Menzel hob langsam den Blick von ihrer Akte, sah erst den Apparat und dann Bauer an und fragte schließlich:

»Und was ist daran so sensationell? In dieser Gegend ist ein Pferd das einzige Transportmittel, das Sinn macht.«

Das Telefon klingelte. Menzel streckte die Hand danach aus, sah das triumphierende Glitzern in Bauers Augenwinkeln und zog den Arm rasch wieder zurück.

»Ich habe alle Reitställe in dieser Gegend abgeklappert«, antwortete Bauer. Er wartete das nächste Klingeln ab, ließ dann noch eine Sekunde verstreichen und bequemte sich endlich, den Hörer abzunehmen. Allerdings meldete er sich nicht sofort, sondern führte seinen angefangenen Gedanken erst zu Ende: »Niemand hat an diesem Tag ein Pferd ausgeliehen. Und keiner der Besitzer, die ihre Tiere dort untergestellt haben,

ist in der fraglichen Zeit ausgeritten.«

»Und?« fragte Menzel.

Bauer hob den Hörer ans Ohr und meldete sich: »Bauer? ... Ja. Sicher, aber wir haben viel zu tun ... einen Moment.«

Während er Menzel den Telefonhörer mit einem schon fast unverschämten Grinsen über den Tisch reichte, sagte er: »Also muß das Tier jemandem gehören, der in der Gegend wohnt. Die Auswahl dürfte nicht allzu groß sein. Zu schade, daß niemand daran gedacht hat, Abdrücke von den Hufspuren zu machen.«

»Möglicherweise kann man das ja noch nachholen«, sagte Menzel versonnen. »Es hat in den letzten Tagen dort oben nicht geschneit, soweit ich weiß ... Sie brauchen morgen früh erst gar nicht ins Büro zu kommen, sondern können gleich hinfahren. Den Papierkram erledige ich schon für Sie.«

Bauer riß die Augen auf. »Aber -!«

»Das macht mir wirklich nichts aus«, sagte Menzel, während sie den Telefonhörer ans Ohr nahm. »Hallo? Menzel hier.«

Sie lauschte eine Sekunde. Und eine weitere Sekunde später verlor ihr Gesicht alle Farbe. »Er ist ... was?« flüsterte sie.

Bauer, der schon auf halbem Wege zur Tür war, blieb mitten im Schritt stehen und sah seine Vorgesetzte verwirrt, aber zugleich auch ein bißchen alarmiert an. Daß sie sich im Grunde seit dem ersten Tag ihrer Zusammenarbeit gegenseitig das Leben möglichst schwermachten, änderte nichts daran, daß sie trotzdem ein eingespieltes Team waren; und wenn es wirklich darauf ankam, auch wie ein solches funktionierten. Den panischen Unterton in Menzels Stimme kannte Bauer gut genug, um zu wissen, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Ganz und gar nicht in Ordnung.

»Was ist passiert?« fragte er.

Menzel winkte ab. Sie lauschte konzentriert, stand aber gleichzeitig schon auf und nahm mit der Linken ihre Tasche vom Schreibtisch. Noch

ehe sie diesen Handgriff ganz zu Ende geführt hatte, war Bauer bereits zum Garderobenständer gegangen und hatte ihren Mantel vom Haken genommen.

Nicht einmal ganze zehn Minuten später - und nachdem sie die Strecke zum Krankenhaus in einem Tempo zurückgelegt hatten, für die sie normalerweise gut und gerne die dreifache Zeit gebraucht hätten - stellte Menzel die gleiche Frage noch einmal; und im gleichen, sowohl ungläubigen wie auch fast entsetztem Ton:

»Er ist was?«

»Geheilt«, antwortete der Arzt. Es war der gleiche Chirurg, mit dem sie vor zwei Tagen gesprochen hatte, und er sah sie auch jetzt wieder auf die gleiche, verstörte und ein wenig verbitterte Art an.

»Er ist geheilt«, sagte er noch einmal. Der Ton, in dem er es sagte, hätte allerdings eher zu einer Todesnachricht gepaßt.

»Natürlich«, antwortete Menzel. Sie tauschte einen Blick mit Bauer, aber ihr Assistent sah ebenso hilflos - und ungläubig - aus, wie sie sich fühlte. Nach einigen Sekunden, in denen sie vergeblich darauf gewartet hatte, daß der Arzt von sich aus weitersprach, fuhr sie in einem Tonfall, der leicht spöttisch klingen sollte, es aber ganz eindeutig nicht tat, fort:

»Sie meinen, dieser Mann, der vor achtundvierzig Stunden noch klinisch tot war und eine Wunde in der Brust hat, die groß genug ist, um meine Handtasche darin unterzubringen, ist einfach aufgestanden und weggegangen. Aus eigener Kraft. Und ohne daß Sie ihn daran hätten hindern können.«

Der Chirurg betrachtete einen Moment lang Menzels Handtasche, als überlege er ernsthaft, ob ihr Vergleich zutreffend war, dann schüttelte er den Kopf. »Sie haben mich falsch verstanden, glaube ich«, begann er, aber Menzel unterbrach ihn sofort:

»Nein, ich glaube, Sie haben mich falsch verstanden, Herr Doktor«, sagte sie. »Ich möchte keine Ausreden hören. Ich möchte einfach nur wissen, wie ein Mann in diesem Zustand so einfach hier herausspazie-

ren kann. Wer hat ihm geholfen? Matthias?«

»Sie verstehen wirklich nicht«, sagte der Arzt kopfschüttelnd. Er sah noch immer zutiefst verwirrt aus. Nein - Menzel korrigierte sich in Gedanken. Nicht verwirrt. Erschüttert. »Aber wie könnten Sie auch. Ich ... verstehe es ja selbst nicht. Niemand hat ihn hier herausgebracht. Er ist auch nicht herausgetaumelt oder so etwas. Der Mann war geheilt. Vollkommen.«

»Das ist unmöglich«, behauptete Bauer. »Seine Verletzung -«

»- ist verheilt«, unterbrach ihn der Arzt. »Ich habe es gesehen. Und eine ganze Reihe anderer auch.« Er wandte sich nun wieder direkt an Menzel. »Die Stationsschwester hat mich alarmiert, wissen Sie. Als ich dazu kam, war er gerade dabei, sein Hemd anzuziehen. Auf seiner Brust ist nicht einmal mehr eine Narbe zu sehen.«

»Und Sie haben ihn einfach so gehen lassen?« Menzel klang wütend, aber der Zorn in ihrer Stimme war nicht echt. Sie fühlte sich ebenso verwirrt und erschüttert wie der Arzt, der vor ihr stand, und eigentlich, ohne daß sie einen konkreten Grund dafür angeben konnte, hatte sie plötzlich Angst.

»Warum nicht?« erwiderte der Arzt. »Ich kann niemanden gegen seinen Willen hier festhalten, Frau Kommissarin. Das hier ist ein Krankenhaus. Natürlich habe ich ihn gebeten zu bleiben, aber er hat es abgelehnt.«

»Sie hätten uns anrufen können«, sagte Bauer vorwurfsvoll.

»Das habe ich.«

Bauer fuhr auf. »Aber nicht -«

»Bauer!« Menzel hob rasch die Hand, und ihr Kollege verstummte auf der Stelle. Sie hatte immer noch Angst, und plötzlich mußte sie wieder an die Szene vor zwei Tagen denken. Sie hatte im OP gestanden und den Toten angesehen, und ...

Ja - da hatte sie sich erfolgreich geweigert, das Gefühl tatsächlich als wahr zu akzeptieren. Aber sie hatte etwas gespürt. Etwas Fremdes und ungeheuer Mächtiges, das unsichtbar im Raum gewesen war. Und sie

spürte es jetzt wieder. Es war nicht mehr hier, aber seine Anwesenheit schien Spuren hinterlassen zu haben.

»Wie erklären Sie sich das medizinisch?« fragte sie, um einen jetzt sachlicheren, kühlen Ton bemüht.

»Überhaupt nicht«, antwortete der Arzt.

»Das ist keine sehr wissenschaftliche Einstellung«, sagte Bauer.

Mit Wissenschaft hat das hier auch nicht im geringsten zu tun, du Narr, dachte Menzel. Sie sprach diesen Gedanken allerdings nicht laut aus; vielleicht aus Furcht, Bauer könnte sie im Gegenzug fragen, womit es denn zu tun hatte, ihrer Meinung nach.

»Ich weigere mich, darüber nachzudenken«, antwortete der Chirurg.

»Ich weiß die Antwort nicht, und ... und ich will sie auch nicht wissen. Was hier passiert ist, spricht gegen all meine Überzeugungen.« Er zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich kann es medizinisch nicht erklären.«

»Und welche Erklärung gibt es dann?« fragte Menzel.

»Keine.« Diesmal klang die Stimme des Mannes sehr fest. Und sehr überzeugt. »Die Heilung des Mannes war meines Erachtens völlig unmöglich. Eigentlich müßte ich an meinem Verstand zweifeln.«

»Ich hoffe, daß wir keinen Grund finden, an Ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln, Herr Doktor«, sagte Bauer betont. »Wie war doch gleich der Name der Schwester, die Sie alarmiert hat?«

»Bauer, halten Sie den Mund«, sagte Menzel müde. Sie versuchte, entschuldigend zu lächeln, spürte aber selbst, daß es eher zur Grimasse geriet.

»Bitte entschuldigen Sie meinen Kollegen, Herr Doktor«, sagte sie. »Er ist manchmal ... ein wenig übereifrig.«

»Das macht nichts«, antwortete der Arzt. Er schien weder gekränkt oder gar verärgert - vielleicht, weil er sich in einem ähnlichen Zustand befand wie auch Menzel. Alles erschien ihr unreal, so bizar, als wäre sie in einem Alptraum gefangen, der sich nur um eine Winzigkeit von der Realität unterschied; kaum mehr als eine Nuance, aber doch genug, um

dem Irrsinn Eintritt in das zu gewähren, was sie vor zwei Tagen noch für die wirkliche Welt gehalten hatte.

»Vielleicht ist das das einzige, was wir in diesem Moment noch tun können«, fuhr der Arzt fort.

»Was?«

»Vortäuschen, daß unser Glaube in ein rational erkläbares Universum ungebrochen ist«, antwortete der Arzt.

Das Restaurant gehörte selbst in diesem Stadtviertel eindeutig in die gehobene Klasse, sowohl was die Zusammensetzung seiner Gäste als auch was die Preise auf der Speisekarte anging. An den kleinen, mit blütenweißem Damast gedeckten Tischen saßen zumeist ältere Paare in zumeist maßgeschneiderten Anzügen und Abendkleidern, die sich mit gesenkten Stimmen unterhielten und nur dann und wann eine Hand oder auch nur einen Blick heben mußten, um einen der unermüdlichen Kellner herbeizuwinken, die es hier gleich in ganzen Heerscharen gab und die trotzdem irgendwie das Kunststück fertigbrachten, beinahe unsichtbar zu bleiben, solange man sie nicht brauchte. Das Licht der dezent angebrachten, indirekten Beleuchtung spiegelte sich auf kostbarem Tafelsilber und Kristall, und in der Luft lagen die Klänge eines Walzers von Johann Strauß; gerade laut genug, um nicht bei einer Unterhaltung zu stören, aber auch nicht leise genug, um unterzugehen. Alles hier war sehr dezent, sehr vornehm und sehr teuer.

Es gab nur eine einzige Ausnahme: einen Mann mit gedrungener Gestalt, Stoppelhaarschnitt und einer abgetragenen schwarzen Bergarbeiterjacke, den man in einem Etablissement wie diesem normalerweise höchstens im Heizungskeller anzutreffen erwartet hätte; und vermutlich nicht einmal das. Er fiel nicht nur durch seine äußere Erscheinung auf. Im Gegensatz zum Personal und auch den anderen Gästen bemühte er sich nicht im geringsten, dezent oder gar vornehm zu sein, sondern sprach laut und heftig gestikulierend, und sein herhaftes, polterndes

Lachen hatte ihm mittlerweile nicht nur die Aufmerksamkeit sämtlicher Tischnachbarn, sondern auch die sichtliche Mißbilligung des Personals eingetragen. Gerade in diesem Moment leerte er sein Weinglas, hob es deutlich sichtbar hoch über den Kopf und rief in einer Lautstärke, die einem irischen Pub weitaus angemessener gewesen wäre als diesem Lokal: »Ober! Noch ein Glas von diesem herrlichen Gesöff!«

Die vier anderen Gäste, die mit ihm am Tisch saßen, reagierten auf höchst unterschiedliche Weise. Matthias sah beinahe ebenso entsetzt aus wie der Oberkellner, der wie aus dem Boden gewachsen hinter Godbold erschien und offenbar nur noch mit Mühe seine Fassung bewahrte. Die beiden jungen Leute, die auf der anderen Seite des Tisches saßen und abwechselnd Godbold und sich selbst verwirzte Blicke zuwarfen, schienen nicht so recht zu wissen, was sie von der ganzen Situation zu halten hatten - und diese Verwirrung betraf ganz eindeutig nicht nur Godbolds Benehmen, während Adams Gesicht vollkommen unbewegt blieb. Aber in seinen Augen war ein verräterisches Glitzern.

»Bitte verzeihen Sie, mein Herr«, begann der Oberkellner. »Aber das ist ein -«

»Ein ganz wunderbares Gesöff«, unterbrach ihn Godbold - noch lauter als bisher. Einige Leute an den Nebentischen sahen auf und warfen ihm mißbilligende Blicke zu, aber der eine oder andere grinste auch ganz unverhohlen. »Deshalb möchte ich ja auch noch ein Glas. Ist das möglich? Oder halt - bringen Sie gleich eine ganze Flasche. Oder besser zwei.«

»Godbold, bitte.« Adam schüttelte tadelnd den Kopf und wandte sich dann an den Oberkellner. »Verzeihen Sie meinem Freund. Er ist fremd in der Stadt.« Er blinzelte dem Mann, der aussah, als würde er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen, vielsagend zu. »Ausländer, wenn Sie verstehen.«

»Sehr wohl, der Herr.« Der Oberkellner machte eine für Uneingeweihte fast unsichtbare Handbewegung, und ebenso plötzlich wie er selbst zu-

vor erschien ein weiterer Kellner am Tisch, der Godbolds Glas nachfüllte und mit steinernem Gesicht wieder zurücktreten wollte. Godbold ergriff ihn blitzschnell am Arm und hielt ihn fest, während er sein Weinglas mit einem einzigen Zug leerte.

»Ist in der Rasche noch was drin?« Er strahlte über das ganze rundliche Gesicht und wandte sich mit verklärtem Blick an Adam. »Wirklich, ein ganz hervorragender Tropfen. Du hast vielleicht eine Menge vergessen, aber von Wein verstehst du anscheinend immer noch etwas. Das Zeug ist fast so gut wie das Faß, das wir damals hatten, nachdem wir diese gotischen Plünderer ins Meer geprügelt haben.«

Adam machte eine knappe Handbewegung in Richtung des Oberkellners, der sich offenbar entschlossen hatte, doch nicht zu kollabieren, sondern endlich etwas gegen Godbold zu unternehmen, und so etwas wie ein kleines Wunder geschah. Statt den unerwünschten Gast - mit Sicherheit dezent, aber mit ebensolcher Sicherheit auch sehr nachdrücklich - aus den heiligen Hallen des Restaurants zu entfernen, deutete der Mann nur ein Kopfnicken an, entfernte sich rückwärts gehend vom Tisch und war eine Sekunde später wieder ebenso spurlos verschwunden, wie er aufgetaucht war.

»Übertreib es bitte nicht, Godbold«, sagte Adam kopfschüttelnd. Er gab sich keine Mühe mehr, das amüsierte Lächeln in seinen Augen zu verhehlen, fuhr aber trotzdem fort: »Wir haben schon genug Aufsehen erregt. Belassen wir es dabei.«

»Früher hattest du mehr Humor.« Godbold nippte an seinem Glas. Plötzlich trank er nicht mehr wie ein Bergarbeiter, sondern ganz so, als wäre es für ihn das Selbstverständliche der Welt, in Restaurants wie diesen zu speisen.

Was man von dem jungen Paar, das zwischen ihm und Matthias saß, nicht unbedingt behaupten konnte. Man sah ihnen deutlich an, daß sie sich nicht wohl in ihrer Haut fühlten. Adam war mittlerweile nicht mehr sicher, ob es nicht ein Fehler gewesen war, die beiden ins vornehmste

Restaurant der Stadt zu führen. Sie benahmen sich zwar eindeutig besser als Godbold, was aber nichts daran änderte, daß ihnen ihre Umgebung mehr Unbehagen als Freude bereitete. Es war nicht das erste Mal, daß er so etwas erlebte, manchmal sogar am eigenen Leib. Seine Erinnerungen an sein früheres Leben waren noch immer sehr lückenhaft, doch auch er schien wohl eher zu den Menschen zu gehören, die Behaglichkeit schierem Luxus vorzogen. Matthias hatte ihn sehr sonderbar angesehen, als er ihn anwies, die beiden aus dem Hotel abzuholen und einen Tisch im besten Restaurant am Platze zu reservieren.

Adam griff nach seinem Glas, prostete den beiden zu und trank einen winzigen Schluck. Godbold hatte recht - der Wein schmeckte tatsächlich wie der, den sie damals nach der Schlacht gegen die gotischen Seeräuber getrunken hatten.

Die junge Frau auf der anderen Seite des Tisches trank ebenfalls, während Anton seinen Gastgeber nur weiter mit der gleichen Mischung aus Fassungslosigkeit und Staunen ansah, wie er es insgeheim die ganze Zeit über getan hatte. Adam konnte es ihm nicht einmal übelnehmen.

»Nun sagen Sie schon, was Sie denken«, sagte er.

Anton blinzelte. »Wie bitte?«

Adam lächelte. »Ich sehe Ihnen an, daß Ihnen eine ganz bestimmte Frage auf der Zunge liegt. Sprechen Sie sie aus.«

Der junge Mann zögerte. Er tauschte einen langen, verstörten Blick mit seiner Verlobten, und er antwortete auch dann noch nicht sofort, sondern erst nach einem weiteren, sekundenlangen Zögern. »Sie sehen so ...«

»... lebendig aus?« schlug Adam vor. Matthias' Stirnrunzeln vertiefte sich noch, während Anton nur hilflos mit den Schultern zuckte.

»Nicht nur lebendig«, sagte Karin. »Gesund.«

»Nun, so fühle ich mich auch«, antwortete Adam. »Gesund wie schon seit langem nicht mehr. Und das habe ich einzig und allein Ihnen beiden zu verdanken.«

»Uns? Wieso?«

»Wären Sie nicht gewesen, dann wäre ich jetzt tot«, antwortete Adam. Er stellte sein Glas ab und machte eine Geste mit beiden Händen.

»Deshalb habe ich mir auch erlaubt, Sie zu diesem kleinen Abendessen einzuladen. Das ist das Allermindeste, was ich Ihnen schuldig bin.«

»Wir haben doch überhaupt nichts getan«, protestierte Karin. »Wenn Sie sich bei jemandem bedanken müssen, dann allerhöchstens bei Ihrem Pferd. Wäre es uns nicht entgegengekommen, hätten wir Sie niemals gefunden.«

Adam machte ein nachdenkliches Gesicht. »Das stimmt«, sagte er langsam. »Vielleicht sollten wir es herholen ... Aber ich fürchte, dann trifft den armen Oberkellner endgültig der Schlag.«

Sie lachten, und dieses Lachen brach endgültig den Bann - auch, wenn es ihnen einen weiteren strafenden Blick des Personals einbrachte.

»Aber jetzt einmal ernsthaft«, sagte Karin nach einer Weile. »Wie um alles in der Welt ist das möglich? Vor drei Tagen waren Sie so gut wie tot, und jetzt sitzen Sie hier mit uns am Tisch und sehen aus wie das blühende Leben. Ich würde es nicht glauben, wenn Sie nicht vor mir sitzen würden.«

»Ich hatte Glück«, antwortete Adam. »Unglaubliches Glück. Die Verletzung war sehr schwer, aber trotzdem nur eine Fleischwunde. Kein einziges Organ wurde beschädigt, und dank Ihrer schnellen Hilfe hat sich wohl auch der Blutverlust in Grenzen gehalten.« Er fragte sich, was der Arzt, dessen fassungsloses Gesicht er immer noch vor sich sah, wohl von dieser Antwort gehalten hätte. Vermutlich ebensoviel wie diese beiden jungen Leute. Zu behaupten, daß sie ihn zweifelnd ansahen, war eine glatte Untertreibung.

»Außerdem habe ich mich mein Leben lang in Form gehalten«, fügte er hinzu. »Ich rauche nicht, trinke wenig Alkohol und treibe viel Sport. Manchmal zahlt es sich eben doch aus, einen vernünftigen Lebenswandel zu führen.«

»Die Wunder der modernen Medizin nicht zu vergessen«, fügte Godbold hinzu. »Ich dachte immer, wir in Großbritannien hätten die besten Ärzte der Welt ... aber einige davon müssen wohl hierher ausgewandert sein.«

Adam lachte und hob erneut sein Glas. »Auf die moderne Medizin.«

»Auf ein Wunder«, verbesserte ihn Karin. »Auch wenn ich bisher nicht daran geglaubt habe - aber es muß wohl eines sein.«

»Und das verdanke ich euch«, sagte Adam. »Ich kann es gar nicht oft genug sagen. Ich hoffe, die Presse hat mittlerweile aufgehört, Sie zu belästigen?«

»Ja«, sagte Karin, und ihr Verlobter sagte im gleichen Moment: »Nein.« Adam lächelte. »Das dachte ich mir«, sagte er. »Ich wette, Sie waren in den letzten drei Tagen keine zehn Minuten allein.«

»Ich wäre schon für zehn Sekunden dankbar gewesen«, antwortete Anton. »Sie belagern selbst unser Hotelzimmer. Mister Godbold hier mußte uns fast gewaltsam einen Weg zum Taxi bahnen, damit wir überhaupt aus dem Hotel heraus konnten.«

»Fast?« fragte Godbold.

Adam warf ihm einen fragenden Blick zu, den Godbold mit einem breiten Grinsen beantwortete, und Adam zog es vor, keine weitere Frage zu diesem Thema zu stellen. Es gab Dinge, die man besser nicht wußte.

»Das bedauere ich sehr«, sagte er. »Aber ich habe mir schon so etwas gedacht. Wie lange dauert Ihr Urlaub noch?«

Anton wirkte ein bißchen überrascht, aber Karin antwortete. »Den Rest dieser Woche und die komplette nächste«, sagte sie. »Vielleicht beruhigen sich die Journalisten ja bald wieder.«

»Kaum«, sagte Adam. »Aus diesem Grunde habe ich Herrn Matthias auch angewiesen, ein neues Quartier für Sie beide zu besorgen. Es ist doch alles vorbereitet, oder?«

»Selbstverständlich.« Matthias machte ein leicht beleidigtes Gesicht, zog aber gleichzeitig einen flachen Briefumschlag aus der Innentasche,

den er zusammen mit einem Schlüsselbund auf den Tisch legte.

»Ein ... neues Hotelzimmer?« fragte Anton zögernd. Sein Blick wanderte zwischen dem Schlüsselbund und Adam hin und her. Er wußte offenbar nicht, was er von der Situation halten sollte.

»Der Herr Direktor hat mich angewiesen, ein Ferienhaus in bester Lage für Sie und Ihre Verlobte anzumieten«, sagte Matthias förmlich.

»Selbstverständlich unter falschem Namen, um die Reporter in die Irre zu führen. Es ist alles geregelt. Hier sind die Schlüssel und der Mietvertrag für die nächsten beiden Wochen.«

»Und so lange Sie darüber hinaus wollen«, fügte Adam hinzu.

»Aber das können wir nicht annehmen!« sagte Karin. »Das ist doch -«

»Das Allermindeste«, unterbrach Adam sie. »Ich bestehe darauf.« Er legte eine genau berechnete Pause ein, in der er sich ganz unverhohlen an der ungläubigen Freude auf Karins Gesicht und der ebenso großen Verblüffung auf dem ihres Verlobten weidete, dann fuhr er fort:

»Außerdem ist es nicht ganz umsonst. Ich ... hätte noch eine Bitte an Sie.«

»Eine Bitte?« Karin sah ihn offen an, aber in Antons Augen war plötzlich eine Spur von Mißtrauen. Adam vermutete, daß der Junge – wahrscheinlich beide – im Grunde Angst vor ihm hatte. Er konnte es ihnen nicht verdenken – er zumindest hätte Angst vor einem Mann gehabt, den er vor drei Tagen mit einem Speer an einen Baum genagelt im Wald gefunden hätte und der nun gutgelaunt und sichtbar bester Gesundheit vor ihm saß.

»Es ist nur eine Kleinigkeit«, versicherte er hastig. »Aber Sie könnten mir noch einmal helfen.«

»Und wie?« fragte Anton.

»Sie könnten vielleicht meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen«, antwortete Adam. »Ich muß wissen, was an diesem Morgen passiert ist.«

»Wir haben der Polizei bereits alles erzählt«, sagte Karin.

»Mehr als einmal«, fügte Anton hinzu. »Nicht, daß ich Ihnen nicht helfen will, aber ich fürchte ...« Er hob die Schultern. »Sie erinnern sich an gar nichts?«

»Ich bin froh, daß ich meinen Namen weiß«, gestand Adam. »Das war gestern noch nicht so. Die Ärzte sagen, es läge am Schock, und mein Gedächtnis würde früher oder später von selbst zurückkommen. Aber ich fürchte, so lange kann ich nicht warten.«

»Sie haben Angst, daß der Mörder es noch einmal versucht«, vermutete Karin.

Adam antwortete nicht. Er wußte die Antwort nicht. Seltsamerweise hatte er überhaupt keine Angst - ja, er hatte sogar das Gefühl, im Grunde ganz genau zu wissen, wer ihm das angetan hatte, und auch, warum. Aber dieses Wissen war wie ein glitschiger Fisch, den er durch die Oberfläche eines kristallklaren Flusses betrachtete: immer, wenn er danach greifen wollte, entglitt ihm die Beute, und er mußte feststellen, daß er sich plötzlich wieder an einem anderen Ort befand.

»Wir haben niemanden gesehen«, sagte Anton. »Wir hätten es der Polizei gesagt, wenn es so wäre.«

»Vielleicht habt ihr etwas gesehen, ohne es zu wissen«, mischte sich Godbold ein. »So etwas kommt oft vor.«

»Selbst wenn - wie könnten wir es Ihnen erzählen, wenn wir es nicht wissen?« fragte Anton.

»Ich könnte eure Erinnerung ein wenig auffrischen«, schlug Godbold vor.

Anton wurde blaß. »Wie?!«

»Nein, nicht so!« Adam lachte verhalten, warf Godbold aber zugleich auch einen raschen, mahnenden Blick zu. Manchmal übertrieb Godbold ganz eindeutig.

»Nun, mit Hypnose.«

»Hypnose?« Weder der junge Deutsche noch seine Verlobte sahen so aus, als hätte sie diese Antwort beruhigt. Ganz im Gegenteil.

»Keine Sorge«, sagte Adam rasch. »Es klingt aufregender, als es ist. Und es kann gar nichts passieren. Unser guter Godbold hier ist ein wahrer Meister seines Fachs; auch wenn man es ihm vielleicht nicht zutraut.«

»Das bezweifle ich nicht«, sagte Anton nervös. »Es ist nur ... ich habe so etwas noch nie gemacht. Ich weiß auch gar nicht, ob ich es kann, und ...«

»Da gibt es nichts zu können«, sagte Godbold. Er beugte sich vor und sah Anton aufmerksam an. »Ich erkläre es Ihnen gerne.«

Anton fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen. Wahrscheinlich, ohne daß er es selbst merkte, berührte seine Hand die seiner Verlobten und schloß sich darum. »Ich weiß nicht, ob -«

»Sie müssen nicht, wenn Sie es nicht wollen«, unterbrach ihn Godbold. Seine Stimme war jetzt sehr viel leiser, und sie klang irgendwie ... wärmer als bisher, fast voller, als wäre eine neue Nuance hinzugekommen.

»Ich erkläre Ihnen einfach, wie es geht, und Sie überlegen sich bis morgen, ob Sie den Versuch machen wollen oder nicht. Es ist wirklich nicht viel dabei. Sie müssen eigentlich gar nichts tun. Konzentrieren Sie sich einfach auf den Tag, an dem es passiert ist. Sie und Karin hatten sich die Pferde ausgeliehen, um ins Gebirge zu reiten, nicht wahr?«

Anton nickte. Er wirkte noch immer nervös, aber die Angst war aus seinen Augen verschwunden, und mit jedem Wort, das Godbolds plötzlich samtweiche, an- und abschwellende Stimme sagte, entspannte er sich mehr.

»Sie sind in die Berge hinaufgeritten. Ihr erster gemeinsamer Ausritt, seit Sie nach Österreich gekommen sind.«

Adam betrachtete das, was sich da vor seinen Augen abspielte, mit einer Mischung aus Staunen und fast wissenschaftlichem Interesse. Seine Behauptung, daß Godbold wisse, was er tat, war reines Wunschdenken gewesen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was Godbold da wirklich tat - aber er war ziemlich sicher, daß es nicht viel mit Hypnose im her-

kömmlichen Sinne zu tun hatte. Es ging zu schnell, zu leicht, und es war etwas, das viel tiefer reichte als das, was man auf Jahrmärkten oder auch in der Praxis eines Heilpraktikers unter dem Begriff Hypnose verstehen mochte. Und offensichtlich wirkte es nicht nur auf Anton. Auch das Gesicht seiner Verlobten wirkte plötzlich schlaff, und ihr Blick erlosch mehr und mehr.

Was er sah, gefiel ihm nicht. Er hatte Godbold versprochen, die beiden um ihre Einwilligung zu bitten, sie hypnotisieren zu dürfen, nicht, es einfach zu tun. Niemand hatte das Recht, unaufgefordert in den Gedanken eines anderen herumzukramen.

»Godbold«, sagte er. »Was -«

»Adam, bitte!« Godbold hob die linke Hand und brachte ihn mit einer fast befehlenden Geste zum Verstummen. »Es muß sein. Jetzt. Sie werden sich nicht einmal daran erinnern.«

»Das dürfen wir nicht«, widersprach Adam. »Wir warten bis morgen, und wenn sie einverstanden sind -«

»Wir haben vielleicht nicht mehr genug Zeit, um auf ihr Einverständnis zu warten«, unterbrach ihn Godbold. Sein Blick blieb unverwandt auf Antons Gesicht gerichtet, und Adam konnte regelrecht sehen, wie die Trance des jungen Mannes von Sekunde zu Sekunde tiefer wurde. »Du begreifst anscheinend immer noch nicht, was hier geschieht. Nicht nur du allein bist in Gefahr. Die beiden hier möglicherweise auch.«

Das war Adam nicht neu. Er hatte Matthias keineswegs nur deshalb damit beauftragt, das junge Paar an einen sicheren Ort zu bringen, damit es vor den Reportern in Sicherheit war.

»Trotzdem -«, begann er noch einmal.

»Der Ausritt«, fuhr Godbold unbeirrt fort. »Sie waren gerade losgeritten. Am Anfang noch sehr vorsichtig, weil Sie die Pferde nicht kannten und auch lange nicht mehr im Sattel gesessen hatten ...«

Godbolds Stimme wurde leiser, einschmeichelnder und gleichzeitig flacher, als ob die Worte nach und nach ihre Bedeutung verlören und es

nur noch ihr Klang wäre, der zählte, und Adam begriff mit einer sonderbaren Mischung aus Verwunderung und einer ganz leisen Spur von Ärger, daß sich Godbolds unheimlicher Einfluß nun auch auf ihn auswirkte. Er sah und hörte noch immer alles, was rings um ihn herum vorging, und er war sich auch durchaus der Tatsache bewußt, daß Godbold den einfachsten Weg gewählt hatte, mit seinem Widerspruch umzugehen, doch er war nicht in der Lage, irgend etwas dagegen zu tun. Und während Godbolds gemurmelte Worte den jungen Mann weiter und weiter in die Vergangenheit zurückgeleiteten, war es wieder, als erlebe er eine Vision, mit offenen Augen und ohne zu schlafen diesmal, und trotzdem ebenso klar und plastisch wie in dem Moment, in dem er sich von seinem Körper gelöst hatte und dem Ungeheuer im Krankenhaus begegnete. Er sah, was Anton gesehen hatte: *Den Waldweg und das durchgehende Pferd mit dem blutigen Sattel, die Spuren im Schnee und die leblose Gestalt, die jemand wie einen übergroßen Schmetterling an einen Baum gespießt hatte.*

Und er sah ... den zweiten Reiter.

»Ja«, sagte Godbold. »Das ist es. Noch einmal zurück. Sie haben ihn gesehen. Erinnern Sie sich an sein Gesicht. Sie haben ihn angesehen. Nur eine Sekunde, aber Sie haben ihn gesehen.«

Aus dem Flackern irgendwo am Rande seines Gesichtsfeldes wurde ein Schemen, der zerfloß, sich neu bildete und wieder zerfloß, als Godbolds Magie die Erinnerung des Jungen immer und immer wieder zwang, den Bruchteil eines Augenblickes neu zu durchleben. Es war keine angenehme Erinnerung. Die Gestalt hatte Anton erschreckt, obwohl er sie nicht einmal bewußt zur Kenntnis genommen hatte. Etwas an ihr war so düster, so ... bedrohlich, daß sein Geist schon vor der bloßen Erinnerung zurückschrak wie eine Hand vor einer heißen Herdplatte.

Dann erkannte Adam seinen Fehler.

Was er spürte, waren nicht Antons Gefühle.

Er war es, der vor dem, was er in Antons Erinnerungen gefunden hatte,

voller Panik zurückwich.

Es war ein Mann auf einem Pferd; eine riesige, ganz in schwarzes Leder gekleidete Gestalt, die ruhig im Sattel saß und aus mitleidlosen, harten Augen zu dem sterbenden Mann am Baum hochsah. Und als spüre sie seine Anwesenheit, wandte sie plötzlich langsam den Kopf und sah ihn an, und Adam begriff, daß ...

Etwas klirrte. Ein heißer Schmerz schoß durch seine Hand, und Adam schrak mit einem halblauten Schrei aus seiner Trance hoch und starrte verblüfft auf den allmählich größer werdenden Fleck auf der Tischdecke vor sich und die mit Blut besudelten Glassplitter, die aus seiner geschlossenen Faust rieselten.

»Herr Direktor!« Erschrocken sprang Matthias von seinem Stuhl auf.

»Aber was ist denn ...«

»Nichts«, sagte Adam rasch. »Es ist nichts passiert.« Er öffnete vorsichtig die Faust. Noch mehr zerbrochenes Glas und einige wenige Blutstropfen fielen auf den Tisch, und Matthias' Gesicht verlor auch noch das letzte bißchen Farbe.

»Oh Gott!« flüsterte er. »Das ist ja schrecklich. Ich ... ich werde sofort einen Arzt rufen!«

»Seien Sie nicht albern«, erwiderte Adam grob. »Ich war ungeschickt, das ist alles.«

Etwas in der Stimme seines Chefs bewog Matthias tatsächlich, sich wieder auf seinen Stuhl sinken zu lassen. Er wirkte keineswegs beruhigt, widersprach aber nicht mehr.

Auch Godbold sah Adam alarmiert an, wenn auch auf eine vollkommen andere Art und Weise, als Matthias es getan hatte. Karin und ihr Verlobter indessen schienen von dem Zwischenfall gar nichts bemerkt zu haben. Sie befanden sich nicht mehr in Trance, machten aber ganz den Eindruck zweier Leute, die unversehens aus einem tiefen Schlaf erwacht waren und sich noch nicht richtig in der Wirklichkeit zuretfanden. Sie erinnern sich an nichts, dachte Adam. Genau, wie Godbold versprochen

hat. Gut.

Er zog rasch die Hand vom Tisch, griff mit der anderen nach einer Serviette und tupfte das Blut von seiner Handfläche. Der Schnitt war nicht sehr tief, und auch der brennende Schmerz ließ bereits nach.

»War es das, was du sehen wolltest?« fragte Godbold.

Adam schwieg.

»Sehen?« Matthias' Blick wanderte höchst irritiert zwischen Godbold und Adam hin und her. »Darf ich fragen, worüber die Herren reden?« Adam betrachtete nachdenklich seine Handfläche. Der Schnitt hörte auf zu bluten. Die Wunde schloß sich vor seinen Augen wie in einem rückwärts laufenden Film. Der Anblick hätte ihn erschrecken müssen, aber er tat es nicht. Und obwohl er es ganz eindeutig nicht war, kam er ihm vor wie etwas sehr Vertrautes und Selbstverständliches.

»Nein«, sagte er leise. »Das dürfen Sie nicht, Matthias.«

Was hätte er auch antworten sollen?

Der Mann, den er im Sattel des schwarzen Pferdes gesehen hatte, war er selbst gewesen.

4

Das Bitte-Anschnallen-Licht über den Sitzreihen brannte schon eine ganze Weile, und vor einigen Sekunden hatte sich mit einem hellen Glockenton auch die No-Smoking-Anzeige hinzugesellt. Die Maschine begann ihren Landeanflug auf Wien, und Zacharys Hand glitt ganz automatisch über den Verschluß des Gurtes, um dessen korrekten Sitz zu prüfen. Beatrice, die neben ihm Platz genommen hatte, hatte den Sicherheitsgurt während des ganzen, gut anderthalbstündigen Fluges von London hierher nicht gelöst; strenggenommen hatte sie sich während der gesamten Zeit nicht einmal bewegt, sondern saß wie erstarrt in dem breiten Erster-Klasse-Sitz und starnte mit steinernem Gesicht nach vorne. Ihre Haltung schien gelöst, aber ihre Finger lagen etwas zu fest auf den Lehnen, und jeder, der sie auch nur annähernd so gut kannte wie Zachary, hätte es für unmöglich gehalten, daß sie sich länger als fünf Minuten nicht bewegte - oder länger als eine Minute nichts sagte.

Wäre die Situation auch nur ein wenig anders gewesen, hätte sich Zachary eine spöttische Bemerkung oder zumindest ein schadenfrohes Lächeln sicherlich nicht verkniffen. Es kam selten vor, war aber doch nicht das erste Mal, daß Beatrice und er zusammen in einem Flugzeug saßen, aber er hatte sich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß sie Angst vor dem Fliegen hatte. Die Vorstellung war geradezu absurd, bedachte man, auf welch abenteuerliche - die meisten anderen Menschen hätten sie vermutlich haarsträubend genannt - andere Arten sie normalerweise zu reisen pflegte. Zachary vermutete, daß sie den Gedanken nicht ertrug, irgend jemandem ausgeliefert zu sein. Diese moderne Art des Reisens war sicher und zuverlässig, das wußte er; und sie war weit bequemer als alles andere, was er jemals in seinem langen ruhelosen Leben kennengelernt hatte, aber Beatrice hatte es niemals

ertragen, nicht Herr ihres eigenen Handelns gewesen zu sein. Wenn diesem Flugzeug etwas zustieß - und so unwahrscheinlich es war, es konnte geschehen -, dann würden ihr all ihre unheimlichen Kräfte und Fähigkeiten nichts mehr nutzen. Vielleicht, dachte er, würde das das Ende sein, das er ihr bereitete.

Irgendwann.

Als hätte sie seinen Gedanken gelesen - vielleicht hatte sie es; Zachary hatte niemals eine befriedigende Antwort auf die Frage gefunden, ob Beatrice in seinen Gedanken lesen konnte oder nicht -, drehte sie genau in diesem Moment den Kopf und sah ihn an. »Wie lange noch?«

»Ein paar Minuten.« Der Pilot hatte erst vor kurzem bekanntgegeben, daß sie nun zur Landung auf dem Flughafen Wien ansetzten, doch Beatrice schien das in ihrer Starre gar nicht mitbekommen zu haben.

»Irgendwann zahle ich es dir heim, mein Lieber«, sagte Beatrice.

»Was?«

»Du weißt genau, wie ich das Fliegen hasse.«

»In einem Flugzeug ...«

»In einer Maschine.« Beatrice warf einen Blick nach links aus dem Fenster, um gleich darauf den Kopf mit einem fast entsetzten Gesichtsausdruck wieder nach vorn zu drehen. Sie hatten die Wolkendecke durchstoßen und flogen bereits so niedrig, daß aus den ineinanderfließenden Farben unter ihnen bereits Felder, Wiesen, Straßen, Häuser, ja, sogar als winzige Farbtupfer erkennbar, Automobile geworden waren.

Der Anblick übte eine sonderbare Art von Faszination auf ihn aus, die er sich im ersten Moment gar nicht erklären konnte. Es war nicht einmal ein unbedingt angenehmes Gefühl; wenn es eine Erinnerung war, dann eine, die er nicht haben wollte, die sich aber nun mit Nachdruck zurückmeldete. Dann begriff er, was es war: Es lag am Licht, an den Farben, an der Stimmung dort draußen. Obwohl diese Landschaft so gar nichts mit seiner Heimat gemein hatte, erinnerte sie ihn in diesem Moment

doch an nichts so sehr wie an jenen Morgen vor mehr als tausend Jahren, an dem sein altes Leben geendet und das erste von so unendlich vielen anderen begonnen hatte.

Er war so siegessicher gewesen. Er hatte gewußt, daß er gewinnen würde. Die Chancen waren ungleich verteilt: Er war der Stärkere. Er war besser ausgebildet, und anders als sein Bruder hatte er keine Hemmungen zu töten. Das Wichtigste aber war: Er war der Bessere.

All dieses Gerede von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, all dieser Unsinn von der Bestimmung der Menschheit und dem Lohn für ein Leben voller Not und ohne die kleinste Freude waren doch nichts als Gewäsch; der einzige Trost, der denen blieb, die zu schwach oder zu feige waren, ihr Leben selbst zu meistern. Er wußte, wofür er kämpfte. Er hatte etwas zu gewinnen und alles zu verlieren. Er war gut ausgeruht in diesen Kampf gegangen und bestens trainiert, und er hatte dafür gesorgt, daß sein Gegner eine lange Zeit der Entbehrungen und mehrere Tage praktisch ohne Schlaf hinter sich hatte.

Trotzdem hatte er verloren.

Adam hatte ihn getötet. Nicht, daß es eine Rolle spielte. Sein sterblicher Körper war entbehrlich. Er konnte die Wunden, die ihm zugefügt wurden, aus eigener Kraft heilen, wenn sie nicht zu schwer waren, und auch wenn er verging, so wußte er doch, daß er neugeboren und stärker denn je wieder auferstehen würde. So war es immer gewesen, und so würde es immer sein.

Aber sein Bruder hatte etwas Unvorstellbares getan. Er hatte die Regeln gebrochen. Er hatte ihm das einzige genommen, was zwischen ihm und der wirklichen Unsterblichkeit stand, den einzigen Gegenstand, den er wirklich brauchte, um als endgültiger Sieger aus diesem Kampf hervorzugehen. Er hatte ...

»Bereitet dir das Fliegen etwa auch Angst, mein Lieber?«

Weniger Beatrices Worte als vielmehr der spöttische Ton in ihrer Stimme riß Zachary abrupt in die Wirklichkeit zurück. Er schrak hoch, sah

automatisch aus dem Fenster und stellte fest, daß sie sich der Landebahn in raschem Tempo näherten, und folgte erst dann Beatrices Blick. Seine Hände hatten sich so fest in die Sitzlehne gegraben, daß der widerstandsfähige Stoff zerrissen war und die Schaumstofffüllung wie gelbe Eingeweide hervorquollen. Hastig zog er die Hände zurück.

»Ich war ... in Gedanken«, sagte er.

Beatrices Lächeln wurde noch etwas spöttischer. »Laß mich raten. Du freust dich darauf, deinen geliebten Bruder wiederzusehen. Nach so langer Zeit ...«

Zachary verzichtete auf eine Antwort. Er mußte Beatrice nicht auch noch bestätigen, wie sehr ihn ihr Sarkasmus in diesem Moment traf. Nicht zum erstenmal fragte er sich, was eigentlich die Grundlage ihrer Beziehung war, die nun schon so lange andauerte. Liebe konnte es kaum sein. Vielleicht war es einfach die Tatsache, daß sie einander nach Belieben verletzen und wehtun konnten, ohne daß die Gefahr bestand, daß der andere irgendwann einmal daran zerbrach; körperlich oder seelisch. Am Anfang hatte es ihn einmal interessiert herauszufinden, wieviel ein Mensch aushaken konnte, was manchmal erstaunlich viel war. Aber viel, sehr viel oder wenig - am Ende war es doch immer das gleiche. Es lohnte nicht, einen Menschen kennenzulernen, nur um ihn früher oder später doch zu zerstören.

»Sind alle Vorbereitungen getroffen?« fragte er.

Beatrice griff in die Jackentasche und zog ein Handy hervor, das kaum größer als eine Zigarettenpackung war. »Ich muß nur anrufen«, sagte sie, »die Männer warten. Es sei denn, du möchtest es selbst tun ...«

Zachary dachte einen Moment lang über diesen Gedanken nach, schüttelte aber dann den Kopf, was Beatrice einigermaßen zu überraschen schien. Es interessiert mich nicht mehr, dachte er, staunend und fast ein wenig erschrocken über seine eigenen Gefühle. Aber es war die Wahrheit: Nach so vielen Jahren begann ihn am Ende selbst das Töten zu langweilen.

»Verzeihung.« Beatrice und er blickten gleichzeitig auf und sahen in das Gesicht einer Stewardess, die auf einem der für die Crew reservierten Plätze ganz vorne in der Maschine saß. Sie hatte sich halb zu ihnen herumgedreht und deutete auf das Handy in Beatrices Hand. »Sie dürfen mit diesem Gerät an Bord nicht -«

Zachary sah sie nur an. Er gab sich nicht einmal die Mühe, den Gedanken klar zu formulieren, doch die Kraft seines Blickes allein reichte, um die junge Frau zum Verstummen zu bringen. Etwas in ihren Augen erlosch. Ihr Gesicht wurde schlaff, dann drehte sie sich mit einer sonderbar puppenhaft wirkenden Bewegung wieder herum und starrte die Wand vor sich an. Hätte Zachary es gewollt, wäre sie aufgestanden, hätte die Tür geöffnet und sich aus der Maschine gestürzt.

»Sag den Männern Bescheid«, sagte er. »Heute abend. Sobald es dunkel geworden ist. Und ...«

Beatrices Finger, die bereits begonnen hatten, die Nummer in das Telefon einzutippen, verharrten mitten in der Bewegung. Sie sah ihn erwartungsvoll an.

»... sie sollen nicht so unauffällig vorgehen. Ich möchte, daß mein Bruder die Nachricht bekommt.«

Adam hatte sich ein Bier bestellt, nachdem Godbold, Matthias und die beiden jungen Leute - die ihr Glück immer noch nicht fassen konnten - gegangen waren. Der Kellner hatte die Bestellung klaglos, ja, selbst ohne ein angedeutetes Stirnrunzeln oder ein Heben der Augenbraue aufgenommen, obwohl ein Getränk wie ein Bier in einem Etablissement wie diesem hier ihm mindestens so wenig zu passen schien wie Godbolds abgewetzte Bergarbeiterjacke und Matthias' schäbige Aktentasche. Und Adam hatte es mit großem Genuß getrunken. Der Geschmack rührte etwas in ihm an, etwas tief Verborgenes und noch Schlummerndes; eine Erinnerung an eine Zeit, die er niemals erlebt hatte. Empfindungen aus einem Leben, das nicht seines gewesen war.

Er fühlte sich immer unbehaglicher. Seiner Flucht aus dem Krankenhaus war eine kurze Periode der Erleichterung gefolgt. Das fast euphorische Gefühl, endlich frei zu sein, und das vollkommen falsche Gefühl, in Sicherheit zu sein. Doch das, was Godbold gerade getan hatte, hatte ihm in aller Deutlichkeit vor Augen geführt, wie trügerisch diese Sicherheit und wie wenig frei er in Wahrheit war. Es hatte ihn erschreckt, viel, viel mehr aber auch verwirrt und alarmiert. Und es hatte ihn verstörter zurückgelassen, als er selbst Godbold und Matthias gegenüber zugeben wollte. Godbold machte ihm angst. Dieser Mann war unheimlich; mehr als das - er war gefährlich. Hinter seinem pausbäckigen Lächeln, an dem nur noch die rote Mütze fehlte, um zum Gesicht eines gutmütigen Gartenzwerges zu werden, verbarg sich ein messerscharfer Verstand, und die freundliche Wärme in seinen Augen war nichts als Tarnung für einen Willen, der härter als geschmiedeter Stahl war. Adam spürte instinktiv und jenseits aller Zweifel, daß Godbold sein Freund war; neben Matthias vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, dem er wirklich und rückhaltlos vertrauen konnte (und dem er mehr als einmal sein Leben anvertraut hatte), und trotzdem war da etwas, das ihn vor Godbold warnte.

Vielleicht war es nur der Umstand, daß er so wenig über diesen Mann wußte. So, wie er über so vieles so wenig wußte. Sein Leben kam ihm vor wie ein Bild, das auf die Rückseite eines Spiegels gemalt worden war. Jemand hatte ihn zerschlagen und die Bruchstücke durcheinander geworfen, so daß ihn aus den meisten Scherben nur seine eigenen, fragenden Augen ansahen. Aber hier und da gewahrte er auch Bruchstücke eines anderen, seltsamen Lebens: bizarre Impressionen aus einer Welt, die ihm vollkommen fremd und unverständlich erschien. Bilder voller Schrecken, aber auch geheimnisvoller Schönheit. Seine Erinnerung war noch lange nicht wieder zurückgekehrt. Nicht einmal ansatzweise. Die Wunden, die sein Geist davongetragen hatte, schienen nicht so schnell zu heilen wie die seines Körpers.

Obwohl er die Wirkung des Alkohols bereits zu spüren begann, bestellte er ein zweites Bier und trank es fast ebenso schnell wie das erste. Vielleicht war es gar keine schlechte Idee, sich zu betrinken. Möglicherweise half ihm der Alkohol ja, sich zu erinnern - sagte man nicht, daß Betrunkene und kleine Kinder immer die Wahrheit sagten? Und wenn nicht, so mochte er ihm wenigstens eine Nacht voller traumlosem Schlaf bescheren; eine Nacht, die nicht von Wesen beherrscht war, die ihre Gestalt änderten, von wirren Visionen blutiger Schlachten unter einem brennenden Holzkreuz und den Schreien derer, die er im Zeichen dieses Kreuzes getötet hatte.

Als er sein drittes Bier bestellte, trat eine Gestalt an seinen Tisch und setzte sich. Adam sah auf und erkannte mit einer Mischung aus Überraschung und einem warmen Gefühl der Freude, das ihn selbst verwirrte, Kommissarin Menzel.

Sie sagte nichts, sondern blickte ihn fast eine Minute lang schweigend und mit undeutbarem Ausdruck an. Als der Kellner kam und sein Bier brachte, deutete sie immer noch wortlos, aber mit eindeutiger Gestik zuerst auf das Glas, dann auf sich und wartete, bis der Mann ihre Bestellung mit einem Nicken bestätigt hatte. Als er wieder außer Hörweite war, fragte Adam: »Wie haben Sie mich gefunden?«

Menzel lächelte. »Ich bin Polizistin.«

»Und ich gut darin, meine Spuren zu verwischen.«

»Nicht gut genug.« In Menzels Lächeln war jetzt eine Spur von gutmütigem Spott. Sie wartete eine Sekunde lang auf eine Antwort, griff dann über den Tisch und nahm das Bierglas, das er noch nicht angerührt hatte. Mit sichtbarem Wohlgenuß trank sie einen gewaltigen Schluck und stellte das Glas unnötig hart auf den Tisch zurück. »Das habe ich jetzt gebraucht.«

»Hatten Sie einen so anstrengenden Tag?« wollte Adam wissen.

»Eigentlich nicht«, antwortete Menzel. »Es ist nur so, daß ich nicht jeden Tag mit einem Mann am Tisch sitze, der vor achtundvierzig Stun-

den klinisch tot war und eigentlich jetzt noch im Koma liegen sollte.« Adam war ein bißchen enttäuscht. Er hatte gehofft, daß Menzel seinem Wegen gekommen war, nicht wegen dem, was ihm zugestoßen war oder noch zustoßen konnte. Natürlich war es absurd. Es gab keinerlei Grund zu dieser Hoffnung. Er kannte diese Frau erst seit zwei Tagen. Zusammengekommen hatten sie sich keine zwei Stunden gesehen und nur einige Sätze miteinander gewechselt, und neben allem anderen war sie immer noch Polizistin, deren Pflicht es war, zuerst an seine Sicherheit, dann an die Ergreifung der Täter und vielleicht ganz am Schluß an private Dinge zu denken. Trotzdem blieb die Enttäuschung. Vielleicht, weil die absurde Hoffnung, die er verspürt hatte, etwas reflektierte, das er lange, viel zu lange, vermißt hatte.

Der Kellner brachte das zweite Bier, und Adam leerte das Glas mit einem einzigen Schluck bis zur Hälfte.

Menzel zog anerkennend die Brauen zusammen. Trotzdem sagte sie: »Halten Sie es für eine gute Idee, sich zu betrinken?«

»Ich versuche mein Bestes«, antwortete Adam. »Aber ich fürchte fast, daß es mir nicht möglich ist.«

Tatsächlich war das durchaus angenehme, leise Schwindelgefühl, das er nach dem Genuß des zweiten Glases verspürt hatte, bereits wieder abgeklungen.

»Trinken Sie, um zu vergessen?« fragte Menzel.

»Vielleicht, um mich zu erinnern«, antwortete Adam.

»Aber Sie können es nicht.« Menzel machte eine vage, undeutbare Geste. »Lassen Sie mich raten: Alkohol hat auf Sie ebensowenig Wirkung wie stärkere Gifte. Man kann Sie ebensowenig vergiften, wie man sie erschießen oder erstechen könnte.«

»Man kann«, erwiderte Adam. »Aber man muß sich schon einige Mühe geben.«

»Jemand hat sich einige Mühe gegeben.«

Adam schwieg.

»Er könnte es noch einmal versuchen«, fuhr Menzel fort. »Das nächste Mal vielleicht etwas ... wirkungsvoller.«

»Kaum«, antwortete Adam. »Er will nicht meinen Tod.«

»Wer?«

Sie war wirklich gut, dachte er. Die Frage kam so schnell, trotzdem aber in so beiläufigem Ton, daß er sie ganz instinkтив - und ganz instinkтив ehrlich - beantwortet hätte, hätte er die Antwort gewußt. So zuckte er nur mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß Sie mir das nicht glauben werden, aber es ist die Wahrheit.«

»Wenn es so ist, dann ist es sehr leichtsinnig von Ihnen, hier herumzuspazieren«, erwiderte Menzel. »Ich habe Sie ohne große Mühe gefunden, und wenn es mir gelungen ist, kann es anderen auch gelingen.«

Das war die Wahrheit, aber die Vorstellung beunruhigte Adam nicht, auch wenn er immer noch nicht wußte, wer ihn eigentlich verfolgte oder warum, so war ihm doch klar, daß es sich um einen Gegner handelte, vor dem es ein Verstecken ebensowenig wie ein Davonlaufen gab. Er würde sich jenem unbekannten Feind stellen müssen, und er konnte nur versuchen, es zu seinen Bedingungen und an einem Ort seiner Wahl zu tun.

Und zugleich spürte er, daß ihm wahrscheinlich nicht einmal diese Möglichkeit blieb.

Sie hatten lange geschlafen - das erste Mal seit Tagen, ohne daß das Telefon klingelte, an der Tür geklopft wurde oder jemand von außen das Objektiv eines Fotoapparates gegen die Scheibe ihres Schlafzimmerfensters drückte. Zehn Uhr war längst vorbei, als Karin aufwachte und mit einem Gefühl leichter Verwunderung die getäfelte Decke über ihrem Bett anstarrte. Sie wußte sofort, wo sie war und auch, wie sie hergekommen waren. Sie war weder benommen, noch hatte sie Schwierigkeiten, aus dem Schlaf in die Realität zurückzufinden. Trotzdem hatte die Situation etwas Unwirkliches. Sie kam sich ein bißchen vor wie

Cinderella, die endlich ihren Prinzen gefunden hatte: So etwas wie das, was Anton und ihr widerfahren war, konnte eigentlich nicht wirklich geschehen, sah man allerhöchstens im Kino oder in einem Schnulzenroman.

Sie setzte sich auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah sich mit einem ungenierten Gähnen um. Im klaren Licht des Morgens betrachtet, wirkte das Schlafzimmer noch größer als gestern abend. Dieser Raum allein hatte die anderthalbfachen Abmessungen des Hotelzimmers, das Anton und sie bisher bewohnt hatten, das, was der *Herr Direktor* - Karin lächelte flüchtig, als ihr klar wurde, daß sie selbst in Gedanken schon die gleichen Worte gebrauchte wie Matthias - als Ferienhaus bezeichnet hatte, war eine ausgewachsene Villa, komplett mit Doppelgarage, Swimmingpool im Keller und einem Wintergarten, der größer war als ihre Wohnung zu Hause.

Ihre Bewegung hatte Anton geweckt. Er blinzelte, drehte müde den Kopf in den Kissen, sah sie einen Moment lang aus leicht verschleierten Augen an, und dann fragte er: »Was hast du? Du siehst besorgt aus.«

Karin schüttelte den Kopf. »Nicht besorgt. Ich frage mich nur, womit wir das alles hier verdient haben.«

»Weil wir so gute Menschen sind?« schlug Anton vor.

»Das Schicksal macht normalerweise keine Geschenke«, beharrte Karin. »Jedenfalls nicht solche.«

»Du sagst es, normalerweise.« Anton gähnte, schwang die Beine aus dem Bett und setzte sich schlaftrunken auf.

»Es lohnt sich eben doch, einem Millionär das Leben zu retten. Vor allem, wenn es ein spendabler Millionär ist.«

Aber das allein konnte nicht der Grund sein, dachte Karin. Dieser Adam schien ein wirklich großzügiger Mann zu sein - allein das Abendessen, zu dem er sie eingeladen hatte, hätte vermutlich ausgereicht, um ihre Reisekasse zu leeren - und sie hatten ihm zweifelsfrei das Leben gerettet, aber da war noch mehr. Gestern abend ...

Nein, sie erinnerte sich nicht. Irgend etwas war beim Abendessen gewesen. Adam hatte sich noch einmal bei ihnen bedankt und ihnen erklärt, daß er ihnen dieses Haus für den Rest ihres Urlaubs zur Verfügung stellte, damit sie wenigstens noch ein paar Tage in Ruhe gelassen wurden, und ... sie wußte es nicht. Sie hatte nur das Gefühl, irgend etwas vergessen zu haben. Etwas sehr Wichtiges. Etwas, das man nicht vergessen sollte, das aber einfach nicht mehr da war.

»Erinnerst du dich an gestern abend?« fragte sie.

Anton hob demonstrativ die Hände und preßte sie gegen die Schläfen. »Wie könnte ich nicht?« erwiderte er stöhnend. »Ich habe jetzt noch einen Kater von diesem Wein.«

»Das meine ich nicht.« Karin blieb ernst. »Er hat ... irgend etwas mit dir gemacht.«

»Adam?«

»Nein. Der andere. Dieser ... Godbold.«

»Ein seltsamer Bursche, nicht?« Anton grinste. »Hast du seinen Namen mal übersetzt? Ich finde, er paßt.« Aber sie sah ihm auch an, daß er zugleich angestrengt über den gestrigen Abend nachdachte. Schließlich aber schüttelte er den Kopf. »Gemacht? Nein, er hat mich mit Wein abgefüllt und den Oberkellner in diesem piekfeinen Laden mit seinem Humor an den Rand eines Herzinfarktes gebracht, aber das war auch alles.«

Karin resignierte. Sie hatte immer noch das Gefühl, daß da etwas war, woran sie sich besser erinnern sollte, aber vielleicht hatte Anton ja recht: Manchmal lohnte es sich eben doch, einem Millionär das Leben zu retten; vor allem, wenn er spendabel war. Und nach beinahe drei Tagen, in denen sie ununterbrochen beobachtet, belauscht, fotografiert und gefilmt worden waren, war es auch kein Wunder, wenn sie anfing, übervorsichtig zu werden und Gespenster zu sehen.

Sie stand auf, zog sich an und ging in die Küche hinunter, um das Frühstück zuzubereiten - das in Anbetracht der fortgeschrittenen Stunde

wohl eher eine Kombination aus Frühstück und Mittagessen werden würde. Als sie beinahe fertig war, klingelte es an der Tür.

Karin hielt überrascht mitten in der Bewegung inne. Niemand wußte, daß sie hier waren. Matthias hatte sich am vergangenen Abend auf eine Weise von ihnen verabschiedet, die zu der Vermutung Anlaß gab, daß sie sich nicht Wiedersehen würden, und Adam hatte es sogar gesagt.

Sie stellte den Teller aus der Hand, auf den sie gerade eine gewaltige Portion Schinken und Ei gehäuft hatte, verließ die Küche und durchquerte mit schnellen Schritten das Wohnzimmer, das daran angrenzte. Als sie auf halbem Wege zur Tür war, trat Anton aus dem Bad; bereits fertig angezogen und rasiert, aber noch nicht gekämmt. Er sah genauso überrascht wie sie aus, aber auch ein bißchen bestürzt.

»Sag nicht, sie haben uns gefunden«, flüsterte er.

»Ich fürchte«, erwiderte Karin. Sie seufzte. »Ich hatte gehofft, daß wir wenigstens ein paar Tage unsere Ruhe haben.«

»Das werden wir«, versprach Anton grimmig. Er bemühte sich, ein möglichst finsternes Gesicht aufzusetzen, stapfte zur Tür und riß sie mit einer übertrieben wuchtigen Bewegung auf.

Draußen stand jedoch kein Journalist oder gleich ein ganzes Kamera-team - beides hätte Karin nicht überrascht -, sondern ein breit grinsender Godbold, der einen metallicblauen Luftballon an einem Bindfaden in der Hand hielt. »Guten Morgen«, sagte er fröhlich.

Matthias, der neben ihm stand und den Karin bisher nicht einmal bemerkt hatte, fügte ebenfalls ein, wenn auch sehr viel zaghafteres, »Guten Morgen« hinzu - was vermutlich an Antons finsterem Gesichtsausdruck lag.

»Guten Morgen«, sagte Karin rasch. Sie legte Anton beruhigend die Hand auf die Schulter und machte mit der anderen eine einladende Geste. »Treten Sie doch ein.«

»Danke für die Einladung, aber ich fürchte, so viel Zeit haben wir nicht«, sagte Godbold. »Wir sind nur vorbeigekommen, um etwas ab-

zugeben.«

Er drückte dem immer noch ziemlich verdattert dreinblickenden Anton den Bindfaden in die Hand, und Matthias fügte hinzu: »Der Herr Direktor läßt Ihnen dies mit seinen besten Wünschen überreichen. Er hofft, daß Sie Freude an seinem kleinen Geschenk haben.«

Und mit diesen Worten drehten sich die beiden auf der Stelle um und gingen. »Aber ...«, begann Anton. Er blickte verwirrt auf den metallic-blauen Luftballon, der an dem Bindfaden zerrte und nach oben zu entkommen versuchte, dann trat er endlich einen Schritt aus der Tür heraus, wandte sich nach rechts - und erstarrte mitten in der Bewegung. Karin konnte sehen, wie jedes bißchen Farbe aus seinem Gesicht wichen und seine Augen groß wurden.

»Was hast du?« fragte sie.

Anton sagte nichts, sondern starnte ungläubig auf einen Punkt irgendwo rechts neben der Tür, und Karin kam endlich auf die Idee, ihm zu folgen.

Eine halbe Sekunde später konnte sie seine Verblüffung verstehen. Sie spürte dasselbe.

Das Geschenk des Herrn Direktor bestand nicht nur aus dem Luftballon. Am unteren Ende des Bindfadens, um den sich Antons Finger jetzt so fest schlossen, daß Knöchel und Sehnen weiß abgemalt durch die Haut traten, baumelte ein Autoschlüssel. Der dazugehörige Wagen stand einen Meter vor der Haustür. Er hatte die gleiche Farbe wie der Luftballon, ein dunkles Metallicblau, und würde wahrscheinlich ebensolche Sprünge wie dieser machen, wenn man nicht vorsichtig genug mit dem Gaspedal umging. Es war ein Porsche Carrera, soweit Karin dies beurteilen konnte, das größte und teuerste Modell dieser Serie.

»Aber ... aber das ist doch ...« Anton versagte die Stimme. Er schüttelte immer wieder nur den Kopf und blickte abwechselnd den Wagen, Karin und die beiden Männer an, die das Grundstück bereits verlassen hatten und in eine unauffällige Limousine stiegen, die am gegenüberliegenden

Straßenrand geparkt war.

Manchmal, dachte Karin, machte das Schicksal vielleicht doch Geschenke.

Sie konnte nicht ahnen, welchen Preis sie dafür würden zahlen müssen.

»Habt ihr miteinander geschlafen?« fragte Godbold. Er hatte das Zimmer so leise betreten, daß Adam nicht das geringste Geräusch gehört hatte, und das, obwohl er wußte, daß er kam; er hatte nicht nur gespürt, daß jemand das Haus betreten hatte und die Treppe heraufkam, sondern auch, wer es war.

»Geht dich das etwas an?« gab er zurück, ohne sich zu Godbold herumzudrehen. Er wußte trotzdem ganz genau, wo der Einsiedler stand: anderthalb Schritte hinter und einen halben neben ihm. Es war unheimlich. Es war fast, als könnte er ihn sehen.

»Nein«, antwortete Godbold. »Aber ich frage trotzdem.«

Er trat mit einem Schritt neben ihn und blickte in die gleiche Richtung wie Adam: aus dem Fenster, das auf den großen, parkähnlichen Garten hinausging. Die unberührte weiße Decke aus frischgefallenem Schnee ließ ihn noch größer erscheinen, als er sowieso schon war, und machte die blattlosen Bäume an seinem Rand zu asymmetrischen, irgendwie bedrohlich anmutenden Skulpturen.

Adam war über Godbolds Frage auf eine seltsame Weise verärgert. Zugleich spürte er, daß er es eigentlich nicht sollte. Natürlich ging es Godbold nichts an. Sie kannten sich so lange und waren so miteinander vertraut, daß sie auch über dieses Thema stets ganz offen geredet hatten. Fast zum ersten Mal, seit er den Einsiedler kennengelernt hatte, war ihm eine Frage, die ihm Godbold stellte, unangenehm. Wenigstens, so weit er sich erinnerte.

Aber woran erinnerte er sich schon.

Godbold warf einen schrägen Blick auf das zerwühlte Bett, behielt aber jeden Kommentar für sich, und Adam seinerseits ersparte es sich, ihm

zu erklären, daß die zerbeulten Kissen und zerknautschten Laken einzig und allein von ihm stammten. Und zwar nur von ihm. Menzel war bis in die frühen Morgenstunden geblieben, fast bis es hell wurde, und er hatte sich erst danach schlafen gelegt. Er erinnerte sich nicht, aber der Zustand seines Bettess, sein jagender Puls und der Schweiß, in den er beim Aufwachen gebadet war, bewiesen eindeutig, daß er wieder einmal einen Alptraum gehabt haben mußte. Vielleicht, dachte er, war es an der Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Sie hatten die ganze Nacht über im Wohnzimmer gesessen, Wein getrunken und geredet. Das hieß - die meiste Zeit hatte sie geredet, und er hatte zugehört. Dabei war das ganz bestimmt nicht ihre Absicht gewesen.

Die Kommissarin war unerwartet schnell auf sein Angebot eingegangen, mit ihm nach Hause zu kommen und einen Wein mit ihm zu trinken, und man mußte wirklich kein Hellseher sein, um zu begreifen, warum. Ganz bestimmt nicht nur, weil Adam ihr so sympathisch war. Aber wenn sie vorgehabt hatte, ihn auf diese Weise klammheimlich auszuhorchen, so hatte sie sich diese Absicht selbst verdorben. Sie hatte immer weniger Fragen gestellt und bald ganz von selbst angefangen zu erzählen. Anfangs noch zögernd. Kleine, nichtssagende Geschichten, wie man sie von einer Polizistin erwartete, die einem Fremden gegenüber aus ihrem Leben erzählte. Anekdoten eben, ausgedacht oder wahr. Aber das war der Anfang gewesen. Danach ...

Adam bemerkte nicht einmal, daß sich ein kleines, warmes Lächeln auf seine Lippen stahl. Die Nacht war so undramatisch verlaufen, daß er nicht einmal mehr genau sagen konnte, worüber sie gesprochen hatten. Aber es war etwas sehr Vertrautes in diesem Gespräch gewesen, eine Wärme und ein gegenseitiges Verstehen, die es unnötig machten, über große Ereignisse zu reden.

»Du bist dabei, dich in diese Frau zu verlieben«, sagte Godbold. Er runzelte die Stirn, und so, wie er es sagte, klang es eindeutig mißbilligend.

ligend.

falsch, dachte Adam. Er war nicht dabei. Er hatte es bereits getan. »Ich wiederhole meine Frage von gerade«, sagte er noch einmal. »Geht dich das etwas an?«

»Ich möchte nur nicht, daß du zu Schaden kommst«, erwiderte Godbold. »Das ist alles.«

»Weil ich mich für eine Frau interessiere?«

»Weil du ...« Godbold brach mitten im Satz ab, sah ihn zwei oder drei Sekunden wortlos und auf eine Art an, die Adam noch viel weniger gefiel als das, was er bisher gesagt hatte, und machte dann eine Bewegung, die eine Mischung zwischen einem Achselzucken und einem Kopfschütteln darstellen mochte. Als er weitersprach, tat er es in verändertem Tonfall. »Du hast recht«, sagte er. »Es geht mich nichts an.«

Aber das stimmte nicht. Adam maß ihn lange und mit durchdringenden Blicken, und er spürte ganz tief drinnen in sich, daß es Godbold sehr wohl etwas anging. Seine Besorgnis hatte einen Grund. Und er glaubte sogar, diesen Grund zu kennen. Nur, daß dieses Wissen zu dem Teil seiner Erinnerungen gehörte, zu dem ihm der Zugriff noch verwehrt war. Zum allergrößten Teil seiner Erinnerungen.

»Habt ihr den Wagen abgeliefert?« fragte er, im Grunde nur, um das Thema zu wechseln und das Schweigen nicht übermächtig werden zu lassen.

Godbold nickte. Er zog flüchtig eine Grimasse, dann lachte er. »Oh ja. Du kannst dir nicht vorstellen, wie die beiden sich gefreut haben. Aber dein Chefbuchhalter war den Tränen nahe.«

Adam lächelte zurück. »Laß mich raten«, sagte er. »Er war der Meinung, daß ein Dankesschreiben und eine vergoldete Krawattennadel gereicht hätten.«

»Ein Dankesschreiben«, verbesserte ihn Godbold. »Ich dachte, du wärst reich.«

»Das bin ich«, antwortete Adam.

»Wenn man Matthias glaubt, dann wird der Kauf dieses Wagens dein Firmenimperium sofort in den Ruin stürzen.« Godbold schüttelte den Kopf. »Wie kommt es, daß die Menschen im allgemeinen immer geiziger werden, je mehr sie haben?«

»Nicht alle Menschen«, antwortete Adam. »Nur Buchhalter. Das ist der Grund, aus dem es sie gibt. Matthias ist ein guter Mann. Im Grunde leitet er die Firma und nicht ich. Wenn ich ihn nicht hätte ...«

Wieder kehrte für einige Sekunden Stille ein, ein Schweigen, das wie etwas Körperloses zwischen ihnen lastete, und nicht nur einfach die Abwesenheit von Geräuschen bedeutete, sondern vielmehr die Anwesenheit von etwas Unausgesprochenem. Adam blickte mit steinernem Gesicht auf den Garten hinab, und er hatte immer mehr das Gefühl, daß ihn der Anblick an etwas erinnerte. Er wußte nur nicht, woran.

Aber es war keine gute Erinnerung.

Schließlich schüttelte Godbold den Kopf und seufzte tief. »Es fällt mir immer noch schwer, es zu glauben«, sagte er. »Obwohl ich es mit eigenen Augen sehe. Der ruhelose Ritter als Industriemagnat. Aus dem *Wanderer* ist der *Herr Direktor* geworden.«

Er sprach das *Herr Direktor* auf die gleiche Art aus, wie Matthias dies zu tun pflegte. Aber es war ein anderes Wort, das Adams Aufmerksamkeit erregte. »Der *Wanderer*?«

Godbold nickte erneut. Er sah ihn nicht an, sondern blickte wie er selbst weiter auf den Garten hinaus. Und Adam hatte das Gefühl - nein, nicht das Gefühl, er wußte -, daß Godbold ganz wie er zuvor etwas anderes dort unten sah. Viel mehr als einen schneebedeckten Rasen und blattlose Bäume.

»Man hat dich einmal so genannt«, antwortete Godbold. »So und auch anders.« Er lachte leise. »Wußtest du, daß Geld dir niemals etwas bedeutet hat?«

Eigentlich tat es das auch jetzt noch nicht. Alles war viel zu schnell geschehen und die Ereignisse mit viel zu großer Wucht über ihn herein-

gebrochen, als daß er bisher Zeit oder Muße gehabt hätte, wirklich darüber nachzudenken, aber nun, als Godbold es aussprach, kam ihm der Gedanke selbst bizarr vor, daß er der Besitzer eines gewaltigen Industrieimperiums und so reich sein sollte, daß er vermutlich selbst nicht in der Lage war, seinen Besitz auch nur annähernd zu beziffern. Geld und materieller Besitz bedeuteten ihm nichts.

Nach einer Weile antwortete er: »Nein, aber ich weiß sowieso sehr wenig. Von mir. Und von dir.«

Godbold streifte ihn mit einem kurzen, nervösen Blick. »Und nun meinst du, es wäre an der Zeit, daß ich dir ein wenig über mich erzähle. Oder über dich.«

»Du nicht?«

»Ich werde es wohl müssen«, sagte Godbold leise. »Auch wenn ich nicht weiß, ob es richtig ist.«

»Du weißt immerhin genug, um dich ständig in mein Privatleben einzumischen«, antwortete Adam, lauter und in einem so scharfem Ton, daß er ihn selbst ein wenig überraschte. »Und Dinge mit mir zu tun, die mir nicht gefallen.«

Godbolds Überraschung wirkte echt. »Was meinst du?«

»Ich denke, das weißt du ziemlich genau«, sagte Adam. »Was du gestern Abend getan hast, hat mir nicht gefallen. Ich schätze es nicht, zu Dingen gezwungen zu werden, die ich nicht will.«

»Aber das war ich nicht«, antwortete Godbold.

»Red' keinen Unsinn«, sagte Adam grob. »Willst du behaupten, ich hätte mich selbst hypnotisiert?«

»Nein«, erwiderte der Einsiedler. »Obwohl es der Wahrheit näher käme als das, was du zu glauben scheinst.« Er hob die Hand, als Adam auffahren wollte. »Alles ist komplizierter und schwieriger, als du glaubst, mein Freund. Vielleicht ist es ein Fehler, aber ich denke, es ist an der Zeit, dir etwas zu zeigen.«

Er drehte sich vom Fenster weg, ging zur Tür und blieb wieder stehen,

als Adam keine Anstalten machte, ihm zu folgen. »Worauf wartest du?« »Vielleicht auf eine Erklärung?«

Aber das war nur eine Ausrede, das spürte er selbst. Die Wahrheit war, daß er beinahe Angst vor dem hatte, was Godbold ihm zeigen wollte. Er wußte nicht, was es war. Er hatte nicht einmal eine Vorstellung von dem, was Godbold ihm zeigen wollte. Und trotzdem sträubte sich alles in ihm mit fast verzweifelter Kraft dagegen, dem Einsiedler zu folgen. Vielleicht hatte es ja einen Grund, daß er sein Gedächtnis verloren hatte, und vielleicht war dieser Grund nicht die schwere Verletzung gewesen und der Schock.

»Sag mir, was das alles bedeutet«, sagte er.

»Aber das weißt du doch«, murmelte Godbold. »Tief in dir weißt du es längst.«

»Diese ... diese Träume«, sagte Adam. »Was bedeuten sie, Godbold?«

»Es sind mehr als nur Träume, Adam«, antwortete Godbold, ganz leise, aber mit einer so eindringlichen Stimme, daß Adam erneut einen Schauer eisiger Furcht verspürte. »Hast du nie gefragt, wie es kommt, daß wir immer dieselben Dinge sehen? Daß wir uns an ein Leben erinnern, das nicht unser eigenes war? Hast du wirklich alles vergessen? Die Reisen. Die Abenteuer. Die Kämpfe.«

»Kämpfe?«

»Du warst der mutigste Kämpfer im Namen des Herrn«, bestätigte Godbold. »Und der beste, den ich je traf. Und ich habe viele gesehen.«

»Das war jemand anderes«, behauptete Adam. Er schrie es fast. Für einen Moment glaubte er sich an einem anderen Ort, einem düsteren, schrecklichen Ort: einer weiten Ebene, über der der Gestank von brennendem Fleisch schwebte und die Schreie Hunderter, wenn nicht Tausender. Er hörte das Klicken von Stahl, das Bersten von Metall und Holz und immer wieder Schreie.

»Das warst du«, sagte Godbold.

Adam trat mit einem zornigen Schritt auf ihn zu. »Du tust es schon wie-

der!« sagte er drohend.

»Oh nein«, antwortete Godbold. »Es ist dein Leben, was du siehst. In einem Punkt irren sich die meisten, Adam. Es gibt ein Leben nach dem Tod, und ich glaube, es gibt sogar so etwas wie die Hölle. Aber das Fegefeuer erwartet uns vorher.«

»Nein«, sagte Adam. Er versuchte, die furchtbaren Bilder aus seinem Kopf zu verjagen, aber es gelang ihm nicht ganz. Sie verblaßten, aber sie blieben trotzdem da; wie ein schlechter Geruch, der an den Kleidern haftete, und den man nicht mehr los wurde.

»Das ist völlig unmöglich«, beharrte er. »Ich hasse Gewalt. Ich gehe nicht mal jagen.«

»Ich glaube, das hat sich eben geändert«, sagte Godbold lächelnd. Du kannst mir nicht erzählen, daß dir nicht nach ein bißchen Abenteuer ist in deinem ach so bequemen Leben.« Er wartete einen Moment lang vergeblich auf irgendeine Reaktion. Schließlich drehte er sich wieder halb herum und machte eine einladende, vielleicht aber auch befehlende Geste. Adam wußte es nicht. »Du willst Antworten? Dann komm.«

»Wohin?«

»Wir werden jemanden treffen«, sagte Godbold.

»Und ... wen?«

»Warte ab«, antwortete Godbold. »Aber ihm wirst du glauben.«

Der Motor des Porsche war noch heiß, so daß sich der Schnee, der noch immer in vereinzelten Flocken vom Himmel fiel und versuchte, dem ersten, noch zaghaften Anklopfen des Frühjahrs Einhalt zu gebieten, fast unmittelbar in grauen Dunst zurückverwandelte, sobald er die Motorhaube berührte.

Es war ein Anblick, der Zachary auf sonderbare Weise berührte; vielleicht, weil er ihn an etwas erinnerte, von dem er im ersten Moment selbst nicht genau wußte, was es war. Doch das Bild löste fast so etwas wie ... ja: Trauer in ihm aus, eine seltsame, mit Zorn gepaarte Trauer. Er

hätte sie Melancholie genannt, wäre er bereit gewesen, zuzugeben, daß er zu einem solchen Gefühl fähig war.

Was er natürlich nicht war.

Wäre er es, wäre er seinem Bruder ähnlicher, als er wollte. Ähnlicher, als er durfte.

»Woran denkst du?«

Zachary schrak fast unmerklich zusammen, als er Beatrices Stimme hinter sich hörte. Wie immer war sie so leise nähergekommen, als wäre sie gar nicht gegangen, sondern irgendwie ... aus dem Schatten getreten - was ja in gewisser Hinsicht auch stimmte. Und wie immer ärgerte es ihn.

»Warum liest du nicht einfach meine Gedanken?« fragte er ungehalten, und ohne sich zu ihr herumzudrehen.

»Weil ich das nicht kann, mein Liebling«, erwiderte Beatrice in einem zuckersüßen Tonfall, der ihren Worten zwar jede Glaubwürdigkeit nahm, es ihm gleichzeitig aber auch unmöglich machte, sie eindeutig als Lüge einzustufen.

»Aber es gehört wirklich nicht viel dazu«, fuhr Beatrice fort. »Man kann sie auf deinem Gesicht ablesen. Du denkst an Adam.«

»Falsch geraten, meine Schöne«, antwortete Zachary. »Ich sehe diesen Wagen an und frage mich, woran mich der Anblick erinnert.«

Er deutete auf den Porsche, der in der Auffahrt des Hauses geparkt war, in dem die beiden Spielverderber wohnten. Zachary hatte die beiden jungen Leute beobachtet, während sie angekommen und ins Haus gegangen waren. Er kannte sie nicht, aber er wußte natürlich, wer sie waren. Die beiden hatten dafür gesorgt, daß Adam unerfreulich schnell von dem Baum heruntergekommen war, an den er ihn genagelt hatte. Zachary nahm ihnen das persönlich übel. Er hatte seinem Bruder etliche Stunden mehr in dieser unerquicklichen Lage zugesetzt.

»Das kann ich dir sagen«, antwortete Beatrice. »Die Farbe erinnert dich an einen See. Einen ganz bestimmten See in Schottland. Es war sehr

kalt an diesem Morgen, aber das Wasser war noch warm. Nebel stieg auf.«

Sie hatte recht, dachte Zachary verblüfft. Es war nicht der Wagen, an den er sich erinnerte. Es waren die Farben. Und die Stimmung, die dieser Morgen gehabt hatte. Obwohl er so siegessicher wie niemals zuvor in seinem Leben - in diesem Leben - gewesen war, war da doch irgend etwas gewesen, das anders war.

»Du denkst an deinen Bruder«, sagte Beatrice noch einmal und in sehr bestimmtem Tonfall. »Es war der Morgen, an dem er dich getötet hat.« Zachary antwortete nicht darauf. Es wäre lächerlich gewesen, ihr zu widersprechen. Beatrice hatte recht: Es war nicht besonders schwer, seine Gefühle auf seinem Gesicht abzulesen.

»Willst du es selbst tun?« fragte Beatrice plötzlich.

Zachary sah sie an, im ersten Moment fast verständnislos. »Was?« Beatrice verdrehte die Augen, als hätte ein Kind sie gerade gefragt, wieso es eigentlich morgens hell wird und nicht abends, aber dann hob sie doch die Hand und deutete auf das Haus. »Die beiden da. Immerhin haben sie deine Pläne durchkreuzt.«

»Wohl eher deine, mein Liebling«, antwortete Zachary. »Ich hatte niemals vor, meinen Bruder zu töten.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Beatrice spöttisch. »Wie könntest du auch. Er ist immerhin dein Bruder. Entschuldige, daß ich das vergessen habe.«

»Es wäre besser, wenn du es nicht noch einmal vergißt«, sagte Zachary mit großem Ernst. »Ich brauche ihn lebend. Wir beide brauchen ihn lebend.«

Er sah das Wesen, das Beatrices Gestalt angenommen hatte, noch einen Moment lang durchdringend an, um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, dann wandte er sich wieder dem Haus zu. Von ihrem Versteck zwischen den Büschen am Waldrand aus hatten sie einen ausgezeichneten Blick über das Gebäude, ohne von drinnen aus

selbst gesehen werden zu können. Er konnte die Umrisse der beiden durch ein Fenster im Erdgeschoß hindurch ausmachen. Sie schienen herumzualbern wie Kinder, dann waren sie verschwunden.

Eigentlich, dachte Zachary, hatte Beatrice zumindest nicht völlig unrecht. Die beiden hatten seine Pläne nicht durchkreuzt - nicht in dem Sinn, den sie meinte -, aber sie hatten ihn geärgert.

Es war nicht besonders ratsam, ihn zu ärgern.

Er wartete noch eine Sekunde, in der er das Haus aufmerksam beobachtete, dann sagte er: »Bleib hier«, trat aus dem Unterholz heraus und zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche, während er sich dem Porsche näherte. Er umkreiste das Fahrzeug einmal und zog den Schlüssel dabei so tief über den Lack, daß das blanke Metall darunter zum Vorschein kam. Es ist wirklich nicht ratsam, mich zu ärgern, dachte er.

Beatrice blickte ihm kopfschüttelnd entgegen, als er zu ihr zurückkam. »Du bist und bleibst ein Kind, Zachary«, sagte sie.

Zachary grinste so breit, wie er konnte. »Stimmt«, sagte er.

Es hatte nicht lange geschneit und nicht einmal sehr heftig. Trotzdem war der Straßenverlauf kaum noch zu erkennen. Wäre der Waldrand nicht ein wenig zu regelmäßig gewesen und hätte es nicht die Begrenzungspfähle auf der anderen Seite gegeben, hätte Adam vermutlich Mühe gehabt, das Auto auf der Straße zu halten. Es sah aus, als wäre es Wochen her, daß der letzte Wagen hier entlanggefahren war. Vielleicht war es das. Einer der Gründe - vielleicht der Grund -, aus denen er hier und nirgends sonst lebte, war, daß diese Gegend noch nicht von Touristen erobert und von Scharen von Neugierigen und Erholungssuchenden ihrer Unberührtheit beraubt worden war.

Sie waren noch nicht einmal sehr weit gefahren; vielleicht zehn Minuten, kaum länger, und Adam war fast ein wenig überrascht gewesen, als Godbold plötzlich das Kommando zum Anhalten gab. Nach der geheimnisvollen Art und Weise, auf die er ihn zu diesem Ausflug einge-

laden hatte, hatte er einfach eine längere Strecke erwartet und sei es nur aus dem kindischen Gefühl heraus, daß das große Geheimnis, von dem der Einsiedler nur in Andeutungen gesprochen hatte, doch unmöglich praktisch vor seiner Haustür liegen konnte.

Andererseits - warum eigentlich nicht? Abgesehen von einigen Erinnerungsfetzen wußte er schließlich nicht genau, was vor seiner Haustür lag.

Oder hinter seiner Stirn.

»Was wollen wir hier?« fragte Adam, als Godbold auch nach weiteren zehn Minuten nichts sagte, sondern einfach nur neben ihm saß und die Straße betrachtete. Wenn es dort irgend etwas besonders Interessantes zu sehen gab, so konnte Adam es jedenfalls nicht entdecken.

»Wir warten«, antwortete Godbold einsilbig.

»Ach?« sagte Adam. »Das habe ich auch schon bemerkt. Darf ich auch fragen, worauf?«

Ein nicht geringer Teil seiner Ungeduld lag schlichtweg an der Kälte, die langsam, aber beharrlich in den Wagen zu kriechen begann. Noch weitere zehn Minuten, dachte er, und er würde den Motor wieder anlassen, damit die Heizung funktionierte, Umweltverpestung hin oder her.

»Auf Antworten«, sagte Godbold. »Jemand wird sie bringen.«

»Jemand? Hierher?« Adam machte eine flatternde Geste mit beiden Händen. »Niemand weiß, daß wir hier sind.«

Godbold antwortete mit einem seltsamen Lächeln. Noch vor einer halben Stunde hätte dieses sonderbare Lächeln Adam vielleicht einen eisigen Schauer über den Rücken laufen lassen. Jetzt steigerte es das Gefühl von Verärgerung noch. Er war nicht mehr in der Stimmung für Spielchen. Und er war nicht einmal mehr ganz sicher, ob nicht viel von Godbolds geheimnisvollem Habitus schlicht und einfach Bluff war.

Es wurde immer kälter im Wagen. Zusammen mit dem kaum wahrnehmbaren Brummen der Maschine war auch der warme Luftstrom, der

bisher aus den Lüftungsschlitzten im Armaturenbrett gekommen war, erstorben. Adam hatte das absurde Gefühl, daß die Kälte augenblicklich in den Wagen zu kriechen begann, und auch das Heulen des Windes, der mit unsichtbaren Händen an der Karosserie des Wagens rüttelte und ununterbrochen Schleier von feinem Pulverschnee gegen die Scheiben warf, schien zuzunehmen. Er warf Godbold einen fragenden Blick zu, erntete aber nur ein Schweigen.

»Auf wen warten wir?« fragte er noch einmal und mit - wie er hoffte - hörbarerer Ungeduld in der Stimme. Nicht zum ersten Mal bekam er eine Antwort, die keine war:

»Auf dich«, sagte Godbold.

»Aha.«

Godbolds Lächeln wurde nun eindeutig spöttisch, und Adams Verwirrung schlug für einen ganz kurzen Moment in so heftige Wut um, daß er den Einsiedler angeschrien hätte, hätte das Gefühl länger angehalten. So aber ließ es ihn noch hilfloser und verstörter zurück, als er vorher gewesen war. »Du meinst damit nicht etwa, daß ich jetzt aussteigen und dreimal um den Wagen gehen soll?« fragte er.

Der Scherz funktionierte nicht. Weder löste er die Spannung zwischen ihnen, noch brachte er Godbold etwa dazu, endlich eine Erklärung für sein sonderbares Verhalten und diese noch sonderbarere Inszenierung zu geben. Godbold sah ihn nur an und sagte mit großem Ernst: »Nein.« Und Adam verwandte weitere dreißig oder vierzig Sekunden darauf, ihn erwartungsvoll anzublicken, bevor ihm klar wurde, daß er keine weitere Antwort bekommen würde. Schließlich ließ er sich zurücksinken, legte den Kopf gegen die Nackenstütze und blickte aus halb geschlossenen Augen in das allmählich heftiger werdende Schneetreiben auf der Straße hinaus.

Er konnte nicht sagen, wieviel Zeit verging, aber es mußten einige Minuten sein, denn die Kälte begann nun doch in den Wagen zu kriechen. Es wurde erst kühl, dann wirklich kalt und schließlich eisig. Adam wün-

schte sich bald, wärmere Kleidung mitgenommen zu haben, denn nach und nach begann das Gefühl zuerst aus seinen Zehen, dann den Füßen und schließlich den Unterschenkeln zu weichen, und auch seine Hände schienen mehr und mehr zu Eisklumpen zu werden. Aber schließlich hatte er nicht damit gerechnet, daß sie hier hinausfahren und bei Temperaturen weit unterhalb des Gefrierpunktes am Waldrand parken und auf irgend etwas warten würden.

Er bewegte sich ein paarmal unbehaglich im Sitz hin und her, ohne daß es dadurch irgendwie besser wurde, aber er verzichtete darauf, Godbold eine weitere Frage zu stellen. Er war sich sehr sicher, daß er ohnehin keine Antwort bekommen hätte; zumindest keine, mit der er etwas anfangen konnte. Vielleicht, dachte er, war es eine von Godbolds verrückten Meditationsübungen, mit der er ihn zu den Grenzen seines wahren Ich bringen wollte, oder irgendein anderer Blödsinn.

Aber es war nicht so. Tief in sich spürte Adam, daß es einen Grund gab, aus dem sie hier waren. Einen sehr wichtigen, sehr großen Grund. Und daß er diesen Grund auf einer noch tieferen, seinem bewußten Zugriff noch entzogenen Ebene seines Denkens auch kannte.

Trotz allem wurde die Kälte allmählich unerträglich. Der Wagen verfügte über eine Standheizung, die Godbold jedoch nicht eingeschaltet hatte, so daß die Scheiben allmählich auch von innen zu beschlagen begannen. Eigentlich nur, um überhaupt irgend etwas zu tun, streckte Adam die Hand aus, um die Scheibe vor sich freizuwischen, doch Godbold fiel ihm mit einer raschen Bewegung in den Arm, schüttelte den Kopf und deutete mit der anderen Hand nach vorne. Adam blickte ihn eine Sekunde lang verwirrt an, ehe er der Bewegung folgte.

Irgendwo vor ihnen war etwas. Er konnte nicht sagen, was. Eine Bewegung, ein Schatten, eine Gestalt, vielleicht nur ein Schemen oder ein Trugbild, durch das Wirbeln des Schnees und die graue Schicht auf dem Glas entstanden.

»Geh«, sagte Godbold.

Adam streckte die Hand nach dem Türgriff aus, führte die Bewegung aber nicht sofort zu Ende, sondern blickte den verschwommenen Schatten mit klopfendem Herzen und immer größer werdender Beunruhigung an. Er konnte immer noch nicht erkennen, was es war, vielleicht ein Mensch und vielleicht etwas anderes, aber plötzlich hatte er Angst, die vermeintliche Sicherheit des Wagens zu verlassen und in das Toben der Naturgewalten hinauszutreten, deren wahre Größe ihm erst jetzt wirklich zu Bewußtsein zu kommen schien. Zugleich wußte er aber auch mit unerschütterlicher Sicherheit, daß er es mußte. Es gab kein Zurück mehr. Godbold hatte ihn gewarnt. Er hätte nicht hierherkommen müssen. Aber nun, da er es getan hatte, blieb ihm keine andere Wahl mehr, als den Weg zu Ende zu gehen. Er öffnete die Tür und stieg aus. Die Kälte sprang ihn an wie ein unsichtbares Raubtier mit Millionen winziger Krallen aus messerscharfem Eis. Er konnte kaum noch etwas sehen. Der Wind blies ihm direkt ins Gesicht und trieb ihm zahllose nadelspitze Eiskristalle in die Augen, ganz gleich, in welche Richtung er den Kopf auch wandte. Und sie mußten wohl weit länger am Straßenrand gestanden haben, als ihm bisher bewußt gewesen war, denn er sank fast bis über die Waden in dem feinen Pulverschnee ein, den der Wind aufgehäuft hatte. Es war sehr viel kälter, als er erwartet hatte, und die Luft roch so klar und sauber, wie er es noch niemals erlebt hatte; selbst hier, in dieser von der Zivilisation weitgehend unberührten Gegend. Adam machte ein paar Schritte, blieb stehen und drehte sich noch einmal herum, um nach Godbold zu sehen.

Er war nicht mehr da. Ebensowenig wie der Wagen und die Straße. Adam blinzelte. Aus dem leichten Wind und dem Schneegestöber war mittlerweile ein ausgewachsener Schneesturm geworden, der alles, was weiter als fünf oder sechs Schritte hinter ihm lag, in einem grauen, wirbelnden Nichts verschwinden ließ. Selbst der Wald neben ihm war zu einer Wand aus ineinanderfließenden Grün- und Grauschattierungen geworden. Er überlegte einen Moment, zurückzugehen und in der Sich-

erheit des Wagens Zuflucht zu suchen, entschied sich aber dann anders und drehte sich wieder herum.

Er konnte die Gestalt nun deutlicher erkennen. Nicht so deutlich, wie er es sich gewünscht hätte, aber doch klar genug, um zu sehen, daß es kein Mensch war. Sie war viel zu groß und zu massig dazu, und auch mit ihren Umrissen stimmte etwas nicht. Sein Herz begann schneller zu schlagen und das Gefühl, das er so lange Zeit vermißt hatte, kehrte nun wieder in seine Finger und Zehen zurück, wenn auch auf andere Art, als ihm lieb gewesen wäre: Sie begannen zu kribbeln und gleich darauf zu schmerzen.

Sehr langsam - viel langsamer als notwendig gewesen wäre - ging er weiter. Der Schnee knirschte hörbar unter seinen Schuhen, und das Gehen darauf verursachte ein seltsames Gefühl, als wäre kein Asphalt darunter, sondern unregelmäßiger, hartgefrorener Waldboden. Vielleicht hatte er tatsächlich einen Schritt zurück in die Vergangenheit gemacht, in eine Zeit, in der es keine asphaltierten Straßen, keine Autos, vielleicht noch nicht einmal Menschen gab. Natürlich war das Unsinn. Er begann, allmählich hysterisch zu werden. Vielleicht weil er mit etwas konfrontiert wurde, mit dem er keine Erfahrung hatte und mit dem er nicht umzugehen wußte. Trotzdem ging er weiter.

Erst als er sich der Gestalt auf weniger als zehn Schritte genähert hatte, konnte er wirklich erkennen, was es war.

Der Anblick war so verblüffend, daß er automatisch stehenblieb und ungläubig die Augen aufriß.

Es war weder Mensch noch Tier, wie er erwartet hätte, sondern beides: ein sehr großes, in schmutzig-weiße Decken gehülltes Pferd mit einem grobschlächtigen Sattel und eine menschliche Gestalt, die daneben stand und das Zaumzeug des Tieres hielt. Ihre Kleidung hatte die gleiche Farbe wie die Schabracke des Tieres, ein fleckiges, schmutziges Weiß, und wie diese war sie nicht nur verblichen und von Eis und Kälte zu einer bizarren Faltenskulptur geformt, sondern bestand im Grunde nur

noch aus Fetzen. Der Mann trug einen zerrissenen Mantel, der seine Gestalt bis an die Knöchel verhüllte und in einer ausgefransten, weit in die Stirn gezogenen Kapuze endete, und darunter eine sonderbare Mischung aus Kettenhemd und Rüstung, die aus einem so hellen Silber geschmiedet war, daß sie ebenfalls beinahe weiß erschien. Adam konnte sein Gesicht unter dem Schatten der Kapuze nur in Schemen erkennen, und trotzdem war etwas auf unheimliche Weise Vertrautes in den Zügen des Fremden.

Nach einer Weile ging er weiter. Der Mann sah ihm schweigend entgegen. Er stand reglos da, mit unbewegtem Gesicht, aber einem Ausdruck in den Augen, der Adam schaudern ließ.

Dann erkannte er ihn.

Er blieb abermals stehen. Das Absurde war, daß er nicht wirklich Angst hatte. Er war nicht einmal wirklich erschrocken, obwohl er es hätte sein müssen - denn das Gesicht unter der Kapuze war sein eigenes. Es war nicht wirklich wie ein Blick in den Spiegel. Der Mann, dem er gegenüberstand, war er, aber zugleich auch wieder nicht. Die scheinbar so vertraut anmutenden Züge hatten mehr gesehen als er. Das Leben, das dieser unheimliche Zwilling gelebt hatte, war ungleich härter und entbehrungsreicher gewesen als sein eigenes, wenn auch keinen Tag länger.

Lange Zeit stand er einfach da und versuchte, sich seiner eigenen Gefühle klar zu werden. Es gelang ihm nicht. Er kam sich vor wie in einem Traum, und wahrscheinlich war er das auch. Alles erschien ihm auf unheimliche Weise real und faßbar und zugleich so absurd, daß es einfach nicht wahr sein konnte. Er hatte einen Schritt in eine Welt getan, die jenseits der Zeit lag, jenseits dessen, was er zeit seines Lebens als Wirklichkeit bezeichnet hatte. Weit jenseits dessen, was er sich auch nur hatte vorstellen können. Er hatte überhaupt keine Angst, er war überhaupt nicht überrascht, und als die Gestalt endlich die Hand vom Zaumzeug des Pferdes löste und unter ihren zerrissenen Mantel griff, da ging

er wie ganz selbstverständlich los und näherte sich ihr bis auf weniger als einen Schritt Distanz.

Der weiße Ritter - nun, da er ihm so nahe war, konnte er erkennen, daß unter dem zerfetzten Mantel tatsächlich eine strahlend weiße Rüstung verborgen war, wie der schimmernde Panzer eines Elfenprinzen in einem Märchen - zog mit langsamem, fast zeremoniell anmutenden Bewegungen ein Schwert aus dem Gürtel. Es war eine prachtvolle, wenn auch sehr schlichte Waffe: eine mehr als armlange, doppelseitig geschliffene Klinge über einem wuchtigen Griff, dessen einziger Schmuck ein münzgroßer Stein von blaßgelber Farbe war. Langsam hob der Ritter das Schwert, dessen enormes Gewicht er gar nicht zu spüren schien, obwohl er es nur mit einer Hand hielt, und streckte es Adam entgegen.

Er zögerte noch ein letztes Mal, die Waffe zu ergreifen. Das bißchen klarer Überlegung, das ihm geblieben war, der Rest des Adams, der mit Godbold in den Wagen stieg und vermutlich jetzt noch dort saß, versuchte ihm klarzumachen, daß dies nun seine unwiderruflich letzte Chance war. Er konnte zurück, wenn er diese Waffe nicht ergriff. Berührte er sie, so ging er damit einen Pakt ein, den er nie wieder lösen konnte.

Aber das hatte er im Grunde ja längst getan.

Mit einer sehr langsam, sehr bewußten Bewegung streckte er die Arme aus und nahm das Schwert entgegen. Es war ein sonderbares Gefühl. Der Stahl war so kalt, als berühre er Eis; zugleich aber war es ihm auch, als hätte er weißglühendes Eisen angefaßt. Und es war nicht einfach nur Stahl, nicht einfach nur lebloses Metall. Was er in Händen hielt, das schien etwas beinahe Lebendiges zu sein; nicht wirklich Leben, aber zugleich auch viel mehr als leblose Materie, eher etwas dazwischen, für das er keine Worte hatte. Etwas schlummerte in dieser Waffe: ein Geist, Wissen, Erinnerungen ... vielleicht ein Bewußtsein?

Für einen Moment standen Adam und sein unheimlicher Zwilling sich reglos gegenüber. Ihre beiden Hände berührten das Schwert, nicht aber

sich gegenseitig, und als er den Blick von der Waffe hob und ins Gesicht seines Gegenübers blickte, da lief ihm erneut ein eisiger Schauer über den Rücken, denn er las etwas in den Augen seines unheimlichen Zwillings, das ihn zu Tode erschreckte. Eine Erinnerung, die noch nicht geboren war und die er nicht haben wollte. Einen so unendlich tiefen, quälenden Schmerz, der ihm ganz plötzlich und mit unerschütterlicher Sicherheit klarmachte, warum er sein früheres Leben vergessen hatte. Nicht was, aber sehr wohl daß etwas geschehen war, das zu schrecklich war, um sich daran zu erinnern.

Dann verblaßte die Gestalt. Es war so schnell vorüber, wie es begonnen hatte: Von einer Sekunde auf die nächste fand sich Adam wieder neben Godbold im Wagen sitzend. Der warme Luftstrom der Heizung, die der Einsiedler eingeschaltet haben mußte, während er schlief, strich um seine Füße und sein klammes Gesicht, und das leise Summen des Motors gab dem Heulen des Windes und dem gleichmäßigen Geräusch der Scheibenwischer einen beruhigenden Unterton.

Adam blinzelte, hob beide Hände an das Gesicht und fuhr sich über Augen und Wangen. Seine Haut fühlte sich kalt und ein wenig feucht an, als wäre er tatsächlich draußen gewesen in jener grauen, zeitlosen Welt, und seine Fingerspitzen kribbelten ein wenig. Er senkte die Hände, sah auf sie herab und stellte mit einer Mischung aus Bestürzung und Überraschung fest, daß sie naß waren.

»Bist du soweit?« fragte Godbold.

Adam hatte keine Ahnung, was er meinte, nickte aber trotzdem, und Godbold legte mit einem zufriedenen Nicken den Gang ein und fuhr los. Der Wagen rollte beinahe lautlos und mit der Zuverlässigkeit einer deutschen Luxuslimousine durch den verharschten Schnee wieder auf die Straße hinaus. Als sie die Stelle passierten, an der die unheimliche Erscheinung gestanden hatte, drehte sich Adam im Sitz herum und sah nach hinten, bis sie hinter der nächsten Straßenbiegung verschwunden war.

»Ist irgend etwas?« fragte Godbold.

Adam war nicht sicher, aber er glaubte etwas wie einen spöttischen Unterton in seinen Worten zu hören. »Nein«, antwortete er, eine Spur zu hastig und eine Spur zu überzeugt. »Ich ...«, er lächelte nervös, suchte einen Moment nach den richtigen Worten und rettete sich schließlich in ein Achselzucken. »Ich hatte einen Traum.«

»Einen Traum. So.« Godbold nickte ein paarmal. Nach einigen weiteren Sekunden des Schweigens sagte er: »Dann sieh auf den Rücksitz.« Adam drehte sich gehorsam erneut im Sitz herum und sah auf die hintere Bank.

Ein Traum? Vielleicht. Aber wenn, dann der realistischste Traum, den er jemals geträumt hatte.

Auf der hinteren Sitzbank des Mercedes lag ein mehr als armlanges, silberglänzendes Schwert, in dessen Griff ein münzgroßer Stein von der Farbe klaren Bernsteins eingebettet war.

Beatrice öffnete die Augen. »Er hat das Schwert«, sagte sie.

»Ich weiß«, antwortete Zachary. Lange, sehr lange Zeit war es still zwischen ihnen. Ein Schweigen, das sich wie etwas Körperloses in dem Wagen auszubreiten begann, der in Sichtweite des kleinen Ferienhauses abgestellt war. Endlich, sehr viel leiser, beinahe nur im Flüsterton, als rede er mit sich selbst, fuhr er fort: »Dann laß uns beginnen.«

Beatrice nahm das Telefon vom Armaturenbrett und wählte eine Nummer.

Selbst für diese Jahreszeit war es früh dunkel geworden. Sie waren eine Weile mit dem neuen Wagen spazierengefahren. Nicht so lange und so weit wie Karin, und nicht annähernd so schnell, wie Anton es gerne gehabt hätte - bevor das schlechte Wetter und das schwindende Tageslicht sie dazu zwang, in ihr neues Domizil zurückzukehren. Trotzdem waren sie nicht enttäuscht. Es war ein angenehmes Bedauern, das sie empfan-

den, denn aus dem Luxuswagen auszusteigen und ins Haus zu gehen, bedeutete nur, einen Traum gegen den nächsten zu tauschen. Genau so kam sich Karin vor: wie in einem Traum. Während des ganzen Tages hatte sie - natürlich nicht ernsthaft, aber auch nicht völlig vom Gegenteil überzeugt - halbwegs darauf gewartet, aufzuwachen und sich wieder in der kleinen Pension zu finden, in der Anton und sie vor gut anderthalb Wochen eingezogen waren. Ein verrückter Gedanke. Aber auch die Geschehnisse der letzten Tage erschienen ihr ein wenig verrückt; im positivsten Sinn des Wortes. Sie lachte ganz leise und schüttelte den Kopf, während sie das Champagnerglas hob und einen Moment lang dem Spiel der winzigen Perlen in der goldgelben Flüssigkeit folgte.

»Worüber lachst du?« fragte Anton.

»Oh, nichts«, antwortete Karin. »Ich frage mich nur, welche Überraschungen noch auf uns warten.« Sie schüttelte erneut den Kopf. »Und dabei wollte ich diesen Urlaub nicht einmal.«

»Weil er zu teuer war und wir ihn uns eigentlich nicht leisten können«, bestätigte Anton.

»Und ich es für völlig verrückt gehalten habe, trotzdem zu fahren«, fügte Karin hinzu.

»Manchmal muß man eben verrückt sein, um zu gewinnen«, sagte Anton. Er goß sich Champagner nach - das Weinregal im Keller war voll davon -, trank einen kleinen Schluck und legte Karin den Arm um die Schultern. Sie ließ sich gegen ihn sinken, schmiegte den Kopf an seine Wange und gab sich ganz dem Gefühl hin, einfach glücklich zu sein. Draußen heulte der Wind um das Haus, aber im Kamin brannte ein behagliches Feuer, und aus den Lautsprechern der Stereoanlage drang leise klassische Musik. Sie hatten einen wunderbaren Tag hinter sich. Sie hatten gut gegessen, und vor ihnen lag die Aussicht auf einen noch wunderbareren gemeinsamen Abend, dem noch eine ganze Woche in diesem unbeschreiblichen Haus folgen würde. Karin wußte plötzlich,

wie sich Aschenputtel gefühlt haben mußte.

Sie wollte gerade eine entsprechende Bemerkung zu Anton machen, als es an der Tür klopfte.

Anton sah überrascht hoch, nahm den Arm von ihrer Schulter, stand aber noch nicht auf, sondern blickte Karin fragend an. »Wer kann das sein?«

Sie zuckte mit den Schultern, setzte sich ebenfalls auf und stellte das Champagnerglas auf den Tisch. »Keine Ahnung«, antwortete sie. Mit einem Lächeln fügte sie hinzu: »Vielleicht Matthias, der uns eine weitere Überraschung bringt?«

Anton lachte, aber Karin bedauerte ihre Worte schon im gleichen Moment, in dem sie sie aussprach. Natürlich war es Unsinn - niemand außer Anton und ihr selbst hatten sie gehört -, aber sie hatte trotzdem das Gefühl, das Schicksal damit herausgefordert zu haben. Sie hatten hundertmal mehr bekommen, als sie erwartet hatten.

»Vielleicht ist ihm aber auch nur eingefallen, daß er uns den falschen Wagen gebracht hat«, sagte Anton, als hätte er ihre Gedanken gelesen, »und wir in Wahrheit einen Fiat Punto bekommen sollten.« Er lachte, stand auf und ging langsam zur Tür.

Das Klopfen wiederholte sich, kurz bevor er sie erreichte, und Karin wußte, daß es nicht Matthias war. Es war zu herrisch, zu laut und zu schnell, und irgend etwas an diesem Geräusch ... warnte sie.

»Mach nicht auf«, sagte sie.«

Anton sah sie verwirrt an. »Wieso?«

»Ich weiß nicht«, bekannte Karin. Auch sie stand auf, blieb aber hinter dem Tisch stehen. »Aber ich ...«

Sie sprach nicht weiter, und was hätte sie auch sagen sollen? Daß sie das Gefühl hatte, etwas Furchtbares würde geschehen, wenn Anton die Tür öffnete? Das war lächerlich. So ganz nebenbei war es auch die Wahrheit, aber sie wagte einfach nicht, es auszusprechen.

Es hätte auch nichts genutzt.

Anton zuckte mit den Schultern und streckte die Hand aus, um die Tür zu öffnen, doch er kam nicht mehr dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Ein einziger, harter Schlag traf die Tür, sprengte das Schloß aus der Füllung und riß sie auf. Anton taumelte, von der losgerissenen Leiste getroffen, mit einem überraschten Schmerzensschrei zurück und kämpfte mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht. Das Sektkglas flog durch die Luft und zerschellte an der Wand. Noch bevor er stürzte, drängten zwei, drei, schließlich vier ganz in Schwarz gekleidete Gestalten durch die aufgebrochene Tür, und Karin sah aus den Augenwinkeln, wie plötzlich auch hinter der Fensterscheibe im Garten schattenhafte Bewegung entstand.

Nichts von alledem jedoch nahm sie wirklich bewußt wahr. Es ging viel zu schnell. Alles schien gleichzeitig zu geschehen und mit der unaufhaltsamen Konsequenz von etwas, das sie hätte voraussehen müssen und es im Grunde auch vorausgesehen hatte. Das Schicksal machte keine Geschenke. Während Anton sich hastig und ungeschickt aufzurichten versuchte, traten die vier Männer nacheinander ins Haus. Zwei von ihnen waren mit Armbrüsten bewaffnet; archaischen Waffen in einer modernen High-Tech-Ausführung, mit denen sie auf Anton anlegten.

Karin beobachtete alles mit einer sonderbaren Distanz, als ginge sie all dieses schreckliche Geschehen nichts an und wäre nicht mehr als ein böser Traum; das Ende eines Traumes, den sie seit mehreren Tagen träumte und der jäh zum Nachtmahr umschlug. Selbst als sich die beiden Armbrüste mit einem sonderbar trockenen, peitschenden Laut entluden und Anton von zwei handlangen, gefiederten Stahlpfeilen durchbohrt zurücktaumelte und in einem Regen von Glasscherben und zersplitterndem Holz den Tisch unter sich zermalmte, spürte sie nicht wirklich Angst. Sie stand da wie gelähmt, blickte die Männer in den makellosen schwarzen Anzügen aus großen Augen und ohne zu atmen an und machte keine Bewegung, um sich zu wehren oder auch nur

davonzulaufen.

Nicht einmal, als die beiden Armbrüste erneut geladen und unmittelbar darauf auf sie abgefeuert wurden.

»*Halt!*«

Godbold trat so hart auf die Bremse, daß Adam im Sitz nach vorne geworfen wurde und der Wagen auf der vereisten Fahrbahn ein wenig ausbrach. Er sagte kein Wort, obwohl der Klang von Adams Stimme selbst bei sehr viel gutem Willen als nichts anderes denn als Panik gewertet werden konnte, sondern sah ihn nur mit gespannter Aufmerksamkeit an. Seine Finger umschlossen das Lenkrad des Mercedes so fest, daß das Blut aus seinen Knöcheln wisch. Und an seiner auf den ersten Blick dicklichen, wenn nicht gar schwerfällig wirkenden Gestalt war plötzlich rein gar nichts Gemütliches mehr. Der Wagen hatte sich im Ausbrechen so gedreht, daß Adam Godbold für einen Moment nur als tiefenlosen Schattenriß gegen die helle Sonne sah, und aus irgendeinem Grund machte ihm diese Silhouette beinahe Angst.

Er verscheuchte den Gedanken. »Tot ...«, murmelte er.

Godbold runzelte flüchtig die Stirn. »Tot? Wer ist tot?«

Adam konnte diese Frage nicht beantworten. Er wußte nicht einmal, warum er das Wort ausgesprochen hatte, aber es hallte ein paarmal hinter seiner Stirn nach, und dieser Nachhall gab dem Wort etwas Unheimliches. Etwas, das ihm mehr Gewicht verlieh, als es haben sollte.

»Irgend etwas ... ist passiert.«

»Wo?«

»Im ... Haus.« Die Worte nahmen erst in dem Moment Gestalt an, in dem er sie aussprach. Er konnte Godbolds Fragen beantworten, wußte aber nicht, wieso. Und der Sinn dieser Antworten wurde ihm erst klar, als er sie selbst hörte. Godbold legte den Gang ein und setzte dazu an, den Wagen auf der schmalen Straße zu wenden, aber Adam schüttelte rasch den Kopf und legte ihm die Hand auf den Arm.

»Nicht bei uns. Bei ... ihnen.« Er deutete mit der anderen Hand nach vorne in das allmählich verblassende Licht der Dämmerung hinein.

»Die jungen Leute.«

Für einen kurzen Moment verlor Godbold nun doch die Kontrolle über seine Züge. Er wirkte bestürzt und auf eine verbitterte Art erschrocken, als hätte er etwas erfahren, das ihn nicht wirklich überraschte, wohl aber zutiefst schmerzte.

Dann nickte er grimmig, legte abermals den Gang ein und fuhr los. Das Wetter wurde immer schlechter, während sie sich dem Berggrat näherten und der gewundenen Straße auf der anderen Seite wieder ins Tal folgten. Der Schneesturm aus seinem Traum schien Adam nun eingeholt zu haben, und das Licht schwand rasch. In dem immer dichter werdenden Schneetreiben waren die Scheinwerfer beinahe nutzlos, und Adam konnte spüren, wie der Wagen auf der halb vereisten, halb von Schneematsch bedeckten Straße immer öfter auszubrechen drohte. Trotzdem nahm Godbold ihre Geschwindigkeit nicht zurück, sondern schien ganz im Gegenteil immer schneller zu fahren, so daß ihre Fahrt bald nicht nur im übertragenen Sinne etwas Apokalyptisches hatte. Ganz flüchtig nur schoß Adam der Gedanke durch den Kopf, daß er Godbold als Einsiedler kannte, als Heiligen Mann, den er sich bisher allenfalls auf einem Fahrrad hatte vorstellen können, nicht am Steuer eines Wagens, der auf vereister Fahrbahn in halsbrecherischem Tempo durch einen Schneesturm raste. Zugleich aber wußte er auch mit unerschütterlicher Sicherheit, daß Godbold wußte, was er tat. Und daß diese Gefahr nicht für sie bestand.

All diese Gedanken jedoch dachte er nur am Rande, mit einem winzigen, vielleicht dem einzigen noch halbwegs klar gebliebenen Teil seines Bewußtseins. Sein Denken war erfüllt von chaotischen Bildern, von durcheinanderwirbelnden Eindrücken und Fetzen von Schreien und Gefühlen. Es war wie am vergangenen Abend, als Godbold, er und die beiden jungen Leute im Restaurant zusammengesessen hatten, nur

tausendmal schlimmer. Eine Vision von Tod, Schmerzen und Furcht, gegen die er sich nicht wehren konnte. Er registrierte kaum, wie der Wagen das Tal erreichte und immer noch schneller werdend auf die spiegelglatte Nebenstraße einbog, die in den kleinen Ort führte, in dem das Ferienhaus lag. Godbold sagte zwei- oder dreimal etwas zu ihm, aber er verstand es nicht; die Worte hatten ihren Sinn verloren.

Es war wieder geschehen.

Die rasende Fahrt dauerte eine gute halbe Stunde, von deren Verstreichen Adam kaum etwas spürte, in der die Dunkelheit den Tag aber endgültig vertrieb und sich das Wetter noch mehr verschlechterte.

Der Schneesturm war längst zu einer weißen Wand geworden, in die sie blind hineinrasten, und Schnee und Wind rüttelten wie mit unsichtbaren Fäusten am Wagen, *das Heulen der Wölfe mischte sich in das Geräusch des Windes, und verborgen in diesem Geräusch, noch weit entfernt, aber näherkommend, hörte er den dumpfen, hämmерnden Hufschlag der Pferde, fünf oder sechs, vielleicht auch mehr, die unter dem Gewicht ihrer gepanzerten Reiter schnaubten und auf dem hartgefrorenen Boden ebensolche Mühe hatten zu galoppieren wie sein eigenes Tier, und -* Adam schrak hoch, sah sich verwirrt um und begegnete abermals Godbolds angespanntem Blick, in dem eine Art von Aufmerksamkeit lag, die ihn erschreckte.

»Was hast du?« fragte Godbold.

»Nichts«, murmelte Adam. Er schüttelte den Kopf, um seine Worte zu bekräftigen, spürte aber selbst, daß er ihnen damit eher noch auch den letzten Rest von Glaubwürdigkeit nahm.

»Traum?« fragte Godbold.

Adam ersparte es sich, zu antworten. Statt dessen sah er nach vorne und versuchte, im wirbelnden Tanz der Schneeflocken im Scheinwerferlicht wenigstens die Straße zu erkennen. Es gelang ihm nicht.

Es war ein Fehler, den Kopf zu drehen und nach rechts zu blicken. Der Waldrand flog so rasch an ihnen vorüber, daß ihm fast schwindelig

wurde und ihm ihre halsbrecherische Geschwindigkeit eigentlich zum erstenmal wirklich zu Bewußtsein kam. Er ersparte sich jede entsprechende Bemerkung, fragte aber: »Wie weit ist es noch?« »Nicht mehr weit«, antwortete Godbold. Nach einer Sekunde und leiser fügte er hinzu: »Aber wir werden zu spät kommen.«

Adam glaubte nun zumindest zu erahnen, wo sie sich befanden. Auch diese Erinnerung gehörte zu dem Leben - zu einem von vielen? -, das er vergessen hatte, aber er wußte nun, daß er oft hier gewesen war. Das Haus, in dem ein anderer Adam bis vor einer Woche gelebt hatte, war nur eine halbe Stunde entfernt.

Es begann wieder. Er war wieder auf der Flucht. Vor seinen Feinden, aber am meisten vielleicht vor sich selbst.

Godbold trat hart auf die Bremse, ließ den Wagen in einem Manöver, das jeden Rennfahrer vor Neid hätte erblassen lassen, praktisch auf der Stelle herumschleudern und jagte mit durchdrehenden Reifen die Zufahrt zum Haus hinauf. Es tauchte erst aus der Nacht und dem Schneegestöber auf, als sie es fast erreicht hatten. Godbold bremste hart, brachte den Wagen in einer Wolke aus aufstöberndem Schnee und spritzendem Kies zum Stehen und riß die Tür auf, noch bevor sie ganz angehalten hatten. Adam sprang auf der anderen Seite aus dem Wagen.

Die Tür des Hauses stand offen. Sie sahen schon von weitem, daß sie gewaltsam aufgebrochen worden war. Ein Teil des Türrahmens war aus der Füllung gesprengt worden, und der Sturm hatte Schnee ins Haus geweht, der zu einer schmutzigen Pfütze geschmolzen war. Godbold schrie ihm abermals etwas zu, das er nicht verstand - vielleicht eine Warnung -, und Adam warf sich mit einem gewaltigen Satz durch die Tür, wirbelte in der gleichen Bewegung herum und nahm eine geduckte, sprungbereite Haltung ein. Die Arme halb ausgebreitet und jeder Muskel im Körper zum Zerreißen angespannt, war er auf jeden Angriff, jede Überraschung vorbereitet. Ein winziger Teil von ihm wunderte sich über seine eigene Reaktion, über die Selbstverständlichkeit, mit der er

aus der Haut des Industriemagnaten und Kunstmäzens in die eines Kriegers geschlüpft war, doch dieser Teil wurde immer leiser und immer unwichtiger.

Aber es gab nichts, wogegen er hätte kämpfen müssen.

Das Zimmer war verwüstet, die Möbel waren umgeworfen und zertrümmert, der Inhalt der Schränke herausgerissen und auf dem Boden verstreut. Der Wind ließ die Lampe unter der Decke schaukeln, so daß Millionen winziger Schatten wie rauchige Tierchen lautlos durch das Zimmer huschten und die Illusion von Bewegung schufen, wo keine war, und in der Luft lag der intensive Geruch nach Tod. Die einzige menschliche Gestalt, die Adam im ersten Moment sah, war die Antons, der verkrümmt und mit dem Gesicht in einer Pfütze aus geschmolzenem Schnee, der sich langsam hellrosa zu färben begann, auf der Seite lag. Er trug einen blutdurchtränkten Rollkragenpullover, aus dessen Brust die gefiederten Schäfte zweier kleinfingerdicker Stahlpfeile ragten, die sein Herz präzise im Abstand von fünf Zentimetern durchbohrt hatten. Er mußte auf der Stelle tot gewesen sein.

Adam lauschte gebannt. Der Wind heulte immer lauter um das Haus. Er hörte Godbolds Schritte, die hinter ihm hereinstürmten und dann abrupt abbrachen, aber darüber hinaus war das Haus vollkommen still. Wer immer für diesen Mord verantwortlich war, er war nicht mehr hier.

»Mein Gott«, flüsterte Godbold. Mit zwei raschen Schritten trat er an Adam vorbei und kniete neben dem Toten nieder. Sein Gesicht war wie versteinert. Der Ausdruck darauf schwankte irgendwo zwischen Wut und hilflosem Entsetzen, doch es war auch eine Spur von Resignation darin, die Adam nicht verstand und die ihn darum vielleicht um so mehr erschreckte. Godbold hatte es selbst gesagt - sie beide hatten es gewußt! -, daß sie zu spät kommen würden. Und trotzdem schien ihn der Anblick des toten Jungen bis ins Innerste zu erschüttern.

Adam begann, sich langsam zu entspannen. Die unheimliche Kraft, die er für einen Moment gefühlt hatte, wich wieder aus seinen Gliedern,

aber etwas blieb zurück. Was immer in ihm schlummerte, war durch den Anblick des Toten und des verwüsteten Zimmers ein kleines bißchen mehr erwacht, ein kleines bißchen stärker geworden und hatte nun die Grenze überschritten, hinter der er es noch ignorieren und so tun konnte, als wäre es nicht da. Und es war etwas, das ihm angst machte. Der Krieger, in den er sich für einen Moment verwandelt hatte, das ... Etwas, das kämpfen wollte, das einen Gegner brauchte, in den es seine Krallen schlagen konnte...

Es gelang ihm, den Gedanken noch einmal zu verscheuchen, auch wenn er spürte, daß es nicht für immer, vielleicht nicht einmal für lange war. Er ging zu Godbold und dem Toten und wollte sich gerade neben ihn auf die Knie sinken lassen, als er ein Geräusch hörte: ein leises Schleifen, gefolgt von einem noch leiseren, fast unhörbaren Stöhnen, einem Laut, der fast im Geräusch des Windes unterging.

Adam hob erschrocken den Kopf und sah sich um. Anton hatte im Zusammenbrechen den Glastisch unter sich begraben und zertrümmert, und er oder die Angreifer hatten auch die Couch umgestoßen.

Das Schleifen wiederholte sich. Es kam von einem Punkt jenseits des umgeworfenen Möbelstückes.

Adam machte eine rasche Geste zu Godbold, der das Geräusch ebenfalls gehört und aufgeblickt hatte, bedeutete ihm mit Blicken, zurückzubleiben und gleichzeitig die Tür im Auge zu behalten, und trat mit vorsichtigen Schritten um die umgestürzte Couch herum.

Hinter dem Möbelstück lag eine zweite, blutüberströmte Gestalt. Karin. Sie lebte noch.

Adam war mit einem einzigen Schritt bei ihr und auf den Knien und streckte die Hände nach ihr aus, aber er wagte es nicht, sie zu berühren. Sie war auf die gleiche Weise niedergestreckt worden wie Anton - mit zwei Armbrustbolzen, die aus unmittelbarer Nähe abgefeuert worden sein mußten und präzise drei Finger breit nebeneinander ihre Brust getroffen hatten. Aber aus irgendeinem Grund war noch Leben in ihr.

Und mehr noch: Adam begriff voller Entsetzen, daß sie bei vollem Bewußtsein war und in ihren Augen, die sich vor Schmerz verschleiert hatten, war nicht nur Furcht zu lesen, sondern auch Erkennen. Sie sah ihn nicht nur an, sie wußte, wer er war und viel schlimmer: Als er ihrem Blick begegnete, da begriff er, daß all das hier nur seine Schuld war und daß sie es ganz genau wußte.

Ganz langsam streckte er nun doch die Hände aus und hob sanft Karins Schultern an. Er wollte ihr keine unnötigen Qualen bereiten, aber er glaubte doch, daß eine Berührung in ihren letzten Momenten den Schmerz, den er ihr damit zufügte, vielleicht wieder wettmachte. Sie gab keinen Laut von sich, aber ihr Blick war plötzlich sehr klar, und es war noch immer etwas darin, daß es Adam fast unmöglich machte, ihm standzuhalten.

Es war wieder geschehen.

Godbold kam um die Couch herum, erfaßte die Situation mit einem einzigen Blick und sah Adam in die Augen. Er schüttelte fast unmerklich den Kopf. Man mußte kein Arzt sein, um zu wissen, daß bei dieser jungen Frau jede Hilfe zu spät kam. Die Pfeile hatten ihr Herz durchbohrt. Adam verstand nicht, wieso sie überhaupt noch am Leben war.

Vielleicht nur, damit du ihr Sterben beobachten kannst, flüsterte eine Stimme hinter seiner Stirn, leise, dünn, aber so boshaft, daß sie wie eine rotglühende Klinge in seine Seele schnitt. Vielleicht war das alles hier nur seinetwegen geschehen, dachte er. Ein weiterer, böser Scherz eines Schicksals, das ein Spiel mit ihm trieb, dessen Regeln er immer noch nicht durchschaute.

»Warum haben sie das getan?« flüsterte er. Er sah Godbold an, obwohl er keine Antwort von ihm erwartete, und fragte noch einmal: »Warum? Warum haben sie diese Leben ausgelöscht? Sie waren so jung. Und so unschuldig.«

»Weil es ihre Art ist«, antwortete Godbold. »Sie werden alles zerstören, woran dir etwas liegt, wenn du sie läßt.«

Adam senkte den Blick. Er ertrug es nicht, noch länger in Karins Augen zu sehen und dem Verlöschen des blasser werdenden Funkens darin zu folgen. Aber er legte die linke Hand sanft auf ihr Gesicht und hielt mit der anderen ihre Finger, und auch als das rasende Hämmern ihres Pulses allmählich langsamer wurde und schließlich ganz aufhörte, ließ er ihre Hand nicht los. Er blieb reglos sitzen, während Godbold aufstand und zum Telefon ging. Und er saß auch eine halbe Stunde später noch immer in der gleichen Haltung da, als draußen das Heulen der ersten Sirene durch den Sturm drang.

Obwohl sie auf dem Weg hierher die Heizung beständig höher gedreht hatte, bis der Luftstrom, der in den Fußraum des Golf fauchte, so heiß war, daß sie es kaum noch ertrug, war Menzel bis auf die Knochen durchgefroren. Ihre Finger zitterten und schienen sich immer hartnäckiger zu weigern, ihren Befehlen zu gehorchen; das Getriebe herunterzuschalten und den Wagen behutsam um die spiegelglatt gefrorene Kurve zu lenken, kostete sie übermäßige Anstrengung, und die kleine Mühe, den Kopf zu drehen und in den Rückspiegel zu blicken, überstieg fast ihre Kräfte. Sie hatte das Gefühl, allmählich von innen heraus zu Eis zu erstarren. Dabei funktionierte die Heizung des Wagens ausgezeichnet. Das Thermometer im Armaturenbrett behauptete, daß hier drinnen mittlerweile zweiunddreißig Grad Celsius herrschten, und sie glaubte ihm.

Es lag nicht an den Temperaturen. Die waren in Ordnung. Es lag an ihr. Die Kälte kam aus ihrem Inneren, und es war eigentlich keine wirkliche Kälte, sondern ein Gefühl betäubter Lähmung, das sie erschreckte und das sie nur für Kälte hielt, weil alles andere vielleicht zu schlimm gewesen wäre, um es zuzugeben.

Behutsam schaltete sie einen weiteren Gang hinunter und dann noch einen, bis der Golf nur noch im Tempo eines gemächlichen Spaziergängers rollte. Trotzdem hätte sie um ein Haar einen der Streifenwagen

gerammt, die in heillosem Chaos vor dem Haus standen. Menzel zählte auf Anhieb fünf Polizei- und mindestens drei Rettungswagen; ein wenig viel für diesen Einsatz, vor allem wenn man bedachte, daß es eigentlich keiner mehr war. Wenn auch nur die Hälfte von dem, was ihr Bauer (mit ausgesucht vorsichtiger Wortwahl, aber auch unüberhörbarem Triumph in der Stimme) über Funk erzählt hatte, wahr war, dann gab es hier nicht mehr viel zu retten.

Wenn es stimmte ... Sie fragte sich, warum sie das dachte. Bauer hatte keinen Grund, sie anzulügen. Vielleicht, weil sie nicht wollte, daß es stimmte? Weil es bedeuten würde, daß Adam ...

Schluß.

Sie brach den Gedanken gewaltsam ab und gemahnte sich ebenso gewaltsam selbst daran, daß sie vor allem und zuallererst Polizistin war, und Adam vor allem und zuallererst das Opfer eines Verbrechens - und möglicherweise zugleich der Hauptverdächtige eines anderen. Es spielte keine Rolle, ob sie ihn mochte. Es hätte auch keine Rolle gespielt, wenn er ihr ausgesprochen unsympathisch gewesen wäre. Jedenfalls durfte es das nicht.

Und bis gestern abend hätte es das auch nicht getan. Aber diese Nacht war ...

seltsam gewesen? War das das richtige Wort? Vielleicht, und sei es nur, weil ihr jedes andere noch viel unangenehmer gewesen wäre. Sie würde später darüber nachdenken, sobald sie Zeit hatte, sich über sich selbst und ihre wahren Gefühle klar zu werden. Aber gleich, zu welchem Ergebnis sie auch kommen mochte, eines spürte sie bereits jetzt: daß die Stunden, die sie zusammen mit Adam dagesessen und geredet hatte, ihr Leben mehr und gründlicher verändert hatten als alles andere zuvor. Dieser Mann war ... *unheimlich, faszinierend, furchteinflößend, charismatisch* - von allem ein wenig, aber nichts wirklich. Was immer er wirklich sein mochte: Er glich keinem Menschen, dem sie jemals zuvor begegnet war.

Aber vielleicht jenem, den zu treffen sie tief drinnen in sich selbst immer herbeigesehnt hatte.

Sie hätte es auch auf eine einfachere Formel bringen können: Sie hatte sich in Adam verliebt. Schlagartig und ohne Wenn und Aber. Bevor sie jedoch endgültig soweit war, dies zuzugeben, hatte sie das Haus erreicht, hielt an und öffnete die Tür. Nach der tropischen Hitze, die im Wagen herrschte, kam ihr die eisige Luft draußen noch kälter vor, als sie sowieso schon war. Zugleich zitternd vor Kälte und wie in Schweiß gebadet, stieg sie aus dem Wagen und machte einen Schritt auf die offenstehende Haustür zu.

Ein junger Mann in der schmucklosen Uniform der österreichischen Gendarmerie vertrat ihr den Weg und hob gewichtig den Arm. »Bitte verzeihen Sie«, sagte er, »aber für die Presse ist -«

Menzel zückte ihre Dienstmarke und brachte den sichtlich überraschten Burschen damit mitten im Wort zum Verstummen. Sein Blick verriet ihr mehr, als es jede Erklärung gekonnt hätte: Eine halbe Sekunde lang sah er überrascht von der kleinen Bronzemark in ihr Gesicht und wieder zurück, dann wandte er den Kopf und blickte mit unübersehbarer Verwirrung zum Haus. So viel zu der Frage, dachte sie, ob Bauer schon hier war - und wie er sich aufführte. Sie beschleunigte ihre Schritte. Die Kälte begann immer quälender zu werden, aber sie sparte sich trotzdem die Mühe, den Mantel zu schließen; es hätte mehr Zeit in Anspruch genommen, als sie brauchte, um das Haus zu erreichen.

Als sie eintrat, sah sie im allerersten Moment nichts als das - zumindest für einen Außenstehenden - übliche Durcheinander, das am Tatort eines Verbrechens immer kurz nach dem Eintreffen der Polizei herrschte: Mindestens ein Dutzend Beamten waren hektisch mit allen möglichen geheimnisvollen Dingen beschäftigt, Blitzlichter zuckten, Maße wurden genommen, gedämpfte Stimmen murmelten in kleine Diktiergeräte, zwei Männer in orangeroten Jacken wuchteten einen mit weißem Tuch abgedeckten Körper auf eine Bahre. Inmitten dieses wimmelnden

Durcheinanders stand Bauer wie ein Fels in der Brandung, wie immer trotz der vorgerückten Stunde und der Hast, in der er hierhergeeilt sein mußte, tadellos gekleidet und so perfekt frisiert, als käme er geradewegs aus einem Schönheitssalon, und redete mit nicht sehr lauter, aber unüberhörbar autoritärer Stimme auf Adam ein, der mit steinernem Gesicht vor ihm stand und ins Leere starnte.

Menzel erschrak bis ins Innerste, als sie ihn sah.

Adams Gesicht war grau. Er blickte genau in ihre Richtung, aber sie war sicher, daß er sie in diesem Moment nicht erkannte. Seine Haltung war verkrampt, als litte er Schmerzen, und als sie weiterging, gewahrte sie zu ihrer Bestürzung einen großen, dunkel eingetrockneten Blutfleck auf seiner Jacke.

»... noch einmal«, sagte Bauer gerade. Seine Stimme war jetzt nur noch eine Nuance davon entfernt, wirklich zu schreien. »Wieso waren Sie die ersten hier? Und wie kommt das Blut an Ihre Jacke?«

Adam reagierte auch jetzt nicht, sondern starnte weiter ins Leere. Seine Hände hatten sich so fest zu Fäusten geballt, daß das Blut daraus gewichen war. An seiner Stelle jedoch antwortete Godbold: »Das habe ich Ihnen schon fünfmal gesagt. Wir sind gekommen, um uns davon zu überzeugen, daß ihnen der Wagen gefällt. Und das Blut stammt von der Toten. Adam hat versucht, ihr zu helfen, aber wir sind zu spät gekommen.« Er schüttelte mit finsterem Gesichtsausdruck den Kopf. »Nur ein paar Minuten. Wären wir einen Augenblick eher hiergewesen, hätten wir es vielleicht noch verhindern können.«

Ich glaube Ihnen kein Wort«, sagte Bauer abfällig. »Und der Haftrichter wird das auch nicht. Wenn Sie sich nichts Besseres einfallen lassen, muß ich Sie festnehmen.« Seine Stimme klang nicht so, als ob er dies bedauern würde. Ganz im Gegenteil.

»Ach?« sagte Godbold. »Und weshalb?«

»Wegen -«

»Halten Sie die Klappe, Bauer«, sagte Menzel ruhig.

Bauer verstummte tatsächlich mitten im Wort, aber nur, um mit einer erstaunlich schnellen Bewegung auf dem Absatz herumzufahren und zu einer nun wirklich gebrüllten Antwort anzusetzen. Dann erkannte er sie, und die Wut auf seinem Gesicht wich zuerst Verblüffung, dann einem anderen, wenn auch kaum weniger heftigen Zorn.

»Kommissarin Menzel!« sagte er überrascht. »Aber wieso -«

»Wieso schalten Sie nicht einfach Ihr Mundwerk ab und Ihr bißchen Gehirn ein und verschwinden einfach?« unterbrach ihn Menzel. Ihre Stimme klang müde, und genauso fühlte sie sich auch. Sie wußte selbst nicht genau, warum sie so mit Bauer sprach; ihr ohnehin kompliziertes Verhältnis zueinander würde dadurch nicht besser werden, das war ihr klar. Ganz im Gegenteil. Bauer tat nur seine Arbeit. Sie hatte nicht nur keinen Anlaß, sondern im Grunde gar kein Recht, so mit ihm umzuspringen. Möglicherweise lieferte sie ihm gerade den Hebel, nach dem er seit Jahren vergeblich gesucht hatte, um sie von ihrem Stuhl herunter- und sich selbst hinaufzubefördern. Es war ihr gleich.

»Bitte verzeihen Sie«, fuhr Bauer verwirrt fort. »Ich verstehe nicht ganz ... Es hat hier zwei Tote gegeben, und diese beiden da sind -«

»Verschwinden Sie endlich, Bauer«, unterbrach ihn Menzel. »Gehen Sie nach draußen und tun Sie etwas Nützliches. Zählen Sie die Schneeflocken, oder verhören Sie ein paar Hasen.«

Für eine Sekunde flammte in Bauers Augen beinahe so etwas wie nackte Mordlust auf. Er straffte sich, wodurch er Menzel noch weiter überragte als ohnehin, dann begann er mit bewußt ruhiger, selbstbewußter Stimme: »Kommissarin Menzel. Ich weise Sie darauf hin, daß diese beiden Männer im Augenblick als dringend tatverdächtig einzustufen sind. Mir scheint, daß Ihre Objektivität -«

»Darf ich etwas dazu sagen?« fragte Godbold.

Bauer drehte den Kopf und blickte ihn böse an.

Ungefähr eine Sekunde lang. Dann erlosch etwas in seinem Blick. Zorn, Überheblichkeit und verhaltener Triumph verschwanden und machten

einem Ausdruck von Hilflosigkeit Platz, den Menzel nicht verstand und der sie erschreckt hätte, hätte sie sich gestattet, über seinen Grund nachzudenken. So sah sie nur einfach verblüfft zu, während der korpulente Engländer mit sanfter Stimme fortfuhr: »Kommissarin Menzel weiß sehr wohl, was sie tut. Sie verfügt über Informationen, die Sie nicht haben, Herr Bauer. Akzeptieren Sie das einfach.«

»Sicher«, sagte Bauer.

Godbolt nickte. Er wirkte sichtlich zufrieden, wenn auch ein ganz kleines bißchen angespannt. »Dann sollten Sie jetzt hinausgehen und einige der Polizeibeamten verhören, die als erste hier eingetroffen sind. Überprüfen Sie ihre Aussagen noch einmal. Vielleicht haben sie ja etwas gesehen, was uns entgangen ist.«

»Das ist eine ausgezeichnete Idee«, antwortete Bauer. Ohne ein weiteres Wort, ja, ohne das allergeringste Zögern, drehte er sich auf dem Absatz herum und verließ das Haus.

Menzel sah ihm verblüfft nach, ehe sie sich an Godbold wandte: »Wie haben Sie das gemacht?«

Godbolt lächelte noch breiter. »Ein simpler Trick, meine Liebe. Ich habe einfach an seine Vernunft appelliert. Sie wären überrascht, wenn Sie wüßten, bei wie vielen Menschen das funktioniert.«

Menzel glaubte ihm kein Wort. Aber der Eremit machte auch nicht den Eindruck, als ob er gewillt sei, ihre Frage wirklich zu beantworten. Außerdem spielte das im Moment wohl die allerkleinste Rolle. Sie bombardierte Godbolds Lächeln noch zwei oder drei Sekunden lang weiter mit durchdringenden Blicken, ohne es auch nur erschüttern zu können, geschweige denn zu durchbrechen, dann wandte sie sich wieder Adam zu.

Ein einziger Blick in sein Gesicht reichte, um sie das kurze Intermezzo mit Bauer auf der Stelle vergessen zu lassen. Seine Augen blickten noch immer direkt durch sie hindurch, aber sie erkannte jetzt, daß sie sich geirrt hatte: Was sie für Leere hielt, das war erfüllt von einem unendlich

tiefen Schrecken. Er blickte nicht ins Nichts, sondern in ein Chaos aus Schmerz und Furcht, das sie erschauern ließ, obwohl sie nur einen schwachen Hauch davon wirklich wahrnahm. Sie fragte sich nicht, was er sah; sie wollte es nicht wissen, um nichts auf der Welt.

»Es ... tut mir so leid«, flüsterte sie. Ohne daß die Bewegung ihrem bewußten Willen entsprungen wäre, streckte sie den Arm aus und legte die Hand auf seinen Unterarm. Menzel schauderte, als sie spürte, wie kalt seine Haut war und wie schnell sein Puls ging. Sie mußte an das Gefühl unheimlicher Kälte denken, das sie auf dem Weg hierher gequält hatte.

Irgendwie schien die Berührung den Bann gebrochen zu haben, der von Adam Besitz ergriffen hatte. Er blinzelte, machte einen tiefen, seufzenden Atemzug und sah dann fast verwirrt auf ihre Hand herab, die noch immer auf seinem Arm lag. Menzel zog die Hand mit einer hastigen Bewegung zurück. Zugleich wurde auch sie sich ihrer Umgebung wieder deutlicher bewußt. Bauer war zwar nicht mehr da, aber ihr kurzer Disput war natürlich nicht ungehört geblieben, und ihr war klar, daß alle sie anstarrten.

»Ich weiß, daß es kein guter Moment ist«, sagte sie, ein wenig lauter, als nötig gewesen wäre, und in bewußt sachlichem Tonfall, »aber ich muß Ihnen ein paar Fragen stellen. Fühlen Sie sich in der Lage, sie zu beantworten?«

Adam nickte, aber Menzel war nicht einmal sicher, ob er ihre Frage überhaupt verstanden hatte oder die Bewegung nur eine Reaktion auf den Klang ihrer Stimme war. Sie machte eine Kopfbewegung zu einer offenstehenden Tür zur Linken, die offensichtlich in die Küche führte. Auch dort brannte Licht, aber der Raum war leer. »Gehen wir dort hinein. Dort ist es ein wenig ruhiger.«

Godbold schenkte ihr ein warmes, fast dankbar anmutendes Lächeln, sagte jedoch ebenfalls nichts, sondern folgte Adam und ihr wortlos.

Menzel widerstand nur mit Mühe der Versuchung, die Tür hinter sich zu

schließen, als sie die Küche betrat. An sich wäre das ganz normal gewesen, aber nach dem, was gerade zwischen ihr und Bauer vorgefallen war, war es vielleicht besser, die Gerüchteküche nicht noch selbst weiter anzuheizen.

»Ich nehme an, ich soll jetzt eine Aussage machen«, sagte Adam, als sie endlich allein waren.

Menzel warf einen raschen Blick in den Wohnraum zurück. Alle dort taten so, als wären sie emsig beschäftigt, aber natürlich wußte sie, daß sie hauptsächlich damit beschäftigt waren, die Ohren zu spitzen und verstohlene Blicke hier herein zu werfen. Aber plötzlich war es ihr egal.

»Ja«, sagte sie, drehte sich herum und schloß mit einer energischen Bewegung die Tür. Dann ging sie zu Adam zurück. Weiter, als nötig gewesen wäre. Sie stand so dicht vor ihm, daß sie seinen Atem spüren konnte, und sie war sich seiner Nähe so körperlich bewußt, daß sie ihn beinahe umarmt hätte. Ein Gefühl grenzenlosen, überwältigenden Mitleids machte sich in ihr breit.

»Es tut mir so leid um deine Freunde«, sagte sie. Ihre Stimme bebte.

»Sie waren nicht meine Freunde«, sagte Adam leise.

Menzel sah ihn fragend an. Auch sie hatte die beiden Opfer kaum gekannt. Sie hatte sie nur zweimal flüchtig gesprochen, um ihre Aussagen aufzunehmen, aber sie spürte den Schmerz, den ihr Tod Adam bereitete, mit fast körperlicher Intensität. Trotzdem fuhr er fort: »Ich kannte sie kaum.« »Aber du -«

»Es ... war schon zu spät als ich es gesehen habe«, murmelte Adam. Sein Blick begann sich wieder auf jenen imaginären Punkt in einem Universum der Furcht zu richten, und Menzel ergriff rasch seine Hand, um ihn zurückzuhalten. Es half. Seine Augen klärten sich wieder, doch in seiner Stimme war noch immer ein dumpfer, wühlender Schmerz, als er fortfuhr: »Ich hätte es verhindern müssen. Es wäre meine Pflicht gewesen, es zu verhindern. *Es darf nicht wieder geschehen. Nie mehr!*«

»Adam!« sagte Godbold laut. Seine Stimme klang alarmiert.

»Das ist Unsinn«, sagte Menzel. »Du bist nicht dafür verantwortlich. Du hättest nichts tun können!«

»Doch«, widersprach Adam. »Ich hätte es gekonnt, und ich hätte es gemußt. Du ... du kannst das nicht verstehen, aber -«

»Dann erkläre es mir«, unterbrach ihn Menzel. »Sag mir endlich die Wahrheit. Ich ... ich stehe auf deiner Seite, Adam. Ich will dir helfen! Aber das kann ich nur, wenn ich endlich weiß, was hier überhaupt geschieht. Wer ...« Sie stockte einen Moment, dann sprach sie etwas aus, das erst in dem Moment, in dem sie die Worte formulierte, für sie selbst Wahrheit wurde - auch wenn es das im Grunde die ganze Zeit über schon gewesen war. »... wer du bist.«

»Wer ich bin?« Adams Lippen wurden zu einem schmalen, blutleeren Strich. »Ich wollte, ich wüßte es. Großer Gott, ich ... ich gäbe alles darum, es zu wissen!«

»Adam!« sagte Godbold noch einmal. In seiner Stimme war etwas, das an Panik grenzte, fand Menzel. Mit einer abrupten Bewegung fuhr sie zu dem Eremiten herum und gewahrte den gleichen Ausdruck in seinen Augen. Die Polizistin in ihr meldete sich zum erstenmal seit einer ge raumen Weile wieder, aber mit Nachdruck.

»Warum fragen wir nicht ihn?« fragte sie. »Ich bin sicher, er weiß es. Das ist doch so, oder?«

Der letzte Satz war direkt an Godbold gerichtet, der seinen Blick nun widerwillig von Adams Gesicht löste und sie direkt ansah. Irgend etwas war in seinen Augen, das Menzel schaudern ließ; vielleicht dasselbe, was Bauer erblickt hatte, kurz bevor er seinen Zorn - und alles andere dazu - vergaß und hinausging, um die Schneeflocken zu zählen. Trotzdem hielt sie ihm stand.

»Was soll ich nur mit euch beiden machen?« fragte er seufzend. »Ihr beide befindet euch in großer Gefahr - und ich werde vielleicht nicht immer da sein, um euch zu beschützen.«

»Dann verraten Sie uns endlich, was hier gespielt wird!« fuhr Menzel

auf. Plötzlich wurde sie wütend. »Verdammt, verstehen Sie doch endlich! Ich stehe auf Ihrer Seite, Ihrer und Adams. Ich weiß selbst nicht, warum - ich muß völlig den Verstand verloren haben ... aber ich will Ihnen helfen! Sie haben Bauer erlebt! Glauben Sie denn, er ist der einzige, der zwei und zwei zusammenzählt und auf vier kommt? Ich kann ihn vielleicht zum Schweigen bringen, aber nicht alle, die bald anfangen werden, Fragen zu stellen! Was geht hier vor? Wer hat diese beiden jungen Leute umgebracht und warum?« »Das ist -«

Adam hob die Hand und brachte Godbold damit zum Schweigen. »Laß gut sein, mein Freund«, sagte er. »Es wird Zeit, daß Sie die Wahrheit erfährt.«

»Die Wahrheit?« Godbold schnaubte. »Du weißt sie doch selbst nicht!« Er klang wütend. Nein - nicht wütend. Bestürzt. Fast entsetzt.

»Dann wird es vielleicht Zeit, daß wir sie gemeinsam herausfinden, nicht wahr?« antwortete Adam. In seiner Stimme lag eine Entschlossenheit, der Godbold nicht mehr zu widersprechen wagte. Doch als Menzel darauf wartete, daß Adam fortfuhr, wurde sie enttäuscht.

»Nicht hier«, sagte er. »Nicht jetzt. Da ist ... vieles, über das ich nachdenken muß. Komm später zu mir nach Hause. Sobald du hier fertig bist.«

»Das wird eine Weile dauern«, antwortete Menzel. Sie hatte Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen.

Adam machte eine wegwerfende Geste. »Das spielt keine Rolle. Ich werde auf dich warten.«

5

»Gut gemacht«, sagte Beatrice lächelnd. Sie drehte sich langsam auf dem Fahrersitz des betagten Mercedes herum und sah Zachary an. Ihre schwere Pelzkleidung raschelte, und das Geräusch schien noch einen Moment anzudauern, als wäre das Kleidungsstück von eigenem, unheimlichem Leben erfüllt. Wahrscheinlich war es das, dachte Zachary. »Aber worauf warten wir?«

»Mein Bruder hat die Nachricht bekommen, nehme ich an«, antwortete Zachary. »Und ich müßte mich sehr in ihm täuschen, wenn er sie nicht verstanden hätte.«

Beatrice nickte. Die Bewegung wirkte mehr als nur ein wenig ungeduldig. Mit einer fahriegen Geste deutete sie in die Nacht hinaus, in der die Rücklichter des Wagens allmählich zu verblassen begannen; wie zwei glühende Sterne, die vom Himmel gefallen waren und nun in den Tiefen eines lichtlosen Ozeans versanken. »Ja. Und wenn nicht er, dann dieser alte Narr. Aber worauf warten wir? Er hat das Schwert bei sich!«

»Ich weiß, meine Liebe«, erwiderte Zachary. »Aber das Schwert interessiert mich nicht. Nicht jetzt.«

»Nicht?« Beatrice blinzelte verwirrt. »Aber du -«

»Es wird uns nicht davonlaufen«, unterbrach sie Zachary. »Im Augenblick gibt es etwas, das mich sehr viel mehr interessiert. Und weißt du, warum?« Er legte eine Kunstpause ein. »Weil es meinen Bruder mehr interessiert als das Schwert.«

Beatrice überlegte einen Moment angestrengt. Dann machte sich ein Ausdruck von Verblüffung auf ihren Zügen breit. »Die ... Frau«, sagte sie zögernd.

»Ganz recht, mein Goldstück«, antwortete Zachary. Er versuchte, einen anerkennenden Gesichtsausdruck aufzusetzen. »Ich muß mich wundern.

Du beginnst allmählich beinahe wie ein Mensch zu denken.«
»Und ich dachte immer, ich wäre die Grausamere von uns beiden«, seufzte Beatrice.
»So kann man sich täuschen.«

»Du mußt vollkommen den Verstand verloren haben!« Godbold schlug mit der geballten Faust auf das Lenkrad; mehrmals hintereinander und so heftig, daß Adam einen Moment lang nicht sicher war, ob es der Belastung noch lange standhalten würde. Der Wagen reagierte mit einem störrischen Hüpfer auf der spiegelglatt gefrorenen Fahrbahn, den Godbold - zumindest für einen Mann, der angeblich keinerlei Erfahrung mit der modernen Technik hatte - erstaunlich routiniert ausglich.

»Was ist in dich gefahren?!« polterte er weiter. »Was muß noch passieren, bis du endlich aufwachst?«

»Vielleicht genau das«, antwortete Adam. »Vielleicht sollte ich allmählich aufwachen.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?« fragte Godbold mißtrauisch.

»Das Ganze ist ein Alptraum«, murmelte Adam. »Und ich bin nicht einmal sicher, ob ich der Träumer bin, oder nur eine Figur darin. Es wird Zeit, daß ich mir Gewißheit verschaffe.«

»Indem du irrsinnige Risiken eingehst?«

»Tue ich das?«

Godbold antwortete auf seine ganz eigene Art - er gab noch mehr Gas, wodurch der Wagen nunmehr vollends zu einem Schlitten zu werden schien, dessen Räder den Boden kaum noch berührten. Vielleicht hatte er vor, Adams vermeintliche Unverwundbarkeit noch einmal gründlich auf die Probe zu stellen. Schließlich sagte er kopfschüttelnd: »Du hast ja keine Ahnung, worauf du dich einläßt.«

»Dann sag es mir endlich!« schnappte Adam. Er war wütend, und er hatte keine Lust mehr, länger so zu tun, als wäre er es nicht. Wütend auf Godbold. »Ich bin es leid, mit Andeutungen abgespeist zu werden. Mit

Träumen und Trugbildern. Wenn du wirklich der bist, der zu sein du behauptest, dann sag mir in Gottes Namen endlich, wer ich bin!«

»Das darf ich nicht«, antwortete Godbold. »Und selbst, wenn ich es dürfte - ich könnte es nicht einmal.«

»Was soll das heißen?« Es war Adam gleich, ob sie im Straßengraben landeten oder auf dem Mond - er griff Godbold ins Lenkrad und zwang ihn, den Wagen in einem halsbrecherischen Manöver anzuhalten. Godbold fluchte auf eine Art und Weise, die seinem gottesfürchtigen Image einen gewaltigen Abbruch getan hätte, wäre irgend jemand dagewesen, um es zu hören, aber als er sich schließlich zu Adam herumdrehte, war auf seinem Gesicht kein wirklicher Zorn.

»Es ist die Wahrheit, Adam«, sagte er eindringlich. »Mir geht es nicht sehr viel anders als dir. Auch ich erinnere mich nicht an alles. Nicht einmal an vieles.«

»Aber an mehr als ich.«

»Etwas«, gestand Godbold. »Aber es ist ...« Er brach ab, suchte einen Moment lang sichtbar nach Worten und schüttelte dann den Kopf. »Wie soll ich etwas erklären, was nicht zu erklären ist? Es gibt Mächte im Universum, Adam, die sind ... größer als wir. Älter.«

»Ich will keine Predigt hören.« Adams Stimme klang fast drohend.

»Und ich will keine halten«, erwiderte Godbold. »Ich spreche nicht von Gott. Vielleicht handeln wir in seinem Auftrag, vielleicht nicht - aber ich glaube, daß wir auf der richtigen Seite stehen.«

»Auf welcher Seite?«

»Es ist die uralte Geschichte, Adam«, antwortete Godbold. »Der Kampf zwischen Licht und Schatten, Gut und Böse ... nenn es, wie du willst. Ich glaube nicht, daß wir jemals wirklich verstehen können, worum es in diesem Kampf geht. Es ist der große Plan. Er ist größer als diese Welt. Vielleicht größer als die Schöpfung selbst. Nur die wenigsten Menschen wissen, daß es ihn überhaupt gibt, und von diesen wenigen haben noch sehr viel weniger jemals eine Ahnung davon gehabt, wie er

aussehen mag. Aber manchmal, Adam, manchmal werden einige dieser Menschen dazu ausersehen, ein Teil dieses Planes zu sein.«

»Ausersehen? Oder verdammt?«

»Vielleicht ist das kein Unterschied«, antwortete Godbold ernst. »Dein Bruder und du, ihr seid mehr als feindliche Brüder, und es geht in eurem Kampf um mehr als nur eure Leben. Wäre es dein Tod, den Zachary will, dann würden wir jetzt hier nicht sitzen und uns unterhalten. Du mußt diesen Kampf gewinnen, ganz egal, um welchen Preis. Das ist alles, was ich dir sagen kann. Alles, was ich weiß, und alles, was ich wissen muß.«

»Sag mir wenigstens, wer ich bin«, murmelte Adam, aber Godbold schüttelte den Kopf.

»Ich darf es nicht«, antwortete er. »Du wirst dich daran erinnern, wenn die Zeit gekommen ist. So sind die Regeln.«

»Regeln?«

»Wir alle müssen uns daran halten«, bestätigte Godbold geheimnisvoll.

»Du, ich - selbst dein Bruder, obwohl es ihm wahrscheinlich schwerer fällt als dir. Akzeptiere es.«

»Und wenn ich dazu nicht bereit bin?« fragte Adam störrisch.«

»Du hast keine Wahl«, antwortete Godbold. Er legte den Gang wieder ein, ließ den Wagen jedoch nur ein winziges Stückchen rollen, ehe er noch einmal anhielt. »Nur eines noch.«

»Ja?«

Es war Godbold anzumerken, wie schwer es ihm fiel weiterzureden. Er sah Adam nicht an, als er es tat, sondern starrte in die Augen seines eigenen Spiegelbildes auf der Windschutzscheibe. »Diese Frau. Du liebst sie.«

»Unsinn«, widersprach Adam, aber Godbold schüttelte nur den Kopf.

»Du liebst sie, und sie liebt dich. Glaube nicht, daß ich das nicht verstehen kann. Wenn es etwas gibt, wonach sich ein Mensch wie du in seinem Leben sehnen muß, so ist es Liebe. An diesem Gefühl ist nichts

Falsches. Aber du darfst sie nicht Wiedersehen.«

»Wie bitte?« fragte Adam.

»Oh, ich weiß, was du sagen willst«, fuhr Godbold fort. Seine Stimme wurde leiser. Sie klang bitter. »Du meinst, das ginge mich nichts an, und damit hast du recht. Und trotzdem ist es so. Wenn du sie wirklich liebst, dann schick sie fort.«

»Aber ... aber warum denn?« Adam war nicht einmal wirklich wütend - obwohl ihn Godbolds Ansinnen eigentlich hätte wütend machen müssen. Er hatte recht: *Es ging ihn verdammt noch mal nichts an.*

Godbold seufzte. Er sah Adam immer noch nicht an. »Muß ich dich wirklich daran erinnern, was das letzte Mal geschehen ist, als du eine Frau geliebt hast?«

»Ja«, antwortete Adam. »Das mußt du.«

Godbold lächelte humorlos. »Ein guter Versuch. Aber jetzt ist nicht der Moment für Scherze, Adam. Bitte glaube mir. Wenn sie heute nacht in dein Haus kommt, dann schick sie fort. Erzähl ihr von mir aus alles, was du weißt - sie wird dir sowieso nicht glauben. Und wenn doch, ändert es nichts, denn niemand wird ihr glauben. Aber danach schick sie fort.«

Mit deutlicher Mühe löste er den Blick von seinem eigenen Spiegelbild und sah Adam nun doch an. »Denn wenn du es nicht tust, Adam, dann werden sie sie töten. Und es gibt nichts, was du dagegen tun könntest.«

Sie hatte versucht, das übliche Procedere irgendwie abzukürzen, ohne daß es allzu sehr auffiel. Trotzdem war Mitternacht lange vorbei, als sie in den weißen Golf stieg und den Motor startete, um - angeblich - zurück in die Stadt und - tatsächlich - zu Adams Haus zu fahren, das gute fünf Kilometer entfernt war; zehn Minuten, bei normaler Witterung, heute vielleicht eine halbe Stunde, wenn sie Pech hatte, auch eine ganze. Nicht, daß das einen Unterschied machte. Kommissarin Menzel wäre in dieser Nacht auch zu Adam hinausgefahren, wenn der Weg zehn Stunden betragen und mitten durch die Hölle geführt hätte. Sie mußte ein-

fach dorthin; nicht nur, weil sie Polizistin war.

Ihr kurzes Gespräch mit Adam und vor allem das, was dieser unheimliche Eremit mit Bauer getan hatte, hatte sie vollkommen verstört und trotz allem tiefer erschreckt, als sie selbst jetzt noch zugeben wollte.

Das Schlimme war, dachte sie, während sie den Zündschlüssel drehte und ungeduldig darauf wartete, daß der Motor ansprang, daß sie einfach nicht mehr wußte, was sie denken sollte, geschweige denn tun. Sie hatte vom ersten Moment an gespürt, daß mit Adam irgend etwas nicht stimmte. Aber das war wohl die Untertreibung des Jahrhunderts gewesen. Verdammt, sie wußte nicht einmal mehr genau, ob er überhaupt ein Mensch war - jedenfalls nicht in dem Sinne, in dem sie das Wort bisher benutzt hatte.

Der Anlasser drehte wimmernd durch, aber der Motor machte keine Anstalten anzuspringen. Menzel stieß einen wenig damenhaften Fluch aus, ließ den Zündschlüssel zurückschnappen und zählte in Gedanken bis zehn, um den Motor nicht zu allem Überfluß noch absaufen zu lassen, ehe sie es ein zweites Mal versuchte. Diesmal sprang die Maschine blubbernd an, gab einige nicht besonders vertrauenerweckende Laute von sich und ging wieder aus. *Deutsche Wertarbeit. Pah!*

Wütend drehte sie den Zündschlüssel erneut und gab gleichzeitig Gas, und im gleichen Moment wurde die Beifahrertür geöffnet, und ein rotgesichtiger, vor Kälte bibbernder Bauer ließ sich auf den Sitz neben ihr fallen. »Geben Sie nicht so viel Gas«, sagte er, »sonst säuft er noch ganz ab, und wir sitzen den Rest der Nacht hier fest.«

Menzel spießte ihn mit Blicken regelrecht auf, ließ aber den Zündschlüssel los. Er hatte recht. Was er nicht hatte, war irgendeine Art von Einladung ihrerseits, in den Wagen zu steigen. »Wir?« fragte sie betont. Bauer rieb die Hände vor dem Gesicht aneinander und blies hinein. »Ich bin mit einem der Streifenwagen hergekommen«, antwortete er. »Leider ist er schon weggefahren, und von den anderen fährt niemand in unsere Richtung. Sie nehmen mich doch mit in die Stadt, oder?«

Menzel zögerte. Es gab keinen Grund, Bauer nicht mitzunehmen. Das hieß - natürlich hatte sie einen Grund, einen sehr guten Grund sogar ... aber sie konnte ihm diese kleine Gefälligkeit schlecht verweigern, ohne noch mehr Mißtrauen zu erwecken. Was sie vorhin in der Küche zu Adam und Godbold gesagt hatte, entsprach leider nur zu sehr den Tatsachen. In einem Punkt waren Polizeibeamte genau wie andere Kollegen in anderen Berufen: sie tratschten gerne und entschieden zu viel. Daß dieser seltsame Adam für sie mehr war als irgendein Opfer oder auch Verdächtiger in einem Kriminalfall, hatte sich längst herumgesprochen. Und die spöttischen Blicke, die sie den ganzen Abend über immer wieder gestreift hatten, waren ihr keineswegs entgangen.

»Ich ... wollte eigentlich noch nicht sofort in die Stadt zurückfahren«, sagte sie zögernd.

»Ich weiß.« Bauer zuckte mit den Schultern, drehte die Heizung voll auf und verzog das Gesicht, als aus den Lüftungsschlitzten nur ein eiskalter Hauch kam. »Ich begleite Sie auch gerne zu Adam.«

Menzel starrte ihn an. »Wie kommen Sie auf die Idee, daß ich dorthin will?«

»Ich bin Polizist«, antwortete Bauer mit einem Lächeln, das keines war. »Und außerdem Ihr Freund, auch wenn Sie das nicht wahrhaben wollen.«

»Vor allem sind Sie mein Untergebener«, antwortete Menzel kühl. »Ich mag keine Vertraulichkeiten mit Kollegen, das wissen Sie doch.«

»Aber mit Verdächtigen?«

Eine Sekunde lang war Menzel nahe daran, Bauer einfach aus dem Wagen zu werfen. Natürlich tat sie es nicht. Das hätte alles nur noch schlimmer gemacht. Sie sah ihn noch einige Augenblicke lang durchdringend an, ehe sie wieder nach dem Zündschlüssel griff und ihn erneut herumdrehte. Diesmal sprang der Motor sofort an und lief ruhig. Aber sie fuhr noch nicht los. Die Scheiben des Wagens waren beschlagen, und auf allen Fenstern hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet.

Sie lenkte den - immer noch eisigen - Luftstrom der Heizung gegen die Windschutzscheibe und ließ sich im Sitz zurückfallen.

»Was wollen Sie?« fragte sie.

»Vielleicht einfach nur mit Ihnen reden«, antwortete Bauer. Sie sah ihn nicht an, aber sie spürte seinen Blick mit fast körperlicher Intensität auf sich ruhen, und es war ein äußerst unangenehmes Gefühl. »Nicht als Kollege. Nicht als Polizist zu Polizist, sondern einfach nur als Freund.«

»Vergessen Sie's«, sagte Menzel spöttisch. »Sie sind nicht mein Typ, Bauer.«

Aber Bauer blieb ernst. »Ich weiß, daß Sie mich nicht besonders mögen«, sagte er. »Wahrscheinlich ist es meine Schuld. Trotzdem täte es mir sehr leid, wenn Sie ... irgendwie zu Schaden kämen. Die Kollegen reden bereits. Und die, die es nicht tun, denken sich ihr Teil.«

»Tun sie das denn nicht immer?« fragte Menzel.

»Nicht so«, beharrte Bauer. Damit sagte er ihr nichts Neues. »Würden Sie einen guten Rat von mir annehmen?« Er wartete die Antwort auf seine Frage nicht ab, sondern fuhr in einem Tonfall, der es Menzel fast unmöglich machte, ihm seine guten Absichten nicht zu glauben, fort: »Lassen Sie die Finger von diesem Adam. Der Bursche ist nicht koscher.«

Sie wollte auffahren. Verdammt, sie hätte auffahren sollen; Bauer steckte seine Nase in Angelegenheiten, die ihn absolut nichts angingen, und trotzdem brachte sie kein Wort heraus.

Vielleicht weil er nur genau das aussprach, was ein Teil von ihr selbst dachte. Sie war sich durchaus der Tatsache bewußt, daß sie sich wie ein Teenie Hals über Kopf in diesen gutaussehenden, geheimnisumwitterten Mann verliebt hatte, aber bis vor ein paar Stunden war sie noch der festen Überzeugung gewesen, damit umgehen zu können. Schließlich war sie Polizistin, oder nicht? Sie hatte gelernt, ihre Gefühle im Zaum zu halten und Beruf und Privatleben zu trennen.

Aber vielleicht redete sie sich das auch nur ein.

Die Heizung hatte mittlerweile ein postkartengroßes Stück der Windschutzscheibe freigeputzt, und sie fuhr los. Bauer registrierte diesen Leichtsinn, für den ihr jeder Streifenpolizist mit Recht ein saftiges Strafmandat verpaßt hätte, mit gerunzelter Stirn, beschränkte sich aber auf ein flüchtiges Kopfschütteln und fuhr mit leiser Stimme fort:

»Glauben Sie nicht, daß ich kein Verständnis hätte. Sie sind nicht die erste Polizistin, die sich in einen Verdächtigen verliebt. Mir ist es einmal ganz ähnlich ergangen.«

»Sah er gut aus?« fragte Menzel.

Bauer verzog das Gesicht. »Eine kleine Fixerin«, sagte er. »Gerade achtzehn, und schon an der Nadel. Anfangs tat sie mir einfach nur leid, aber dann wurde es mehr. Jedenfalls habe ich das geglaubt. Als ich merkte, was wirklich los war, war es fast zu spät.«

»Was war denn mit ihr los?« fragte Menzel.

»Nicht mit ihr«, korrigierte sie Bauer. »Mit mir. Ich hatte die Grundregeln unseres Jobs vergessen. Gefühle haben bei unserer Arbeit nichts verloren.«

Diese Meinung teilte Menzel nicht. Ganz im Gegenteil. Wenn es etwas gab, was Bauer ihrer Meinung nach fehlte, dann waren es gerade Gefühle. Aber sie wußte, was er meinte, und schwieg.

»Sie können ihm nicht helfen«, sagte Bauer. »Aber Sie können alles verlieren.«

»Wenn ich eine Therapie brauche, Bauer, dann gehe ich zu einem Psychologen«, sagte Menzel. Ihr Spott biß nicht. Bauer spürte genau, daß den Worten der Nachdruck fehlte. Er sagte ihr nichts Neues, sondern sprach nur aus, was sie ganz tief in sich drinnen selbst wußte.

Sie hatten die Hauptstraße erreicht, Menzel hielt kurz an und drehte die Seitenscheibe herunter, um etwas sehen zu können. Automatisch setzte sie den Blinker nach links, überlegte es sich dann aber im letzten Moment anders und bog in die entgegengesetzte Richtung ab. Bauer war kein bißchen überrascht.

»Er erwartet Sie«, sagte er.

»Er wird nicht begeistert sein, wenn ich Sie mitbringe«, antwortete Menzel. »Aber er wird Ihnen auch nicht den Kopf abreißen.« Sie zuckte mit den Schultern, gab ganz vorsichtig Gas und beschleunigte mehr, als sie feststellte, daß die Straße nicht ganz so spiegelglatt zu sein schien, wie sie befürchtet hatte. »Sie können ihm ja selbst sagen, was Sie von ihm halten. Vielleicht kann er Sie davon überzeugen, daß er mich nicht verhext hat, oder so etwas. Das glauben Sie doch, nicht wahr?«

Auch dieser Scherz ging nach hinten los. Bauer blieb ernst, und Menzel spürte, wie ihr bei ihren eigenen Worten ein eisiger Schauer über den Rücken lief, der nichts mit der äußeren Kälte zu tun hatte. Sie wollte es nicht zugeben - schon, weil es Adam gegenüber einfach unfair war - aber sie war nicht einmal sicher, daß er sie nicht verhext hatte.

Sie fuhren zehn Minuten schweigend weiter. Die Heizung nahm langsam ihren Dienst auf und begann die Winterkälte aus dem Wagen zu vertreiben. Sie kamen besser voran, als sie zu hoffen gewagt hatte - und je mehr sie sich Adams Anwesen näherten, desto mehr fragte sich Menzel, was eigentlich in sie gefahren war, Bauer mitzunehmen. Sie schien heute wirklich nicht ganz sie selbst zu sein.

Im Rückspiegel tauchte ein gelbes Scheinwerferpaar auf. Menzel warf ihm nur einen flüchtigen Blick zu, registrierte aber, daß der andere Wagen sehr schnell näher kam.

»Sie glauben wirklich, daß Adam etwas mit diesen Morden zu tun hat?«, fragte sie nach einer Weile.

»Fragen Sie mich das als Polizist oder privat?«

»Macht das einen Unterschied?«

Bauer mußte tatsächlich einige Sekunden lang über diese Frage nachdenken. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein. In diesem Fall wohl nicht. Und die Antwort ist, daß ich es nicht weiß. Aber etwas stimmt nicht mit ihm. Niemand erholt sich so schnell von einer so schweren Verletzung.«

»Das ist noch nicht strafbar«, gab Menzel zu bedenken. Sie sah wieder

in den Rückspiegel. Der andere Wagen war deutlich näher gekommen. Der Fahrer schien noch nicht mitbekommen zu haben, daß der plötzliche Wintereinbruch die Straßen in eine Eisschnellbahn verwandelt hatte.

»Sicher nicht«, sagte Bauer. »Ich frage mich nur, ob es vielleicht etwas mit allem anderen zu tun hat.«

»Wie meinen Sie das?«

Bauer zuckte wieder mit den Schultern. »Ich habe versucht, etwas mehr über diesen seltsamen Mann herauszufinden«, sagte er. »Ohne Erfolg. Er scheint mächtige Freunde zu haben. Wo immer ich versucht habe, den Hebel anzusetzen, bin ich vor eine Mauer gelaufen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder er hat Freunde in den allerhöchsten Positionen, oder es gibt ihn in Wirklichkeit gar nicht.«

Menzel lachte, aber es klang selbst in ihren eigenen Ohren nicht ganz echt.

»Aber es ist so«, beharrte Bauer. »Er ist einfach aus dem Nichts aufgetaucht. Er wird eindeutig tot aufgefunden, dann lebt er wieder, und plötzlich beginnen sich in seiner Umgebung seltsame Dinge zu tun. Beunruhigende Dinge. Menschen sterben oder lösen sich einfach in Nichts auf. Ich wundere mich, daß es Ihnen nicht schon selbst aufgefallen ist.«

»Wer sagt Ihnen das?« Wieder sah sie in den Spiegel. Das Scheinwerferpaar war jetzt ganz nahe. Der Wagen hinter ihnen fuhr mindestens doppelt so schnell wie sie. Menzel schüttelte andeutungsweise den Kopf und lenkte den Golf so weit nach rechts, wie sie es bei den schlechten Straßenverhältnissen wagte. Sie hatte keine große Lust, von einem Wahnsinnigen von der Straße gedrängt zu werden.

Bauer ignorierte ihre Frage. »Mit diesem Burschen stimmt etwas nicht«, beharrte er. »Und ich werde herausfinden, was es ist, das schwöre ich Ihnen. Ich habe das Gefühl, daß wir da einer ganz großen Sache auf der Spur sind.«

»Vielleicht hat er ja das Unsterblichkeitsserum erfunden«, sagte Menzel ironisch, aber Bauer blieb immer noch ernst.

»Warum nicht?« fragte er. »Das würde eine Menge erklären. Zum Beispiel, warum jemand über Leichen geht, um an ihn heranzukommen.« Sie holte Luft zu einer bissigen Antwort, doch in diesem Moment setzte der Wagen hinter ihnen endgültig zum Überholmanöver an, und sie hatte für die nächsten Sekunden alle Hände voll damit zu tun, nicht wirklich von der Straße gefegt zu werden. Der Wagen - ein schwarzer Mercedes älteren Baujahres - fuhr so dicht an ihnen vorüber, daß sie ernsthaft damit rechnete, den linken Spiegel einzubüßen, und die Fontäne aus hochgewirbeltem Schneematsch und Wasser, die unter seinen Hinterrädern empor sprühte, ihr für ein paar Augenblicke die Sicht nahm.

Als die Scheibenwischer die Windschutzscheibe wieder saubergewischt hatten, stieß sie eine Mischung aus einem Schrei und einem Fluch aus und trat so hart auf die Bremse, daß Bauer im Sitz nach vorne geschleudert wurde und unsanft gegen das Armaturenbrett prallte. Der Mercedes hatte eine Vollbremsung gemacht und sich keine fünf Meter vor ihnen quergestellt.

Im buchstäblich allerletzten Moment brachte Menzel den Wagen zum Stehen. Die Stoßstange des Golf war allerhöchstens noch fünf Zentimeter von der Flanke des größeren Wagens entfernt.

Ihr Herz klopfte bis zum Hals, und plötzlich begannen ihre Hände so heftig zu zittern, daß sie sie mit aller Kraft um das Lenkrad schloß. Sie registrierte kaum, wie die beiden Türen auf der anderen Seite des Mercedes aufgerissen wurden und zwei Gestalten um den Wagen herumhetzten. Aus irgendeinem Grund kam ihr gar nicht der Gedanke, daß es sich bei dem Fahrer des schwarzen Wagens um mehr als einen lebensmüden Verkehrsrowdie handeln könnte.

Jedenfalls nicht, bis es zu spät war.

Die Tür auf ihrer Seite wurde unsanft aufgerissen, und Adam streckte

den Arm herein und ergriff sie am Oberarm. »Schnell! Steig aus!« Menzel war so verwirrt, daß sie im allerersten Moment vergaß, den Anschnallgurt zu lösen. Sie versuchte auszusteigen, wurde zurückgehalten und tastete mit unsicheren Bewegungen nach dem Gurtverschluß. Bauer rappelte sich gerade neben ihr wieder hoch und preßte die Hand auf seine blutende Nase. Irgendwie brachte er das Kunststück fertig, zugleich vollkommen verständnislos wie durch und durch mißtrauisch auszusehen.

Endlich hatte sie den Gurt gelöst und kletterte ungeschickt aus dem Wagen. Adam war einen Schritt zurückgetreten und sah von ihr zu Bauer und wieder zurück. Dem Ausdruck auf seinem Gesicht war nicht zu entnehmen, ob er über Bauers Anwesenheit verärgert war oder nicht. »Was ... was ist denn los?« murmelte Menzel. »Mein Gott, du hättest uns fast umgebracht!«

»Das ... ist nicht so einfach zu erklären«, antwortete Adam zögernd. Hinter ihm trat eine zweite Gestalt um den Wagen herum, aber es war zu dunkel, um ihr Gesicht zu erkennen. »Komm schon.«

»Was soll denn diese Hektik?« beschwerte sich Bauer. Er sprach ein bißchen undeutlich, aber in seiner Stimme lag auch ein deutlich drohender Unterton. »Vielleicht erklären Sie uns freundlicherweise erst einmal, was hier gespielt wird?«

Adam ignorierte ihn. Zu Menzel gewandt sagte er: »Sie warten auf dich!«

»Wer wartet auf mich?« fragte Menzel.

Adam trat einen weiteren Schritt zurück, und gleichzeitig trat Adam aus der Dunkelheit heraus und neben sich.

Menzel riß ungläublich die Augen auf, während Bauer ein fast komisch anmutendes Quietschen hören ließ. Für eine Sekunde stand Adam in zweifacher Ausführung vor ihnen; zwei identische Spiegelbilder, gleich groß, gleich alt, gleich aussehend, nur daß der eine Adam, der, der die Wagentür geöffnet hatte, die vertraute braungraue Windjacke trug, wäh-

rend sein identischer Zwilling ganz in schwarzes Leder gekleidet war. Dann wurde es noch grotesker.

Das Gesicht der ersten Adam-Gestalt begann zu zerfließen, gleichzeitig begann sich ihre gesamte Gestalt zu verändern. Sie wurde kleiner, schlanker. Selbst die Kleidung änderte sich. Nach kaum einer Sekunde stand Menzel einer schlanken, rothaarigen Frau mit einem Gesicht gegenüber, das irgendwann einmal hübsch gewesen sein mußte, jetzt aber nur noch grausam wirkte.

Sie versuchte erst gar nicht, zu verstehen, was sie sah. Fassungslos wandte sie sich an die zweite Gestalt mit Adams Gesicht.

»Adam ...?«

»Beinahe, meine Liebe, beinahe«, antwortete Adam (*Adam?*).

»Aber ... aber ich -«

»Wer sind Sie?« fragte Bauer. Auch seine Stimme zitterte.

»Wie gesagt, beinahe«, sagte der Mann mit Adams Gesicht noch einmal. Er lachte. »Ich bin nicht Adam. Mein Name ist Zachary. Ich bin Adams böser großer Bruder.«

Adam sah zum ungefähr fünfzigsten Mal innerhalb der letzten Stunde ungeduldig auf die Uhr. Es war beinahe eins. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Menzel schnell kommen würde, aber allmählich begann er nervös zu werden. Er fragte sich, was er tun würde, wenn sie nicht kam; oder vielleicht nicht, um mit ihm zu reden, sondern um ihn festzunehmen ...

Nicht daß er davor Angst hätte. Die Mauer, die ihn halten konnten, waren noch nicht gebaut worden. Es wäre nicht das erste Mal in seinem viel zu langen Leben, daß er alle Brücken hinter sich abreißen und zu einem anderen Ort ziehen mußte, um eine neue Identität anzunehmen. Aber er hätte es noch niemals so sehr bedauert wie jetzt.

Es gab nichts daran zu rütteln: Er liebte Karin Menzel. Vielleicht zum ersten Mal seit (wie lange eigentlich? Jahrhunderten? Jahrtausenden? Er

wußte es nicht.) viel zu langer Zeit empfand er für einen anderen Menschen mehr als bloße Sympathie oder Freundschaft, sondern ein Gefühl, das ihn in seiner Tiefe und Intensität immer noch überraschte. Und er wußte, daß es ihr ebenso erging. Obwohl sie so verschieden voneinander waren, wie es nur vorstellbar schien -, spürte er in ihrer Nähe doch etwas seltsam Vertrautes; ein Gefühl, als kannten sie sich seit Jahrhunderten, nicht erst seit ein paar Tagen.

Oben im ersten Stock fiel eine Tür ins Schloß, und Godbolds Schritte polterten die Treppe hinunter. Adam unterdrückte den Impuls, sich zu ihm herumzudrehen.

Sie hatten kein Wort mehr miteinander gewechselt, seit sie zurückgekommen waren, und auch das war etwas Neues: obwohl sich Adam noch immer an kaum mehr als nichts aus ihrer langen, gemeinsamen Vergangenheit erinnerte, wußte er doch, daß es niemals zu einer offenen Meinungsverschiedenheit oder gar einem Streit zwischen ihnen gekommen wäre.

Heute hatten sie sich gestritten. Godbold mochte sein Freund sein, sein väterlicher Vertrauter und Mentor oder was-auch-immer, aber es gab Dinge, die ihn einfach nichts angingen. Auch wenn er immer noch nicht ganz sicher war, was er eigentlich war, so konnte er sich nicht erinnern, jemals das Gelübde des Zölibats abgelegt oder Godbold gar den Auftrag erteilt zu haben, über sein Liebesleben zu wachen. Nach allem, woran er sich erinnerte, war auch der Eremit kein Kostverächter. Verdammt, was bildete er sich ein?

»Hast du dich wieder beruhigt?« fragte Godbold hinter ihm; fast, als hätte er seine Gedanken gelesen. Adam war nicht einmal sicher, daß er es nicht hatte. »Ich meine, weit genug, um vernünftig mit dir reden zu können?«

Adam drehte sich widerwillig doch zu ihm herum und maß ihn mit einem langen, abschätzenden Blick. Godbold gab sich redliche Mühe, seiner Musterung gelassen standzuhalten, aber er konnte nicht verhin-

dern, daß er eigentlich nur unglücklich und zerknirscht aussah. Aus irgendeinem Grund hatte er das Schwert in der Hand, das Adam von ihrem unheimlichen Ausflug am Nachmittag mitgebracht hatte. Er deutete mit einer Kopfbewegung darauf. »Willst du mir damit Vernunft einbläuen?«

Godbold lachte. »Du hast es im Wagen liegenlassen«, sagte er.

»Ich weiß.« Adam drehte sich herum, ging zum Schrank und goß sich ein Glas Wein ein. Er hatte keinen Durst, und er hatte schon gar keine Lust auf Alkohol, aber er brauchte plötzlich einfach etwas, um seine Hände zu beschäftigen. Andernfalls hätten sie sich um Godbolds Hals verirren können. »Ich will es nicht.«

Godbold schüttelte auf eine Art und Weise den Kopf, die zugleich tadelnd wie auch beinahe verständnisvoll war, und aus irgendeinem Grund machte das Adam fast rasend. Dabei war er sich durchaus darüber im klaren, daß er unfair war. Godbold meinte es nur gut mit ihm, auch wenn er dabei ein gehöriges Stück über das Ziel hinausschoß, und er auf der anderen Seite war einfach nur frustriert und vollkommen verunsichert und suchte irgendein Ventil.

Er wollte gerade eine entsprechende Bemerkung machen, als von der Einfahrt das Geräusch eines Wagens heraufdrang. Adam drehte sich hastig herum und ging zur Tür, und im gleichen Sekundenbruchteil flog die Scheibe neben der Eingangstür in einem Scherbenregen auseinander, und etwas Kleines, Dunkles sirrte zwischen ihnen hindurch und bohrte sich genau dort in den Kaminsims, wo Adam einen Herzschlag zuvor noch gestanden hatte.

Godbold sprang mit einem Fluch zurück und duckte sich leicht, während Adam für einen winzigen Moment wie gelähmt dastand und den handlangen Stahlpfeil anstarrte, der ihn nur so knapp verfehlt hatte.

Dann reagierte er mit einer Schnelligkeit, die ihn selbst vielleicht am meisten überraschte. Blitzschnell fuhr er herum, rannte hakenschlagend und gebückt zur Tür und riß sie auf, und obwohl sich ein Teil von ihm

noch immer vollkommen fassungslos fragte, was er hier überhaupt tat, reagierte ein anderer, im Augenblick zumindest ungleich stärkerer Teil seiner Selbst noch immer so rasend schnell und richtig wie zuvor. Er begriff nicht wirklich, was er tat. Seine Bewegungen wurden nicht von seinem Bewußtsein gesteuert, sondern von etwas Älterem, viel tiefer Verwurzeltem, das für einen Moment die Kontrolle über seine Handlungen übernommen hatte; dasselbe Etwas, die gleichen, über unendlich lange Zeit antrainierten Reflexe und Instinkte, die ihn vorhin, im Haus der beiden jungen Leute, gesteuert hatten.

Als die Tür aufging, taumelte eine hochgewachsene Gestalt in einem schwarzen Anzug herein. In der Linken hielt er eine Armbrust, mit der anderen Hand versuchte der Mann gerade hektisch, einen zweiten Bolzen auf die Sehne zu legen.

Adam ließ ihm keine Chance. Mit einer einzigen, blitzartigen Bewegung schmetterte er ihm die Waffe aus der Hand, packte ihn gleichzeitig mit der anderen und warf ihn so wuchtig gegen die Wand, daß der Mann pfeifend die Luft ausstieß.

Trotzdem reagierte auch er überraschend schnell. Sein linker Arm kam hoch und versuchte das Gesicht zu decken; zugleich riß er das Knie in die Höhe, um es Adam in den Unterleib zu rammen. Adam wich dem Angriff mit einer fast spielerischen Bewegung aus, ergriff das Handgelenk des Fremden und verdrehte es mit einem kurzen, harten Ruck. Ein trockenes Brechen erklang, in das sich ein spitzer Schmerzensschrei mischte. Der Angreifer taumelte nach vorne und umklammerte sein gebrochenes Handgelenk, und im gleichen Augenblick schmetterte Adam ihm den Ellbogen in den Nacken. Der Fremde sank lautlos auf die Knie und kippte dann ohne Besinnung zur Seite. Der ganze Kampf hatte weniger als eine Sekunde gedauert.

»Adam!« schrie Godbold. »Hier! Das wirst du brauchen!«

Er warf das Schwert. Adam fing die Waffe mit einer instinktiven Bewegung am Griff auf. Sie lag gut in seiner Hand. Ihr Gewicht und das Ge-

fühl des lederbezogenen Stahls hatten etwas sonderbar Vertrautes. Trotzdem starnte Adam die Waffe eine halbe Sekunde lang verständnislos an.

»Was ... was soll ich damit?« murmelte er.

»Es wird es dir zeigen«, erwiderte Godbold. Dann schrie er: »Gib acht!« Die Warnung kam keine Sekunde zu früh, aber sie wäre auch nicht nötig gewesen. Adam spürte die Gefahr so deutlich, als hätte er die Gestalt gesehen, die plötzlich wie aus dem Nichts hinter ihm aufgetaucht war. Instinktiv duckte er sich, wirbelte in der gleichen Bewegung herum und schlug mit der flachen Seite des Schwertes zu. Trotzdem reichte die bloße Wucht des Hiebes, den Angreifer von den Füßen zu reißen und schwer gegen den Türrahmen stürzen zu lassen.

Adam fuhr hoch, entriß dem Mann mit der linken Hand seine Waffe und schmetterte ihm mit der anderen den Schwertknauf gegen den Schädel. Der Bursche gesellte sich zu seinem bewußtlosen Kameraden am Boden und lag still.

Doch damit war es noch nicht vorbei.

Im Gegenteil. Alles ging viel zu schnell, als daß Adam noch wirklich Einzelheiten wahrnahm oder auch nur wußte, was er wirklich tat; geschweige denn warum. Hätte er Zeit gehabt, über seine eigenen Reaktionen nachzudenken, dann hätten sie ihn vermutlich erschreckt, wenn nicht gar entsetzt. Plötzlich war der Bereich vor der Tür voller Gestalten, zwei, drei, vier, vielleicht auch mehr Männer in schwarzen Anzügen, die mit Armbrüsten, Schwertern oder anderen archaischen Waffen ausgerüstet waren. Und sie wußten verdammt gut damit umzugehen.

Adam registrierte eine Bewegung aus den Augenwinkeln und riß instinktiv den Kopf zur Seite. Eine Schwertklinge fuhr dicht neben seinem Gesicht in den Türrahmen und hackte handlange Späne aus dem Holz, eine zweite stocherte nach seinem Hals und hinterließ einen langen Riß in seiner Jacke, wie durch ein Wunder, ohne die Haut darunter auch nur zu berühren, und aus zwei oder drei Schritten Entfernung schoß einer

der Männer seine Armbrust auf ihn ab.

Adam riß das Schwert in die Höhe und schlug den Pfeil im Flug aus der Luft, und als wäre dies ein Signal gewesen, begriff er plötzlich, was Godbold gemeint hatte. Es war noch immer bizarr und unwirklich. Zu einem Gutteil verstand er noch immer nicht, was er eigentlich tat, aber ein Teil von ihm erinnerte sich plötzlich. Es war, als hätte das Schwert seinem Arm gezeigt, wie er die Waffe zu führen hatte. Die Klinge beschrieb einen rasend schnellen, schimmernden Halbkreis, zerschmetterte eine Armbrust und prellte einem anderen Mann die eigene Waffe aus der Hand, gleichzeitig sprang Adam zur Seite, machte eine komplizierte, beinahe tänzerisch anmutende Bewegung, an deren Ende er einem weiteren Angreifer so wuchtig vor das Knie trat, daß er mit einem gepeinigten Keuchen zu Boden ging.

Wieder wurde er angegriffen, diesmal von zwei Seiten zugleich. Ein Schwert stach nach seinem Hals, während ein zweiter Mann einen Hieb aus der entgegengesetzten Richtung führte. Adam parierte den Stich mit seiner eigenen Waffe, drehte hastig den Oberkörper zur Seite und griff mit der bloßen Hand nach der Klinge. Der rasiermesserscharfe Stahl zerschnitt sein Fleisch bis auf die Knochen. Es tat entsetzlich weh. Adam hörte sich selbst schreien, und trotzdem hatte der Schmerz etwas Unwirkliches. Statt loszulassen, packte er nur noch fester zu und entriß dem vollkommen überraschten Angreifer die Waffe. In der nächsten Sekunde hatte er dem Mann sein eigenes Schwert in den Oberarm gerammt.

Der Kampf endete beinahe so schnell, wie er begonnen hatte. Drei seiner vier Gegner waren ausgeschaltet und lagen verletzt oder bewußtlos am Boden, während der vierte Adam aus ungläubig aufgerissenen Augen anstarrte. Vielleicht begriff er allmählich, wie sehr er und die anderen ihr Opfer unterschätzt hatten, aber vielleicht sah er auch etwas anderes in ihm, etwas, von dem Adam selbst nicht wußte, was es war, das ihn aber vor Angst beinahe in den Wahnsinn zu treiben schien. Er

hob trotzdem automatisch sein Schwert und führte einen schwächlichen Schlag gegen Adams Brust, den dieser jedoch ohne die geringste Mühe parierte. Beinahe noch weniger Mühe bereitete es ihm, die meterlange Klinge des anderen mit seinem eigenen Schwert beiseitezuschlagen. Der Mann keuchte überrascht, ließ sein Schwert fallen und erstarrte dann regelrecht zur Salzsäule, als Adams Schwertspitze seine Kehle berührte. »Nun, Adam?« fragte Godbold in einem - wie Adam fand – unangemessen fröhlichen Ton. »Glaubst du jetzt an die Hand Gottes? Oder willst du immer noch behaupten, daß du Gewalt verabscheust?«

Adam achtete nicht auf ihn. Er betete ihm stillen, daß der andere es nicht merkte, aber Tatsache war, daß er über den Verlauf des Kampfes mindestens ebenso überrascht war wie die Angreifer; wahrscheinlich mehr. Obwohl der pochende Schmerz in seiner Hand ziemlich unmißverständlich das Gegenteil behauptete, kam er sich vor wie in einem Traum; so, als wäre er nur noch ein geduldeter Gast in seinem eigenen Körper, der den Geschehnissen folgen, sie aber nicht beeinflussen konnte.

»Wer seid ihr?« fragte er. »Was wollt ihr von mir, und wer hat euch geschickt?«

Der Mann starnte ihn weiter auf die gleiche, fassungslose Art an, mit einem Blick, in dem sich Überraschung und Furcht mit noch etwas anderem, vielleicht Schlimmerem mischten. Adams Schwertspitze hatte seine Haut geritzt, so daß ein einzelner Blutstropfen über seinen Hals lief, aber das schien er nicht einmal zu spüren.

»Rede!« verlangte Adam. Er verstärkte den Druck auf die Kehle des Mannes; nicht sehr, denn er wollte ihn nicht umbringen, aber doch fest genug, daß aus dem einzelnen Blutstropfen an seiner Kehle ein dünnes Rinnensal wurde.

»Niemals«, antwortete der andere. »Niemand wagt es, Zachary zu verraten!«

»Ich glaube nicht, daß du eine große Wahl hast«, sagte Adam. Zugleich

fragte er sich, was er tun würde, wenn der Mann weiter schwieg. Er konnte ihn nicht umbringen. Trotz allem wußte er einfach, daß er niemals einen Menschen töten würde, wenn es sich vermeiden ließ. Es war kein Zufall, daß er die anderen Angreifer zwar kampfunfähig gemacht, aber nicht umgebracht hatte.

»Doch«, sagte der Fremde. »Die habe ich.«

Und noch bevor Adam wirklich begriff, was er mit diesen Worten meinte, warf er sich mit einer kraftvollen Bewegung nach vorne, so daß die Schwertklinge seinen Hals durchbohrte.

Adam prallte mit einem entsetzten Keuchen zurück und starre abwechselnd das blutige Schwert in seiner Hand und den Toten im Schnee vor sich an.

Jemand lachte.

Es war ein leises, durch und durch böses Lachen, und es war noch viel mehr. Es war ein Geräusch, das Adam wie ein heißer Schmerz durchfuhr, denn es war eine Stimme, die er kannte.

So wie er das Gesicht kannte, in das er blickte, als er den Kopf hob.

Es war sein eigenes.

Und zugleich auch wieder nicht.

Vor ihm stand der Mann aus seiner Vision. Die Gestalt aus seinen Träumen. Der Ritter in Schwarz.

Sein Bruder.

»Hallo, Bruderherz«, sagte Zachary. »Wie ich sehe, hast du nichts verlernt in all den Jahren.«

Es gelang Adam nicht, den Worten zu folgen. Sie ergaben keinen Sinn, bloße Laute, deren Bedeutung ihm gleich war. Er konnte nicht antworten, sich nicht rühren, ja, nicht einmal denken. Wie gelähmt starnte er das Gesicht seines düsteren Ebenbildes an, und in jeder Sekunde, in der er es tat, stürmte eine neue Flut von Bildern und Gefühlen auf ihn ein, Fetzen von Erinnerungen, die endlich wieder erwacht waren, wie Teile eines einzigen, gigantischen Bildes, das in Millionen und Aber-

millionen Bruchstücke zerborsten war, die nun in hoffnungslosem Durcheinander hinter seiner Stirn herum wirbelten. Aber es gelang ihm nicht, das ganze Bild zu erkennen. Alle Erinnerungen schienen da zu sein, aber sie entzogen sich jedem Versuch, sie zu ordnen.

»Was ... was willst du?« murmelte er. Er hatte Mühe, die Worte auszusprechen. Er war noch immer wie gelähmt. Hätte sein schwarzes Spiegelbild ihn in diesem Moment angegriffen, wäre er hilflos gewesen. Doch Zachary war nicht gekommen, um ihn zu töten.

Mit einem dünnen, bösen Lächeln, das aus seinen scheinbar so vertrauten Zügen etwas vollkommen anderes Böses zu machen schien, trat er auf Adam zu, hob die Hand und drückte die blutige Schwertspitze mit zwei Fingern zur Seite.

»Weg mit dem Schwert«, sagte er kopfschüttelnd. »Du willst doch deinem eigenen Fleisch und Blut nichts antun, oder?«

Er hatte ihn schon einmal getötet. Und er hatte schon einmal dafür bezahlt. Es begann von vorne.

»Was ... was willst du?« stammelte er noch einmal. Er fühlte sich so hilflos wie nie zuvor im Leben.

»Wir haben alte Rechnungen zu begleichen, du und ich«, antwortete Zachary. »Erinnerst du dich wirklich nicht?« Er lächelte noch immer, doch plötzlich wurde seine Stimme hart. »Du hast mich einst getötet und mich in einem erbärmlichen Loch begraben. Aber du warst immerhin zuvorkommend genug, mir mein Schwert mit in mein Grab zu legen ... und den Stein. Weißt du noch?«

Adam schüttelte den Kopf. Hinter seiner Stirn tobte ein Chaos aus durcheinanderwirbelnden Bildern und Gefühlen. »Nein«, murmelte er.

»Oh, das wäre bedauerlich«, erwiderte Zachary. »Zumal ich für meinen Teil wirklich alles getan habe, um deine Erinnerungen zu beleben.«

Er trat einen Schritt zur Seite und hob die Hand, und aus der Dunkelheit hinter ihm traten vier weitere Gestalten hervor. Er erkannte einen der Männer in Schwarz, gegen deren Kameraden Adam gerade gekämpft

hatte, und die rothaarige Frau, die versucht hatte, Adam im Krankenhaus zu töten.

Die beiden anderen waren Kommissarin Menzel und ihr Mitarbeiter Bauer.

Adam machte einen erschrockenen Schritt und erstarrte wieder, als die Rothaarige ein Messer hob und es Menzel an die Kehle setzte.

»Tu nichts, was dir leid täte, Bruder«, sagte Zachary warnend. »Du kennst Beatrice. Es macht ihr Spaß, zu töten. Gib ihr lieber keinen Anlaß.«

»Laß sie gehen!« verlangte Adam.

»Sofort«, antwortete Zachary. »Gib mir mein Schwert, und sie ist frei.« Adams Blick irrte zwischen Menzels Gesicht und den Augen seines Bruders hin und her. Die Gefühle, die er darin las, hätten gegensätzlicher nicht mehr sein können. Zacharys Augen machten ihm angst, aber in Menzels Blick lag eine Furcht und ein Entsetzen, die ihm schier das Herz zusammenzupressen schienen. Ohne noch eine Sekunde zu zögern, wandte er sich ganz zu seinem Bruder um und hielt ihm das Schwert hin.

Zachary griff nicht danach, sondern prallte im Gegenteil beinahe erschrocken zurück. Adam war nicht sicher, aber für einen kurzen Moment, den winzigen Bruchteil einer Sekunde nur, schien der gelbe Stein im Griff des Schwertes wie unter einem geheimnisvollen, inneren Feuer aufzuleuchten.

»Das doch nicht«, seufzte Zachary. »Du bist rührend. Naiv und gutgläubig wie immer, aber rührend. Du würdest das einzige hergeben, was dich vor mir beschützt, um diese Frau zu retten ... Aber ich will es nicht. Ich will mein Schwert. Wo ist es. Wo liegen meine Gebeine, Bruder!«

»Ich weiß es nicht!« Adam schrie fast. Er versuchte sich mit verzweifelter Kraft zu erinnern, aber das Chaos hinter seiner Stirn wurde immer schlimmer.

»Er weiß es wirklich nicht, Zachary«, sagte Beatrice. »Bring ihn um.«

Zachary brachte sie mit einer wütenden Geste zum Verstummen. »Ich will das, was mir zusteht!« schrie er. »Wo ist es? Wo ist mein Grab!« »Ich würde es dir sagen, wenn ich es wüßte«, antwortete Adam. Die Worte waren ehrlich gemeint. Dies war nicht der Moment für Lügen. Auch das war etwas, was er plötzlich wußte, ohne zu wissen woher, aber jenseits allen Zweifels: Sie hatten sich niemals gegenseitig angelogen. Trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen war. »Aber ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nicht mehr, wo es ist.« Er deutete auf Menzel. »Laß sie gehen, ich bitte dich! Ihr Tod nutzt dir nichts.« »Aber ihr Leben auch nicht«, seufzte Zachary.

»Bist du immer noch blutrünstig?« fragte Adam. »Nach all den Jahren noch? Hat dich dein eigener Tod wirklich so wenig gelehrt?«

»Es waren gerade all die Jahre, Bruder«, antwortete Zachary. »Du selbst hast mich zu einem Leben als Ruheloser verdammt. Wie soll ich Frieden finden? Wie soll ich mit der Langeweile der Jahrhunderte fertig werden, die zu leben du mich gezwungen hast, ohne diese hübschen kleinen Späße? Selbst der Charme deiner bezaubernden Frau war nach den ersten Jahrhunderten ein wenig verblaßt.«

»Meiner ... Frau?« keuchte Adam.

Beatrice lächelte und machte einen Kußmund. »Bis daß der Tod uns scheidet, Geliebter. Oder auch ein bißchen länger, je nach dem.«

Zachary seufzte. »Du brauchst wirklich länger, um zu begreifen, als ich dachte ... Wirklich ein Jammer - denn bis du dein Gedächtnis wiederfindest, wird um dich herum alles sterben.«

»Aber -«

»Es wäre besser, du erinnerst dich bald, Bruder«, sagte Zachary. »Sehr bald.« Er wandte sich an Beatrice. »Bring sie um.«

Adam schrie voller Entsetzen auf und warf sich nach vorne. Er reagierte so schnell und kornpromißlos wie niemals zuvor, und vielleicht war es tatsächlich das allererste Mal in seinem Leben, daß er ganz bewußt einen Menschen getötet hätte.

Und trotzdem war er nicht schnell genug. Er erreichte Beatrice und riß sie an den Schultern herum, doch einen Sekundenbruchteil, bevor er es tat, stieß sie den Dolch bis ans Heft in Menzels Hals.

»Es ... wird Zeit. Sie sollten jetzt gehen.«

Es war das dritte, vielleicht auch vierte oder fünfte Mal, daß der Arzt die gleichen Worte zu Adam sagte; immer in der gleichen, fast furchtsamen Art, und immer im gleichen, geduldigen Tonfall. Adam sah hoch, blickte einen Moment lang in Godbolds Augen und sah dann wieder in Menzels blasses, schweißüberströmtes Gesicht hinab. Sie hatte das Bewußtsein bisher nicht wiedererlangt, aber ihr Schlaf war nicht ruhig. Manchmal zuckten ihre Lippen, und die Augen hinter den geschlossenen Lidern bewegten sich hektisch. Die Ärzte hatten ihre Hände festbinden müssen, damit sie sich nicht selbst verletzte oder die Infusionsnadel herausriß, die in ihrer Vene steckte.

»Sie können ohnehin nichts für Sie tun«, fügte der Arzt hinzu. »Und sie braucht jetzt wirklich Ruhe.«

Einen Moment lang sah es so aus, als würde Adam auch jetzt wieder nicht auf die Worte reagieren. Der Professor - es war der gleiche Arzt, der auch Adam behandelt und nach seiner Flucht aus der Klinik mit Menzel gesprochen hatte, was vielleicht zu einem Gutteil der Grund für die Unsicherheit war, mit der er ihm begegnete - hatte vor einer guten Stunde zum ersten Mal versucht, Adam zum Verlassen des Krankenzimmers aufzufordern, aber er hätte wohl auch jetzt noch nicht darauf reagiert, wäre es Godbold nicht endlich zuviel geworden, so daß er die Hand ausstreckte und ihn leicht an der Schulter berührte.

»Er hat recht«, sagte er leise. »Du hast alles für Sie getan, was in deiner Kraft stand. Der Rest liegt jetzt allein in Gottes Hand.«

Beinahe hätte er gelacht. »In Gottes Hand?« flüsterte er bitter.

Eine Spur von Trauer mischte sich in das ehrlich empfundene Mitgefühl in Godbolds Blick, aber auch noch etwas. »Versündige dich nicht«, sag-

te er ernst. »Ich kann deinen Schmerz verstehen, aber du darfst nicht zweifeln.«

Adam setzte zu einer Antwort an, beließ es aber dann bei einem müden Kopfschütteln und stand auf. In Gottes Hand ... Er war ein gläubiger Mann. Er hatte sein Leben in den Dienst des Glaubens gestellt, und er hatte niemals gezweifelt; selbst jetzt nicht. Und doch war dies einer der Momente, in denen er sich fragte, warum das alles sein mußte. Sein endloser Kampf gegen seinen dunklen Bruder war eine Sache; etwas, das er schon irgendwie bestehen würde, auch wenn er immer noch nicht wußte wie. Aber wenn es so etwas wie eine höhere Gerechtigkeit gab, wieso ließ sie dann immer wieder zu, daß Unschuldige in diesen uralten Kampf hineingezogen wurden und dabei zu Schaden kamen?

Er hielt diesen Gedanken nicht lange genug fest, um zu einer Antwort zu gelangen - vielleicht, weil er Angst vor dieser Antwort gehabt hätte. Er sah Godbold nur noch einige weitere Sekunden lang stumm und voller unausgesprochener Trauer an, dann trat er endgültig von Menzels Krankenbett zurück und wandte sich zur Tür. Doch bevor er den Raum verließ, holte ihn der Arzt ein und hielt ihn am Arm zurück.

Adam senkte kurz den Blick auf seine Hand, und der Mann zog den Arm fast erschrocken zurück. »Entschuldigen Sie«, sagte er hastig. »Ich wollte nicht ...«

Er verstummte, als Adam ihn direkt ansah, und für einen winzigen Augenblick spiegelte sich auf seinem Gesicht nichts anderes als nackte Furcht.

Angst vor ihm ...

Die Erkenntnis versetzte Adam einen regelrechten Schock. *War das wirklich alles, was er als Lohn für seinen ewigen Kampferhalten sollte? Angst?*

»Ich muß mich entschuldigen, Herr Doktor«, sagte er leise. »Ich ... wollte Sie nicht behindern. Es ist nur so, daß sie ...«

»Ich verstehe schon«, unterbrach ihn der Arzt. »Diese Frau steht Ihnen

sehr nahe, nicht?«

»Merkt man das so deutlich?«

»Man bekommt einen Blick für so etwas, in meinem Beruf«, antwortete der Arzt. Er lächelte, aber es wirkte bitter. »Ich sehe so viel Leid und Tod bei dem, was ich tue, daß mir das bißchen Glück, das mir begegnet, um so mehr auffällt. Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

Adam wußte, wie sie lauten würde, und er wollte nicht darüber reden. Aber er hatte das Gefühl, dem Mann etwas schuldig zu sein. »Gerne.«

»Wie haben Sie das gemacht?« fragte der Arzt.

»Was gemacht?« erwiderte Adam.

»Sie war tot«, antwortete der Professor. »Als sie eingeliefert wurde, war sie klinisch tot. Genau wie Sie vor einer Woche. Und jetzt lebt sie wieder. Wer sind Sie?«

»Wird sie durchkommen?« fragte Adam, ohne auf die letzte Frage des Arztes einzugehen. Vielleicht würde er sie eines Tages beantworten, aber im Moment hätte er es nicht einmal gekonnt, wenn er es gewollt hätte.

»Noch vor zehn Minuten hätte ich diese Frage mit einem klaren Nein beantwortet«, sagte der Arzt. »Aber jetzt ...« Er warf einen langen, nachdenklichen Blick auf Menzel, dann auf die Instrumente, die ihr Bett umgaben, und schließlich zuckte er mit den Schultern. »Ich denke, ja.«

»Dann ist es gut«, sagte Adam. »Geben Sie gut auf sie acht, Herr Doktor.«

Und damit wandte er sich um und verließ das Krankenzimmer. Der Professor sah ihm mit unverhohlener Enttäuschung nach, aber er machte keine Anstalten, seine Frage zu wiederholen oder Adam gar noch einmal zurückzuhalten. Vielleicht ging es ihm tief in sich drinnen nicht anders als Adam selbst: Möglicherweise wollte auch er die Antwort auf seine eigene Frage im Grunde gar nicht wissen.

Matthias, Bauer und ein gutes halbes Dutzend weitere Polizeibeamte, teilweise in Uniform, teilweise in Zivil, warteten draußen auf dem Flur

auf ihn. Adam war nicht überrascht. Er hatte Godbold noch im Krankenwagen gebeten, Matthias herzubestellen, und er hatte selbstverständlich damit gerechnet, daß Bauers Kollegen die eine oder andere Frage an ihn hatten. Und wahrscheinlich auch schon die eine oder andere Gefängniszelle reserviert. Darüber machte er sich keine Sorgen. Die Kerkerzelle, die ihn halten konnte, war noch nicht gebaut worden.

»Wie geht es ihr?« fragte Bauer. Sein Gesicht war angeschwollen, und sein linker Arm hing in einer Schlinge. »Kommt sie durch?«

»Ja«, antwortete Adam. »Sie lebt. Und sie wird weiterleben.«

Auf den Gesichtern der Polizeibeamten machte sich unübersehbare Erleichterung breit, aber zumindest Bauer wirkte zugleich auch ungläubig - und schon wieder mißtrauisch wie eh und je. »Aber sie ...«

»Er sagt die Wahrheit.« Adam hatte nicht einmal bemerkt, daß der Professor Godbold und ihm unmittelbar gefolgt war. Er wandte den Kopf und warf dem Arzt einen dankbaren Blick zu, und der Professor fuhr fort: »Kommissarin Menzel ist sehr schwer verletzt, meine Herren. Sie braucht jetzt absolute Ruhe. Dürfte ich Sie also bitten, ihre Unterhaltung anderswo fortzusetzen.« Er deutete den Gang hinunter.

Bauer zögerte eine Sekunde, aber Adam ging mit schnellen Schritten an ihm vorbei, so daß er ihm folgen mußte, ob er wollte oder nicht. Godbold, Matthias und zwei der anderen Beamten schlossen sich ihm an.

Nach ungefähr zehn Schritten blieb Bauer wieder stehen und machte eine herrische Geste mit der freien Hand. »Ich glaube, Sie sind mir ein paar Erklärungen schuldig«, sagte er.

»Reden Sie keinen Unsinn«, polterte Godbold. »Sie waren doch dabei, oder? Was wollen Sie noch wissen?«

Bauer starrte ihn an. Seine Augen funkelten kampfeslustig - aber dann drehte er sich zu ihrer aller Überraschung mit einer hastigen Bewegung zu seinen Kollegen um und schickte sie fort. »Die Wahrheit«, sagte er, nachdem sie allein waren.

»Die Wahrheit?« Godbold lachte rauh. »Oh nein. Die wollen Sie bestimmt nicht wissen. Glauben Sie mir.«

Zu Adams neuerlicher Überraschung reagierte Bauer auch jetzt ganz anders, als er erwartete. Der Zorn in seinen Augen erlosch nicht ganz, aber er wich doch mehr und mehr einem Ausdruck von Unsicherheit, der jetzt zu stark war, als daß er ihn noch gänzlich unterdrücken konnte.

»Vielleicht haben Sie sogar recht«, sagte er. »Aber ich ...« Er stockte.

»Ich verstehe einfach nicht, was hier vorgeht«, sagte er schließlich.

»Auch ich verstehe es nicht«, antwortete Adam. »Noch nicht. Aber ich werde es herausfinden, das verspreche ich Ihnen.«

Er wollte weitergehen, aber Bauer hielt ihn mit dem gesunden Arm fest.

»Wo wollen Sie hin?«

»Fort«, antwortete Adam. »Ich muß weg. Es sind schon zu viele Unschuldige meinetwegen gestorben.«

»Fort?« vergewisserte sich Bauer. »Sie ... Sie meinen ... weg? Nicht nur aus dem Krankenhaus, sondern -«

»Ich weiß nicht, wohin«, unterbrach ihn Adam. »Ich muß ... jemanden finden. Vielleicht etwas.«

»Dieses Grab«, murmelte Bauer. Adam nickte.

»Aber ich kann Sie nicht gehen lassen«, sagte Bauer. Er klang unglücklich. »Nicht nach allem, was passiert ist.«

»Ich muß gehen«, wiederholte Adam. »Sie waren dabei! Sie haben gesehen, was passiert ist! Ich bin eine Gefahr für alle, die in meine Nähe kommen. Sie treffen mich durch die Menschen, die mir nahestehen.«

»Fort?« fragte nun auch Matthias. Wenn überhaupt, dann klang er noch entsetzter als Bauer. »Aber Sie ... Sie können nicht einfach gehen. Die Firma, und -«

Adam lächelte. »Sie führen sie hundertmal besser, als ich es je gekonnt habe, mein Freund«, sagte er. »Das wissen Sie doch. Und wir werden in Verbindung bleiben.«

»Aber wir ... wir könnten Ihnen helfen«, murmelte Matthias. Er sah aus,

als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Das könnt ihr«, bestätigte Adam. »Und das werdet ihr vermutlich auch müssen. Ich weiß nicht, was mir bevorsteht, aber ich werde jede Hilfe brauchen, die ich bekommen kann. Doch nur aus der Ferne. Niemand soll mehr meinetwegen sterben. Bleiben Sie hier, und kümmern Sie sich um die Firma. Und Sie, Bauer: geben Sie auf Kommissarin Menzel acht. Vielleicht kann ich eines Tages zurückkommen.«

»Sie ... Sie wollen sich diesen Leuten tatsächlich ganz allein stellen?« fragte Bauer.

»Ich habe keine Wahl«, antwortete Adam. »Bis es vorüber ist, muß ich allein weiterziehen.«

»Also ist der ruhelose Ritter wieder erwacht«, sagte Godbold. Er sprach ganz leise. Weder Bauer noch Matthias hatten seine Worte gehört, aber Adam schauderte innerlich bei ihrem Klang. Eine neue Erinnerung gesellte sich zu dem klarer werdenden Bild hinter seiner Stirn; ein Name, an den er sich schon mehrmals erinnert hatte, ohne zu wissen, was er bedeutete.

Ohne ein weiteres Wort, ohne irgendeinen Abschied, drehte er sich um und ging. Aber während er den Flur hinunterging, begriff er es endlich. Nun wußte er wieder, warum man ihn so genannt hatte, in jenem andern, unendlich weit zurückliegenden Leben:

Den Wanderer.